

Nicht nur Semirurali



Città di Bolzano
Stadt Bozen

Assessorat für Kultur und aktives Zusammenleben

Nicht nur Semirurali

Herausgegeben von der Arbeitsgruppe
Für ein Museum in den „Semirurali“

Mitglieder der Arbeitsgruppe *Für ein Museum in den „Semirurali“*

Carlo Azzolini
Milena Cossetto
Giorgio Delle Donne
Ivan Dughera
Elena Farruggia
Ennio Marcelli
Martha Stocker
Martha Verdorfer

Beiträge von

Giuseppe Albertoni
Carlo Azzolini
Milena Cossetto
Lorenzo Dal Ri
Giorgio Delle Donne
Ivan Dughera
Carla Giacomozzi
Christoph Hartung von Hartungen
Ennio Marcelli
Rolf Petri
Martha Verdorfer

Koordinierung und Redaktion der Beiträge

Amt für Museen und kunsthistorische Kulturgüter der Stadtgemeinde Bozen

Graphische Gestaltung

Circus Büro für Kommunikation und Gestaltung, Innsbruck (A)

Übersetzungen

Studio Traduc, Bozen

2013, Zweite Auflage. Alle Rechte vorbehalten

© by Città di Bolzano / Stadt Bozen

Ufficio Servizi Museali e Storico-Artistici / Amt für Museen und kunsthistorische Kulturgüter

Das Assessorat für Kultur der Stadt Bozen hat 2004 die 1. Auflage von «Nicht nur Semirurali» / «Semirurali e dintorni» veröffentlicht. Eine Arbeitsgruppe von Fachleuten hat im Auftrag der Gemeindeverwaltung die Geschichte des Don-Bosco-Viertels in Neugries gründlich aufgearbeitet. Das Interesse an der Publikation war so groß, dass sie in relativ knapper Frist vergriffen war.

Zur Zeit wird an der Dauerausstellung “Semirurali” gearbeitet, die im einzigen erhaltenen Haus des ehemaligen Bauprogramms in der Baristraße eingerichtet werden wird. Die Auseinandersetzung mit den historischen, sozialen und städtebaulichen Aspekten Viertels gewinnt somit wieder an hoher Aktualität.

Es ist wichtig, das Bewusstsein für die Geschichte der eigenen Stadt wachzuhalten, und diese Aufgabe geht Hand in Hand mit der Bewahrung von historischer Bausubstanz und der Inwertsetzung von Erinnerung. Die Bedeutung des Vergangenen liegt dabei in seiner Vermittlung begründet: Den jungen Generationen die Geschichte ihrer Mütter und Väter zu vermitteln, ist eine Investition in die Zukunft – wer vergisst, woher er stammt, weiß bekanntlich auch nicht, wohin ihn sein Weg führen wird.

Die Geschichte des Neugrieser Don-Bosco-Viertels ist ein Spiegelbild der Geschichte Bozens: Die Besonderheiten und Eigenheiten dieser Stadt sind im Laufe der Jahrhunderte gewachsen und hängen eng mit ihrer besonderen Lage im Herzen der Alpen und am Schnittpunkt zweier großer Kulturen zusammen. Bozen wurde auch nachhaltig geprägt von den Geschehnissen im 20. Jahrhundert, von den Nationalismen, von der Herrschaft totalitärer Regimes und vom manchmal obsessiven Bedürfnis nach Identität.

Bozen ist aber auch die Stadt eines Grenzlandes, in dem verschiedene Sprachen und Kulturen bedeutsame kulturelle Gemeinsamkeiten hervorgebracht haben. Diese haben maßgeblich zu jener Autonomie beigetragen, wie wir sie heute kennen.

All diese Überlegungen haben das Assessorat für Kultur veranlasst, das bereits 2004 erschienene, aber längst vergriffene Werk unverändert neu aufzulegen. Einzig offensichtliche Druckfehler wurden berichtigt.

Wir sind der Überzeugung, dass die im Buch enthaltenen Essays und Fotostrecken weiterhin eine unverzichtbare Grundlage für die Aufarbeitung der Geschichte des Don-Bosco-Viertels bieten.

Patrizia Trincanato
Stadträtin für Kultur und aktives Zusammenleben

Inhaltsverzeichnis

Giuseppe Albertoni <i>Das Chorherrenstift St. Maria in der Au und Bozen im Mittelalter</i>	10
Lorenzo Dal Ri <i>St. Maria in der Au in Bozen: Ergebnisse und Ausgrabungen</i>	38
Christoph Hartung von Hartungen <i>Die Dämme der Talfer und des Eisack: der Schutz vor den Überschwemmungen</i>	64
Giorgio Delle Donne <i>Die „moderne“ Stadt</i>	90
Ivan Dughera <i>„Semirurali“: Überlegungen zu einer anthropologischen Annäherungsweise</i>	102
Carlo Azzolini <i>Anmerkungen zur Stadtplanungsgeschichte der „Semirurali“</i>	124
Rolf Petri <i>Die Industriezone am Grutzen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs</i>	138
Carla Giacomozzi <i>Das Bozner NS-Durchgangslager</i>	160

Martha Verdorfer <i>Bozen von Kriegsende bis zur Gegenwart</i>	170
Milena Cossetto <i>1900–2000: Bozen, Schulgeschichten</i>	190
Ennio Marcelli <i>Die „Semirurali“ in Bozen</i>	214
Carla Giacomozzi <i>Bilder der „Semirurali“ aus dem ATER - Fotobestand von Venedig</i>	244

Das Chorherrenstift St. Maria in der Au und Bozen im Mittelalter

Das rechte Ufer der Talfer: ein Ort, der schwer zu durchqueren und urbar zu machen ist

***Bauzanum*: Vielfalt in einem Namen**

Der Ortsname *Bauzanum* ist seit dem Frühmittelalter in den Quellen bekundet. Im ausgehenden 8. Jh. spricht der Langobardenhistoriker Paulus Diaconus, welcher ein wichtiges Werk über die Geschichte seines Volkes schrieb, von einem bajuwarischen Grafen, der um 680 in *Bauzanum* regierte. Es waren mehr oder weniger dieselben Jahre, als Paulus Diaconus die *Geschichte der Langobarden* abfasste und der Bayernherzog Tassilo III. bei seiner Rückkehr aus Italien in *Bauzono* die Urkunde zur Gründung des Benediktinerklosters Innichen erließ. 1027, also über zweihundert Jahre später, erließ Kaiser Konrad II., ebenfalls auf dem Rückweg von Italien, eine Urkunde, mit welcher das *Comitatus Bauzanum* dem Bischof von Trient übergeben wurde. Ab diesem Zeitpunkt häufen sich die Zeugnisse von *Bauzanum*.

Wenn nur oberflächlich gelesen, scheinen diese Fakten eine historische Kontinuität zwischen dem heutigen Bozen und dem mittelalterlichen *Bauzanum* zu bezeugen. Wie es jedoch oft vorkommt, bezeichnen ähnliche Namen nicht immer etwas Ähnliches, und das gilt insbesondere für Ortsnamen. Um die Gründung und das Wirken von Kloster St. Maria in der Au – wie wir gleich sehen werden, wäre „Stift“ eigentlich die treffendere Benennung – geschichtlich besser einordnen zu können, wird in der Folge kurz auf einige bedeutende

Momente im Zusammenhang mit der Besiedlung des Bozner Beckens eingegangen.

Das natürliche Umfeld: Sumpf und Fels

Landschaften üben einen enormen Einfluss auf die Geschichte der Menschen aus. Historiker und Geografen haben in Vergangenheit den Einfluss der Umwelt auf die Organisation menschlicher Siedlungen häufig sogar zu deterministisch interpretiert. Heute wissen wir, dass zwischen Mensch und Umwelt eine Wechselbeziehung besteht. Sind die Entwicklung und die Organisation der Gesellschaft an das geographische Umfeld gebunden, kann durch die Anwesenheit des Menschen eine Landschaft erheblich, ja sogar tiefgreifend, verändert werden. Das ist der Fall Bozens.

Das heutige Bozen liegt in einem Gebiet, in dem drei wichtige Wasserläufe zusammenfließen, die aus den angrenzenden Tälern kommen. Diese sind: die Etsch, die Talfer und der Eisack. In der Vergangenheit drang insbesondere die Talfer, welche mit hoher Geschwindigkeit dem Sarntal entlang herabrauscht, mit voller Gewalt ins Bozner Becken ein, beförderte Geröll und Wasser und verursachte so verheerende Überschwemmungen. Betroffen war das Gebiet vom Eingang des Sarntales bis zum Zusammenlauf von Talfer und Eisack sowie ganz Gries. Bei hohem Wasserstand trat auch der Eisack oft gewaltsam über seine Ufer und die Wassermassen verbreiteten sich über die Zone, die vom heutigen Bahnhof bis zu Schloss Sigmundskron reicht. Als Folge bildeten sich in weiten Teilen des Bozner Talkessels Sumpf und Morast, wodurch die Errichtung stabiler Siedlungen auf der Talsohle erschwert bzw. unmöglich wurde. Dieses Sumpfgebiet lag am Fuße einer trockenen und felsigen Bergkette **[Abb. 1]**.

Von den umliegenden Tälern führten nicht nur die Flüsse, sondern auch bedeutende, auf deren Hängen oder Anhöhen angelegte Verkehrswege in den Bozner Kessel. Der Bozner Raum war somit „von Natur aus“ einerseits eine Schnittstelle gefährlicher Flüsse, und ande-

rerseits wichtiger Verkehrswege, welche die Regionen der Ostalpen und andere Gebiete miteinander verbanden.

Schon in der Vorgeschichte war das Vorhandensein von Wasser und Verkehrswegen für die Besiedlung des Bozner Beckens ein ausschlaggebender Faktor. Wegen der moorigen Talsohle und der Überschwemmungsgefahr hatte man von der Errichtung größerer Siedlungen und dem Bau von Straßen längs der Flüsse abgesehen. Die ersten festen Siedlungen entstanden folglich am Fuße der Berge, dicht an den steilen Hängen, die vom Bozner Talkessel auf die umliegenden Berge führen. Mehrere archäologische Studien der letzten Jahrzehnte haben belegt, dass es mindestens ab dem 1. Jahrtausend v. Chr. auf den Anhöhen in der Umgebung von Bozen bzw. der unmittelbar angrenzenden Talsohle ein Siedlungsnetz gab, und zwar in Gries, auf dem Guntschnaer Berg, in Moritzing, auf dem Virglberg und nahe Schloss Sigmundskron.

Drehscheibe der Alpen

Erst mit der Einnahme des Etschgebietes durch die Römer im ausgehenden 1. Jh. v. Chr. entstanden allmählich einige kleinere, relativ feste Siedlungen auf der Talsohle, die vor allem militärischen Zwecken oder dem Wegenetz dienten. Nach der Ausdehnung der römischen Gebiete nördlich des Brenners wurden der Vinschgau und das Eisacktal zu zwei wichtigen Verkehrswegen, die Italien und die neuen Gebiete des Reiches miteinander verbanden. In Anbetracht dessen ließ Kaiser Claudius um die Mitte des 1. Jh. n. Chr. die *Via Claudia Augusta Padana* ausbauen und befahrbar machen. Diese Römerstraße reichte von Ostiglia, einem wichtigen Flusshafen am Po, über das Lagarinaltal bis in den Bozner Kessel, dann weiter in Richtung Vinschgau bis hin nach *Augusta Vindelicorum*, dem heutigen Augsburg.

Zur Römerzeit gewann auch die Brennerstraße zunehmend an Bedeutung. Das bezeugt die so genannte *Tabula Peutingeriana*, eine Karte mit einer malerischen Beschreibung der alten Welt aus dem 4. Jh.,

von welcher eine Kopie aus dem Mittelalter überliefert wurde [Abb. 2]. Die Karte ist nicht so sehr realistisch, sondern vielmehr eine schematische Aufzeichnung der „Etappenstationen“ und deren Entfernungen, mit den heutigen Karten der Eisenbahnlinien oder der Untergrundbahnen vergleichbar.

Auf der *Tabula Peutingeriana* liegt zwischen den „Stationen“ „*Tridente*“ (*Tridentum*, Trient) und „*Sublavione*“ (Kollmann) ein Ort namens „*Pontedrusi*“. Historiker und Archäologen haben lange über die exakte örtliche Bestimmung von *Pons Drusi* diskutiert. Aufgrund der auf der *Tabula* wiedergegebenen Entfernung zu Trient und zu Kollmann musste er sich im Bozner Talkessel befinden. Nach den in der Zone zwischen Dom und Kapuzinerkloster gemachten archäologischen Funden dürfte sich *Pons Drusi* genau hier befunden haben. Es war ein strategischer Punkt für die auf die Alpennordseite führenden Verkehrswege.

***Bauzanum* zwischen Bajuwaren, Langobarden und Franken**

Der Untergang des Weströmischen Reiches brachte für die Gebiete des Alpenraums eine lange Periode großer politischer und militärischer Unbeständigkeit mit sich. Auch *Pons Drusi* wird in den Quellen nicht mehr erwähnt. Erst in der zweiten Hälfte des 8. Jh. taucht ein neuer Ortsname auf, der – mit verschiedenen Varianten – bis in die heutige Zeit führt: *Bauzanum*. In den Jahrhunderten, die zwischen der Erwähnung von *Pons Drusi* und jener von *Bauzanum* lagen, erlebte das Gebiet des heutigen Trentino-Südtirol umfassende Veränderungen auf siedlungspolitischer, institutioneller und religiöser Ebene. Untersuchen wir zunächst den letzten Aspekt.

Die im 4. Jh. einsetzende schrittweise Christianisierung der Region zwischen Inn und Etsch gipfelte in der Gründung der beiden Bischofsitze Trient (Mitte des 4. Jh.) und Säben (5. Jh.). Die dadurch entstandene Diözesaneinteilung reichte fast bis in die heutige Zeit. Das Bozner Becken wurde in die Diözese Trient einverleibt, welche einen

Großteil des heutigen Trentino umfasste. Sie reichte bis zum Eingang des Eisacktales, wo sie an die Diözese Säben angrenzte, und bis zum Meraner Kessel, wo sie an die Diözese Chur angrenzte. Die Diözesen Säben und Trient gehörten um die Mitte des 6. Jh. zur Kirchenprovinz Aquileja. Diese Zeit der Neuordnung der kirchlichen Organisation ging mit einer ersten Bauphase von Kultstätten einher. Ein Beispiel ist die ins 5. Jahrhundert datierende frühchristliche Basilika, deren Spuren unter dem heutigen Bozner Dom ans Licht kamen.

Während die kirchliche Organisation allmählich feste Konturen annahm, herrschte auf politischer und institutioneller Ebene noch keine Ordnung. Der östliche Alpenraum war nach dem 5. Jh. Schauplatz der Niederlassung und des Durchzuges verschiedener Völker, größtenteils Germanenstämme, gewesen. Besonders kritisch und unbeständig wurde die Lage im Bozner Raum nach der Mitte des 6. Jh., als Trient durch die Gründung des Langobardenreiches (568) Mittelpunkt eines wichtigen Herzogtums wird. Der Bozner Kessel stellte eine offene, für die Langobarden gefährliche Flanke dar. Mehrmals hatten sie versucht, das Gebiet unter ihre ständige Kontrolle zu bringen. Bei diesen Expansionsbestrebungen stießen sie auf die Franken, die immer häufiger von Chur und dem Vinschgau aus eindringen, aber insbesondere auf die Bajuwaren, die ihre Herrschaft auf das Eisacktal, das Pustertal und den Bozner Talkessel ausdehnen wollten.

Wenn man die Lage jener Zeit untersucht, darf man nicht den Fehler begehen, in heutigen politischen Kategorien zu denken. Es muss bedacht werden, dass weder die Franken noch die Bajuwaren und die Langobarden „Staaten“ im modernen Sinne gegründet hatten. Wenngleich sie verwaltungspolitisch organisiert waren, übten sie die Macht über ihre Gebiete vor allem mithilfe einer kriegerischen Aristokratie aus, die ihren Herrschern vielfach eine persönlich verankerte Treue entgegenbrachte. Ihre militärischen Eroberungen ab dem 7. Jh. waren daher nicht von Zuwanderung, sondern von militärischer Besetzung gekennzeichnet. Das waren die Umstände, als in den Quellen der Begriff *Bauzanum* auftaucht.

Wie eingangs bereits angedeutet, wird *Bauzanum* erstmals im Zusammenhang mit einem Ereignis aus dem Jahre 680 erwähnt, von dem etwa 100 Jahre später Paulus Diaconus in seiner *Geschichte der Langobarden* berichtet. Eigentlich war der Bozner Raum in diesem Werk, wenngleich nicht ausdrücklich genannt, bereits Hintergrund der Erzählung über die heftige militärische Auseinandersetzung zwischen fränkischen und langobardischen militärischen Besatzungen gewesen, die sich zwischen 570 und 590 bekämpft hatten. Ganz offen spricht Paulus Diaconus hingegen von *Bauzanum*, als er den Aufstand des Trientner Fürsten Alachis gegen den Langobardenkönig Perctarit beschreibt.

Einer der auslösenden Momente dieses Kampfes war unter anderem die Schlacht von Alachis, so die Erzählung von Paulus Diaconus, „gegen den – von ihnen ‚gravio‘ genannten – Bayerngrafen, der über Bozen und die anderen Burgen herrschte und ihn mit einem schönen Sieg bezwang“. Der Übergriff auf den bajuwarischen Grafen erklärt sich damit, dass der Bayernherzog und der Langobardenkönig zu jener Zeit Verbündete waren. Ein Sieg über den Grafen von Bozen bedeutete für Alachis die Schwächung sowohl des einen als auch des anderen. Bei dieser Untersuchung muss jedoch hervorgehoben werden, dass das *Castrum Bauzanum* um das Jahr 680 unter bayrischer Herrschaft stand. Jüngste Ausgrabungen in der Nähe der Vigiliuskirche am Virgl lassen darauf schließen, dass das *Bauzanum* genannte und von Paulus Diaconus erwähnte *Castrum* (befestigte Siedlung) oder zumindest die Residenz des Grafen, genau auf diesem Hügel lag.

Hält man sich die von Paulus Diaconus und die vom Freisinger Bischof Arbeo in *Vita Corbiniani*, einer weiteren bedeutenden Geschichtsquelle des 8. Jh., gelieferten Daten vor Augen, resultiert, dass das politisch-institutionelle System im Bozner Raum im 8. Jh. äußerst prekär und instabil war. Dieses Bild spiegelt auch die allgemeine Unbeständigkeit der Beziehungen zwischen Franken, Langobarden und Bajuwaren wider. Höchstwahrscheinlich dauerte die Langobardenherrschaft im Bozner Kessel nach Alachis' Sieg – bis auf einige kurze Unterbrechungen – bis zum Tod von König Liutprand (744), als die Ba-

juwaren wieder an die Macht kamen.

In der zweiten Hälfte des 8. Jh. wird *Bauzanum* zum zweiten Mal ausdrücklich erwähnt. Und zwar in der Gründungsurkunde von der Stiftskirche Innichen im Pustertal. Dieses Dokument wurde 769 vom Bayernherzog Tassilo III. in *Bauzano*, auf seiner Rückreise von Italien, erlassen. Als Tassilo dieses Dokument erließ, war das Schicksal der Bayernherrschaft allerdings schon bestimmt, da das Herzogtum Bayern zu den Hauptzielen der fränkischen Expansionsbestrebungen gehörte. Im Kampf gegen die Franken von Karl dem Großen lieferten sich Tassilo und die fränkischen Truppen 784 in *Pozanum* eine Schlacht. Drei Jahre später zog das Heer Pippins, König Italiens und Sohn Karls des Großen, in *Bauzanum* ein. In der Auseinandersetzung mit Karl dem Großen unterlag Tassilo. 788 wurde das Stammesherzogtum Bayern, wie es einige Jahre zuvor (774) mit dem Langobardenreich geschehen war, in das Frankenreich eingegliedert. Auch *Bauzanum* kam dadurch für etwa 100 Jahre unter die Frankenherrschaft.

***Bauzanum* und der Wein**

Eine präzise Beschreibung der Siedlungen und der Landschaft des Bozner Kessels vor dem Jahre 1000 ist nicht möglich, da bis zum 10. Jh. nur vereinzelt Quellen vorliegen. Etwas geht aus den wenigen verfügbaren Quellen aber eindeutig hervor. Schon zur Karolingerzeit war der Bozner Raum ein wahrhaftes „Weinparadies“, und auf den Berghängen dürfte es viele Reben gegeben haben. Diese Weingärten haben einige große Klöster bzw. Bischofssitze des bayrischen Raums veranlasst, Gründe und Weingüter zu kaufen. Zunächst vor allem in Gries und auf den Hängen des Rittner Berges. Zeugnisse belegen, dass ab dem Frühmittelalter verschiedene Grundstücke im Besitz der Bischöfe von Freising und Augsburg sowie wichtiger Klöster wie Tegernsee, Benediktbeuren oder Weihenstephan, um nur die wichtigsten zu nennen, standen. Man darf nicht vergessen, dass der Wein nicht nur eines der wenigen vorhandenen Getränke war, sondern auch bei der Messfeier

gebraucht wurde. Die kirchlichen Einrichtungen, die nicht in Weinbaugebieten lagen, hatten demzufolge Interesse daran, dort Gründe und Besitzungen zu erstehen, wo die Reben gedeihen.

Um den Besitz der Weingüter entflamten viele Konflikte. Der schärfste brach um die Mitte des 9. Jh. zwischen dem Bischof von Trient Udalschalk und dem Bischof von Freising Anno aus, die sich um den Besitz einiger Weingüter in *Pauzanam* stritten. Gelöst wurde er erst durch das Einschreiten des Ostfrankenkönigs, Ludwig der Deutsche, und des Königs von Italien, Ludwig II.

Was die Verwaltung des Grundbesitzes angeht, kann aufgrund der wenigen Zeugnisse und des Vergleichs mit anderen Gebieten angenommen werden, dass es keine „klassischen“ *Curtes* gab. Darunter versteht man große, nach fränkischem Modell organisierte Herrenhöfe mit weiten Flächen, die man bearbeitete. Der Grundbesitz dürfte im Gegenteil stark zerstückelt gewesen sein. Dem einzigen Dokument, welches von einem großen weltlichen Grundbesitzer zu Beginn des 9. Jh. berichtet – es ging um eine Schenkung an die Stiftskirche Innichen seitens eines bestimmten *Quartimus* –, kann entnommen werden, dass die Gründe von Sterzing bis nach *Bauzana* verstreut waren.

Aus den obigen Ausführungen dürfte klar hervorgehen, dass Bozen im 9. und 10. Jh. weder als Stadt noch als Dorfkern existierte. Der Begriff *Bauzanum* bezeichnete vielmehr den gesamten Kessel und dessen Umgebung. Es war ein Flur- und Ortsname, der für die Gesamtheit jener Siedlungen stand, die hauptsächlich auf dem Streifen am Fuße der Bergkette entlang, zwischen Gries und dem Ritten, verstreut waren. Wegen des Sumpfproblems blieben die Zonen zwischen der Mündung von Talfer und Eisack, und vor allem jene zwischen Eisack und Etsch, von der Besiedlung nahezu unberührt. Da die Quellen allerdings schweigen, können wir nicht über reine Vermutungen hinausgehen.

Das Comitatus Bozen

Durch den Zerfall des Karolingerreiches wurde der Bozner Talkessel am Ende des 9. Jh. erneut zu einem Grenzgebiet. Im Zusammenhang mit den heftigen Auseinandersetzungen um die Führung der Königreiche Deutschland und Italien zogen mehrmals Truppen durch dieses Gebiet. Liutprand von Cremona, einer der bedeutendsten Geschichtsschreiber des 10. Jh., berichtet zum Beispiel, dass das Heer von Berengar von Ivrea um 945 den Bozner Kessel erreichte. Er war der Gegenspieler von Hugo der Provence im Kampf um die Führung des Königreiches Italien. Berengar kam aus Schwaben, wo er sich vor seinen Feinden verstecken musste. Der alte Handelsweg *Via Claudia Augusta* hatte ihn in den Bozner Kessel geführt, wo er allerdings nicht mehr weiterreisen konnte. Den Zugang zum Etschtal südlich von Bozen versperrte eine Burg des Bischofs von Trient, die *Formicaria* genannt wurde. Heute steht dort Schloss Sigmundskron. Berengar konnte seine Flucht schließlich nur deshalb fortsetzen, weil sich der Trientner Bischof Manasse bestechen ließ.

Nach dem 10. Jh. gewann *Bauzanum* als Verkehrsknotenpunkt zwischen Italien und Deutschland immer mehr an Bedeutung. Als der deutsche König Otto I. zwischen 961 und 962 die Herrschaft über das Regnum Italiae erwarb und die Kaiserkrone empfing, wurde für die deutschen Kaiser die Sicherung der Straßen an Etsch und Eisack unabdingbar. Sie knüpften immer engere Beziehungen mit den Bischöfen von Säben und Trient, die häufig aus der bayrischen Aristokratie kamen. Diese Politik gipfelte zu Beginn des 11. Jh., als die Bischöfe von Trient und Brixen die Grafschaftsrechte bekamen. Zwischenzeitlich war der Bischofssitz Säben nach Brixen verlegt worden [Abb. 3]. 1027 verlieh Kaiser Konrad II. dem Brixner Bischof Hartwig die Grafschaft Norital, das Gebiet des Eisacks und des Unterinntales.

Der Trientner Bischof Udalrich II. wurde mit den Grafschaften Trient – vielleicht handelte es sich um die Bestätigung einer vorhergehenden Schenkung –, Bozen und Vinschgau belehnt. Ab der Karolingerzeit versteht man unter Grafschaft einen Amtsbezirk, in dem ein Vertreter des Königs, der Graf, die weltliche Macht ausübt. Diese bestand im Wesentlichen in der militärischen Verteidigung, in der Gerichtsbarkeit und der Eintreibung der Steuern. Meistens waren Mitglieder der Aristokratie mit diesen Aufgaben betraut, die aber häufig, statt im Interesse des Königs zu handeln, ihre Macht zum eigenen Vorteil nutzten. Um dem entgegenzuwirken, übergaben die Könige nach dem Zeitalter Ottos die wichtigen Grafschaften immer öfter hohen Geistlichen, die der Reichsadel stellte. Diese gewährleisteten einerseits den ideologischen und militärischen Zusammenhalt und waren andererseits verlässliche Lehensmänner, zumal sie ihr Amt als Zölibatäre nicht dynastieren konnten, wie es die großen weltlichen Herren häufig taten. Wenig bzw. gar nichts weiß man vom *Comitatus Bauzani* vor der Schenkung von 1027, auch wenn allgemein davon ausgegangen wird, dass es einige Jahrzehnte vorher von der Grafschaft Trient getrennt wurde. Aus dem Diplom Konrads II. geht nur hervor, dass es vom Bozner Becken in Richtung Süden bis zum heutigen Leifers, in Richtung Norden bis zum Eingang des Eisacktales, an die Grafschaft Norital angrenzend, und in Richtung Westen bis zum Meraner Kessel, einschließlich dem Ultental und der Westseite des Passeiertals, reichte. Die Bischöfe von Trient und Brixen übten ihre weltliche Macht jedoch nicht selbst aus, sondern übertrugen sie den Vögten oder Schutzherren.

Die Bischöfe von Trient und die Gründung der Stadt Bozen

Nach dem Dafürhalten einiger Forscher, man denke insbesondere an Nicolò Rasmò und Franz-Heinz Hye, gibt es einen engen Zusammenhang zwischen der Schenkung von Konrad II. und der Gründung der Stadt Bozen. Nach Hye wird nämlich in den Quellen gerade ab diesem Zeitpunkt zwischen Bozen als *Villa*, d.h. als Gesamtheit zerstreuter

Siedlungen, und Bozen als *Castellum*, d.h. als einer kleinen ummauerten Stadt, unterschieden. Anknüpfend an eine zuvor von Rasmus angestellte Vermutung wollte der Trienter Bischof Ulrich II. seiner Meinung nach um die Mitte des 11. Jh. durch die Gründung des bischöflichen *Castellum* die jüngst erlangte Macht festigen. In einem Gebiet nicht weit von der Pfarrkirche, wo sich laut Rasmus früher ein Weingut von Kloster Tegernsee befand, ließ der Bischof also eine kleine Stadt mit einem T-förmigen Grundriss bauen. Heute liegen dort die Laubengasse und der Kornplatz. Binnen kurzer Zeit wirkte diese neue „Stadt“ auf die umliegenden Siedlungen wie eine treibende Kraft und stieg später zu einem wichtigen Handelszentrum bzw. Ort der Repräsentation und Ausübung der bischöflichen Gewalt auf.

Da keine Gründungsurkunde der Stadt zur Bestätigung der These von Hye und Rasmus vorliegt, wurde sie von einigen Historikern, insbesondere von Hannes Obermair und Martin Bitschnau, in Frage gestellt. Nach ihnen ist die „Geburt“ Bozens um etwa ein Jahrhundert nachzudatieren. Laut Obermair muss in der Entstehungsgeschichte der Stadt Bozen zwischen vorstädtischer und städtischer Phase unterschieden werden. Siedlungen vorstädtischer Natur mit besonderen Gemeinschaftsformen waren bereits nach dem 11. Jh. um die Bozner Pfarrkirche und an der Kreuzung entstanden, die zum Eisack und zur Eisackbrücke führt. Erst nach 1165, d.h. nach dem Aussterben der Morit-Greifenstein, die etwa 100 Jahre lang das Amt der Grafen von Bozen bekleidet hatten, hielten es die Bischöfe von Trient für notwendig, im Bozner Talkessel eine „Stadt“ zu gründen. Zentrum der weltlichen Gewalt war nach ihnen bis zu jenem Zeitpunkt eine im heutigen Gries gelegene Burg gewesen. Diese Burg stand an der Stelle, wo sich heute das Benediktinerkloster Muri, Nachfolger des „Stiftes“ St. Maria in der Au, befindet.

Die Morit-Greifenstein

Die Morit-Greifenstein sind eine der zahlreichen „neuen“ Adelsfamilien, die in den Quellen zwischen dem 11. und 12. Jh. genannt werden.

Diese Familien gehörten einem Adel an, der sich von jenem der vorhergehenden Jahrhunderte unterschied. Von der Karolingerzeit bis etwa um das Jahr 1000 überwogen große „horizontale“ Adelsgeschlechter, die sich nach väterlicher und mütterlicher Linie verzweigten, Ämter bekleideten und Interessen in teils voneinander weit entfernt gelegenen Gebieten verfolgten. Als Beispiel für diese Geschlechter können die Aribonen oder die ersten Welfen genannt werden. Sie haben die Geschichte des zwischen Inn und Etsch gelegenen Landes einschließlich bis zum 11. Jh. entscheidend mitgeprägt.

Der neue Adel, der sich ab der zweiten Hälfte des 11. Jh. behauptete, war teilweise aus den zahlreichen Zweigen der großen vorhergehenden Geschlechter hervorgegangen und kennzeichnete sich durch eine starke lokale Verwurzelung. Reichtum und Macht erlangte dieser Adel vor allem dank wichtiger Aufträge, die für die kirchlichen Einrichtungen verrichtet wurden, sowie einer skrupellosen und gewaltvollen Politik. Ausdruck der Macht dieser Familien waren die Burgen, von denen sich auch ihre Namen ableiteten. Die Hauptdarsteller der Geschichte des Mittelalters unseres Landes waren die Grafen von Morit-Greifenstein, Tirol und Eppan. Sie alle tauchten um die Jahrhundertwende vom 11. zum 12. Jh. auf und stammten wahrscheinlich aus Nebenlinien der großen Adelsgeschlechter, wie den Andechs-Dießen, den Aribonen und Welfen oder Ebersberg. Darüber wird aber immer noch diskutiert. In den letzten Jahrzehnten des 11. Jh. rückte die Morit-Greifenstein im Bozner Kessel immer mehr in den Vordergrund. Damals war der Investiturstreit schon voll entfacht, wobei sich die Brixner Bischöfe als starke Befürworter Kaiser Heinrichs IV. erwiesen und sich mit ihm gegen Papst Gregor VII. stellten. Besonders Bischof Altwin hatte in der Region zwischen Inn und Etsch eine vorherrschende Rolle eingenommen. Diese Umstände hatten es ihm wahrscheinlich ermöglicht, seinen ehemaligen „Anwalt“ (*Advocatus*), d.h. seinen Vertreter in Justiz- und Militärfragen, der später als Arnold I. von Morit-Greifenstein in die Geschichte eingehen wird, zum Grafen von Bozen zu machen.

Der Einbruch Arnolds in die Bozner Szene ging nicht reibungslos über die Bühne, weil die Grafschaft Bozen schon einen Grafen hatte. Die Quellen berichten von einem Grafen namens Ulrich und dessen Sohn Friedrich, Verwandten der Welfen. Einem neueren Forschungsansatz zufolge ist auch die Verwandtschaft mit den Grafen von Ebersberg, einem der wichtigsten bayrischen Adelsgeschlechtern, in Betracht zu ziehen. Der Kampf zwischen Arnold und Ulrich endete mit einem Kompromiss. Arnold wurde die Grafschaft Bozen übertragen. Die Gebiete im rechtsseitigen Etschtal wurden allerdings abgetrennt und gingen an Ulrich und Friedrich. Es wird vermutet, dass sie die Vorfahren der Eppaner sind, einer Familie, die in unserem Land Geschichte schreiben wird.

Die neuen Grafen von Bozen sind in den Quellen als *de Morit* bezeugt. Lange Zeit waren die Historiker um die Suche der Stammburg bemüht, die ihnen den Namen gegeben hatte. Bis in die jüngere Vergangenheit glaubte man, dass sie in Mareit bei Sterzing stand. Nach den von Martin Bitschnau durchgeführten Studien überwiegt heute allerdings die Meinung, dass sich die Burg der Morit im heutigen Gries befand. Und zwar an der Stelle, wo um das Jahr 1230 die Burg Gries, der Gerichtssitz der Grafen von Tirol, errichtet wurde. Mehrere Faktoren deuten darauf hin, dass die Burg der Morit in Gries lag, nicht zuletzt die Tatsache, dass ihr Grundbesitz größtenteils in dieser Zone zu finden war.

In der ganzen ersten Hälfte des 12. Jh. versuchten die Eppaner und die Morit, ihre Macht im Bozner Kessel auszubalancieren. Genau in diesen Jahren wurden sie durch die Heirat von Arnold II. mit Irmgard von Eppan verwandt. Unter Arnold III., dem Sohn von Arnold II. und Irmgard, erlangten die Morit den Höhepunkt ihrer Macht. Er war nicht nur Graf von Bozen, sondern auch Anwalt des Bischofs von Brixen und der Chorherrenstifte Innichen und Neustift. Diese Ämter ermöglichten es ihm, unmittelbar oder mittelbar, das Puster-, Eisack- und Etschtal sowie die wichtigen Straßen, die durch diese Täler führten, zu sichern. Zudem heiratete er Mathilde von Valley, die einem

Zweig des mächtigen bayrischen Geschlechtes der Scheyern-Wittelsbach angehörte.

Arnold III. und Mathilde blieben kinderlos, was im Mittelalter für angesehene Familien schwerwiegende politische Folgen mit sich brachte. Aus den wenigen verfügbaren Quellen geht hervor, dass die letzten Lebensjahre Arnolds III. widersprüchlich waren. Um seine Herrschaft über die Grafschaft zu festigen, ließ er kurz vor 1160 auf einem Felsen die Burg Greifenstein erbauen. Von hier aus, der Ostseite des Etschtales, war der gesamte Bozner Talkessel überschaubar. Wenige Jahre später nahm seine „Laufbahn“ als Mächtiger allerdings plötzlich ein Ende. 1165 zog er sich zurück und verzichtete auf alle seine Ämter. Ein Jahr darauf starb er wahrscheinlich. In diesen sehr bewegten Jahren hatte er zusammen mit seiner Gemahlin das Kloster Au gegründet, ein Augustiner Chorherrenstift, das später eine wichtige Rolle spielen wird. Bevor wir die Erzählung von den bedeutendsten Ereignissen um St. Maria fortsetzen, möchten wir zunächst einmal erklären, was eigentlich ein Stift ist, und in welchem Kontext diese Neugründung erfolgte.

Reformerbischöfe und Augustiner-Chorherren

Der Aufstieg der Morit fiel mit einer neuen geschichtlichen Ära zusammen, die nach der dramatischen Zeit des Investiturstreites sowohl auf allgemeiner als auch auf lokaler Ebene von der Machtfestigung gekennzeichnet war. In den Kirchen von Trient und Brixen amtierten zu jener Zeit Bischöfe mit starker Persönlichkeit, Befürworter der von Gregor VII. eingeleiteten „Reform“. Wie es häufig der Fall war, bedeutete die Beteiligung an der Reform nicht den Verzicht auf die „Welt“. Ganz im Gegenteil, es bedeutete die Stärkung der kirchlichen Einrichtungen aus religiöser, politischer und wirtschaftlicher Sicht. Großartiges hat in diesem Zusammenhang der Bischof von Brixen Hartmann, einst rechte Hand des Salzburger Erzbischofs Konrad I., geleistet. Mehrmals scheint er unter den engen Mitarbeitern von Kai-

ser Friedrich Barbarossa und dessen Todfeind Papst Alexander III. auf. Von genauso großer Bedeutung war das Wirken der Trienter Bischöfe Altmann und Adelpret. Hartmann, Altmann und Adelpret hatten, wengleich auf verschiedene Art und Weise, in ihren Diözesen eine entschlossene Reformpolitik eingeleitet, und stützten sich dabei auf die Augustiner-Chorherren.

Ursprünglich waren die Chorherren Geistliche, die dem Domkapitel angehörten. Sie stellten somit eine Priestergemeinschaft dar, die im Dienst der Bischofskirche, der Kathedrale, stand. Obwohl sie keine Mönche waren, lebten sie nach jener „Regel“ (griechisch „kanon“), die – wie es die Tradition will – der Hl. Augustinus vorgeschrieben haben soll. Zur Karolingerzeit gewann das Kapitel immer mehr an Selbstständigkeit. Es wurde mit einem eigenen Vermögen – größtenteils Besitzungen – ausgestattet, das vom bischöflichen Vermögen getrennt war und der Selbsterhaltung diente. Binnen kurzer Zeit setzte sich der Brauch durch, diese Güter auf die einzelnen Kanoniker zu verteilen, damit jeder eine eigene „Präbende“ hatte. Dadurch wurden die ursprünglichen Ideale von Gemeinschaftsleben und Armut häufig aufgegeben.

Im Zeitalter der gregorianischen Kirchenreform rückte der neue religiöse Eifer wieder jenen Geist in den Mittelpunkt, der einst die Chorherren beseelt hatte. Wer wieder ein auf Privateigentum verzichtendes Gemeinschaftsleben führen wollte, wurde „Regularkleriker“ oder „Augustiner“, die anderen „Säkularkleriker“ genannt. Generell blieben die Domkapitel Monopol der „Säkularkleriker“, während die „Regularkleriker“ neue Gemeinschaften gründeten, die „Stifte“ oder „Kollegiatkapitel“ genannt und unter der Führung eines von den Chorherren gewählten „Propstes“ standen. Die Regularkanoniker vereinten die typische Arbeit der Priester, die Seelsorge, mit jener der Mönche, der Askese und dem Gebet. Da ihnen sehr daran lag, Pilgern und Reisenden Gastfreundschaft entgegenzubringen, entstanden die Stifte fast immer längs wichtiger Straßen bzw. in der Nähe von Städten.

Die Augustiner-Chorherren in der Region zwischen Inn und Etsch

Wie bereits erwähnt, wurde die Verbreitung der Stifte und Kollegiatkapitel von Reformerbischöfen gefördert, die im 12. Jh. im bayrischen Raum viel Macht hatten. Den ersten Schritt in diese Richtung im späteren Land Tirol machte Bischof Otto von Freising. Er, der bekannte Onkel und Biograf von Friedrich Barbarossa, verwandelte das Benediktinerkloster Innichen in ein Kollegiatkapitel. Obschon es in der Diözese Brixen lag, unterstand es direkt den Bischöfen von Freising. Den eigentlichen Impuls erhielt die Chorherren-Bewegung durch den Brixner Bischof Hartmann. Bevor er Bischof wurde, hatte er zahlreiche wichtige Ämter bekleidet. Er leitete z.B. die Entstehungsphase des Chorherrenstiftes Klosterneuburg, welches der österreichische Markgraf Leopold III. bei Wien gegründet hatte und dann zu einem der wichtigsten Zentren für die Verbreitung der Chorherren-Bewegung aufstieg. 1142 errichtete er Kloster Neustift und es ist kein Zufall, dass die ersten Chorherren aus Klosterneuburg kamen. Einige Jahre später (1144–1145) nutzte der ebenfalls aus dem bayrischen Klerus stammende Trientner Bischof Altmann die Initiative der Grafen von Eppan und gründete in St. Michael an der Etsch (*San Michele all'Adige*) bei Trient ein Chorherrenstift. Auch dieses wurde zunächst mit Chorherren von der anderen Seite des Brenners besiedelt **[Abb. 4]**.

Das Stift St. Michael wurde dank einer umfassenden Güterschenkung durch die Eppaner, die das Stift ihrer Kontrolle unterstellten, gegründet. Diese Verquickung zwischen kirchlicher Erneuerung und militärischer Aristokratie könnte heute verwundern. Damals galt jedoch folgende Regel: Adelige, auch die brutalsten, sahen in religiösen Stiftungen vielfach einen Weg zur Rettung ihrer Seele, und gleichzeitig die Möglichkeit, wichtige Machtzentren beherrschen zu können.

Die Gründung von St. Maria in der Au

Den eigentlichen Grund, weshalb Arnold III. und Mathilde zwischen 1160 und 1165 das Chorherrenstift St. Maria in der Au gegründet haben, kennt man nicht. Wahrscheinlich wollten die beiden, nunmehr im fortgeschrittenen Alter und ohne Nachkommen, ihr Gedenken mit einer kirchlichen Stiftung verbinden und den Grafen von Eppan nachzueifern, die St. Michael an der Etsch gegründet hatten. Die Entscheidung ein Stift und nicht ein Kloster zu gründen rührt abgesehen vom Einfluss der Bischöfe von Trient, vielleicht auch von der Tatsache her, dass auch Mathildes Eltern in Bayern, in der Nähe des Starnberger Sees, ein Stift gegründet hatten.

Leider sind wir nicht im Besitz der Gründungsurkunde des Stiftes. Erstmals wird es in einer Urkunde vom 31. Oktober 1166 erwähnt, in der Kaiser Friedrich Barbarossa die Stiftung bestätigt und seinem Schutz unterstellt. Die neue Stiftung war Maria, dem hl. Johannes dem Täufer und dem hl. Evangelisten Johannes geweiht. Der erste Propst, Heinrich I., wurde aus Neustift gerufen, wo er von Klosterneuburg eingetroffen war. Auch die ersten Chorherren kamen wahrscheinlich von diesen beiden Sitzen her. Auf diese Weise entstand, auch auf persönlicher Ebene, ein Geflecht von Beziehungen zwischen den neuen Kanonikerstiftungen in der Region zwischen Inn und Etsch und dem wichtigen Stift Klosterneuburg.

Die Stiftskirche von St. Maria in der Au wurde vom Patriarchen von Aquileja Ulrich II. geweiht. Auch die Diözese Trient gehörte zu seiner Kirchenprovinz. Ulrich, aus dem Adelsgeschlecht der Treffen, war aber auch mit Mathilde von Valley verwandt. Er selbst erinnert daran in einem Dokument von 1179, das die Privilegien und den Grundbesitz des Stiftes bestätigt. Die Weihe dürfte einige Jahre vorher, wahrscheinlich 1177 erfolgt sein, da im November jenes Jahres seine Anwesenheit in Trient belegt ist. Auch die sogenannte *Bozner Chronik*, die von Unbekannt um die Mitte des 14. Jh. geschrieben wurde, berichtet von dieser Weihe.

Das *Predium Howe* und die zahlreichen Besitztümer von St. Maria in der Au

Den Grund – das *Predium Howe* (der Ortsname Au bedeutet sumpfiger Boden) auf dem das Stift gebaut wurde, hatten die Grafen von Moritz-Greifenstein dem Trientner Bischof Adelpret gestiftet. Er befand sich am Zusammenfluss zwischen Eisack und Etsch, vielleicht auf einer Art Insel, die von den zwei Flüssen abgegrenzt wurde. Es ist schwer abzuschätzen, warum ein Gebiet gewählt wurde, in dem laufend Überschwemmungsgefahr herrschte. Wahrscheinlich haben mehrere Faktoren mitgespielt. Einerseits lagen die Grundstücke der Moritz hauptsächlich zwischen Gries und diesem Gebiet, sodass sie Gründe wählten, die weniger nah an ihren von den Erben und Nachfolgern besonders begehrten Burgen lagen. Andererseits hatte auch die Absicht des Bischofs, eine Art Achse zu Neustift und vor allem zu St. Michael ins Leben zu rufen, wesentlich dazu beigetragen. Mit großer Wahrscheinlichkeit zielten die Bischöfe von Trient und Brixen darauf ab, das von den anderen Stiften der Region gebildete Netz der Gastfreundschaft zu vervollständigen. Es ist vielleicht kein Zufall, dass diese Stifte alle in der Nähe der auf der *Tabula Peutingeriana* eingetragenen „Stationen“ lagen. Ein weiterer Faktor, der die Wahl dieses Ortes bedingt haben könnte, war die Nähe zur Burg des Bischofs von Trient, die an der Stelle des heutigen Schloss Sigmundskron stand, und zur Burg der Eppaner, die mit der Anwaltschaft über das Stift beauftragt wurden. Die „politischen“ Erwartungen müssen derart überwogen haben, dass sie die „natürlichen“ Gegebenheiten in den Schatten gestellt haben. Andererseits könnte es aber auch sein, dass das *Predium Howe* zu jener Zeit nicht so häufig von Überschwemmungen heimgesucht wurde wie in der darauffolgenden Epoche, in der das Hochwasser vornehmlich auf die im 13. und 14. Jh. realisierte neue Flussverbauung der Talfer und des Eisacks zurückzuführen war [Abb. 5].

Leider wird in dem 1166 von Barbarossa erlassenen Dokument außer dem *Predium Howe* nicht erwähnt, welche Besitzungen St. Maria über-

tragen wurden. Eine Lücke, die ein von den Kanzleien Papst Alexanders III. herausgegebenes Dokument ein wenig füllt. 1174 hatte er, wie es damals üblich war, die Stiftung von St. Maria in der Au bestätigt. Dem Dokument Alexanders III. lässt sich entnehmen, dass das Stift von Weingütern und Feldern umgeben war und dass das von den Morit gestiftete *Predium* bebaubares Land und nicht Sumpfgebiet war. Genauer beschrieben werden die Besitzungen von St. Maria in der Au in einer Reihe von Dokumenten aus der Zeit zwischen 1179 und 1189, in welchen der Patriarch von Aquileja Ulrich II., Papst Urban III. und wiederum Friedrich Barbarossa die vorherigen Privilegien bestätigten und neue Schenkungen machten.

Das Bild, das sich aus diesen Dokumenten ergibt, ist sehr richtungsweisend und zeigt eindeutig, dass sich der ursprüngliche Grundbesitz von St. Maria in der Au nur zu einem Bruchteil in der Nähe des wenngleich wichtigen *Predium Howe* befand. Abgesehen von dem neben dem Stift gelegenen Kern, umfasste er auch voneinander weit entfernt gelegene Gebiete. Diese waren von Moritzing bis nach Meran verstreut, allerdings nicht im sumpfigen Etschtal, sondern auf den Höhen des von Jenesien nach Hafling reichenden Bergrückens. Weitere einzelne Güter sind in der Nähe von Lana, im Eggental und im Pustertal belegt. Diesem Kern wurden in den darauffolgenden Jahrhunderten vor allem dank religiöser Stiftungen oder durch die Kultivierung neuer Böden weitere Besitztümer einverleibt. An dieser Stelle muss hervorgehoben werden, dass für die neuen Anbauflächen (*Novalia*), seien es Felder oder Weinberge, nicht der Zehnt geleistet werden musste. Wahrscheinlich wurde das bewusst gemacht, um die Chorherren anzuregen, die ihnen übergebenen, bis zu jenem Zeitpunkt unbestellten Grundstücke landwirtschaftlich fruchtbar zu machen.

St. Maria in der Au und ihre „Beschützer“

Das Stift St. Maria in der Au wurde der unmittelbaren Schutzherrschaft des Bischofs von Trient unterstellt, so „wie eine Tochter ihrer Mutter

untersteht“. Wie jede kirchliche Einrichtung, brauchte aber auch das neue Stift einen *Advocatus*, d.h. einen zivilen Vertreter und militärischen Beschützer. So wurde es der Anwaltschaft der Grafen Friedrich und Heinrich von Eppan sowie deren Nachfolger unterstellt. Es blieb sozusagen keine andere Wahl. Man darf nicht außer Acht lassen, dass die Mutter Arnolds III. eine Eppanerin war und, da er keine Nachkommen hatte, die Grafen von Eppan seine nächsten Erben darstellten. Diese Schutzherrschaft drohte zu einer erdrückenden Präsenz zu werden, und es ist kein Zufall, dass Friedrich Barbarossa die Eppaner rechtzeitig mahnte und daran erinnerte, dass ihre Aufgabe die Verteidigung und nicht die Beraubung („*ad defendendum, non ad expoliandum*“) des Klosters sei. Barbarossa stellte das Stift unter seinen Schutz, wie es später auch Papst Alexander III. und Urban III. taten. Diese Schutzherrschaften waren jedoch mehr Absichtserklärungen als tatsächliche Wirklichkeit. Im Alltag mussten die Chorherren lernen, sich mit den lokalen „*Mächtigen*“ zu konfrontieren. Zunächst mit den Eppanern und dann mit den Grafen von Tirol, mit welchen sie gute und nützliche Beziehungen unterhielten.

St. Maria in der Au zwischen Behauptungen und Gefahren

Leider liegt keine Chronik vor, die über die Geschichte von St. Maria in der Au zwischen dem 13. und 14. Jh. berichtet. Wir besitzen nur eine Vielzahl bruchstückhafter Zeugnisse, die zu verstehen geben, dass das Stift zu einem bedeutenden und mächtigen wirtschaftlichen, politischen und religiösen Zentrum wurde. Im Stift haben die Bischöfe von Trient oder die Grafen von Eppan oft wichtige Entscheidungen gefällt. Auch Prozesse wurden abgehalten. Das Stift übte auf alle Bauern, die auf den Besitzungen des Stiftes wohnten, eine eigene Gerichtsbarkeit aus, das Kriminalrecht ausgenommen. Die Trientner Bischöfe betrauten die Pröpste von St. Maria in der Au mit wichtigen Aufgaben, insbesondere mussten sie bei Streitigkeiten zwischen verschiedenen kirchlichen Einrichtungen die Vermittlerrolle übernehmen. Der Aufstieg von St. Maria

in der Au wurde teils durch den ständigen Hochwasserstand der Flüsse, die das Stift bespülten, gebremst. Ab dem 13. Jh. häuften sich die Überschwemmungen. Zum Ausgleich der wirtschaftlichen Verluste, die dem Stift durch die Überschwemmungen entstanden, erhielten die Chorherren von den Trientner Bischöfen neue, wichtige Schenkungen. Dem Propst Berchtold Maiser gelang es beispielsweise zu Beginn des 14. Jh., für das Stift die zollfreie Einfuhr von Salz, welches zur Lebensmittelaufbewahrung unabdingbar war, sowie von Weizen und Wein zu erwirken. In jenen Jahren wurden das wichtige Hospiz Unsere Liebe Frau im Walde und die Pfarrei Jenesien, samt den damit zusammenhängenden Einkünften, dem Stift Au einverleibt.

Die Kraft des Gebetes

Wenngleich reich begütert und mächtig, war St. Maria in der Au vor allem ein Ort des Gebetes und der Zusammenkunft für die Gläubigen. Die Stifte waren im Vergleich zu anderen klösterlichen Gründungen „weltoffen“, und eines ihrer besonderen Merkmale war die Gastfreundschaft. Damit sie ein Anziehungspunkt für Gläubige werden konnten, mussten sie ihnen etwas „Besonderes“ bieten. Aus dieser Überlegung heraus bemühten sich die Chorherren schon bald um den Erhalt einiger „Privilegien“, um mit den anderen Gemeinschaften konkurrieren zu können. Zum Beispiel erlaubte es Papst Alexander III. 1174 den Chorherren, Messen zu zelebrieren, auch wenn die Region mit dem Interdikt belegt wäre – in dieser Zeit des Machtkampfes zwischen Kaiser und Papst keine Seltenheit. Wenige Jahre später (1179) verfügte der Patriarch von Aquileja Ulrich II., dass wer die Stiftskirche am Jahrtag ihrer Weihe besuchte, einen Straferlass von zwölf Tagen erhalten konnte. Damit ist eine Verkürzung der irdischen Strafe gemeint, die in diesem Leben oder im Jenseits für die begangenen Sünden abzubüßen ist. 1251 verlängerte Papst Innozenz IV. diesen Straferlass sogar auf vierzig Tage. Und er galt nicht nur mehr am Jahrtag der Weihe, sondern auch bei anderen Anlässen.

Leider ist über das Stiftsleben in der Au nicht viel bekannt. Man weiß nur, dass die Chorherren ihren Propst direkt wählten und dass der Propst, zumindest theoretisch, auf Empfehlung der Chorherren den „Stiftsanwalt“ ernannte. Die Chorherren hatten das Recht, im Stift begraben zu werden, und sie durften Weltliche und Geistliche in ihre Gemeinschaft aufnehmen, die „von der Welt flüchteten“. Einen Einblick in das Alltagsleben des Stiftes verschafft uns Goswin, ein Benediktinermönch von Kloster Marienberg im oberen Vinschgau. 1320 hatte das Kloster mit St. Maria in der Au eine Art Bündnis geschlossen. Goswins „Chronik“ enthält eine Abschrift der Urkunde, mit welcher der Propst von St. Maria und der Abt von Marienberg das Abkommen zur gegenseitigen Gastfreundschaft zwischen Chorherren und Mönchen der beiden kirchlichen Einrichtungen besiegelten. Insbesondere wurden einige Mindestkriterien vereinbart, falls der Gast der Propst oder Abt sein sollte. Sie mussten ihrem Rang entsprechende Wohnräume sowie Stallungen für die Pferde zur Verfügung haben.

Mönche und Chorherren waren Meister des Gebetes. Mit ihrem Gebet konnten sie den armen Seelen im Fegefeuer helfen, ihre Leidenszeit zu verkürzen. Je mehr gebetet wurde, umso mehr konnte auf eine Strafmilderung im Jenseits gehofft werden. So schlossen die Mönche von Marienberg und die Chorherren von St. Maria in der Au einen Pakt des gegenseitigen Gebetes für ihre Toten. Da aber auch sie Menschen waren, wurde vereinbart, dass sie für dieses „Extragebet“ auch eine irdische Belohnung erhalten würden, und zwar eine zusätzliche Mahlzeit und einen vollen Kelch vom „Wein des Abtes“.

Vom *Predium Howe* zu Gries

In den ersten Jahrzehnten des 14. Jh. wurden die Beziehungen zwischen St. Maria in der Au und den Grafen von Tirol immer enger, und die Pröpste von der Au waren häufig deren Kaplane. Die Grafen von Tirol hatten ihre Herrschaft im Laufe des 13. Jh. auf das gesamte Land, das auch heute noch ihren Namen trägt, ausgedehnt. Durch die Über-

tragung neuer Aufgaben, wie beispielsweise jener der Führung der Pfarrei Marling, wurde die Rolle des Stiftes auch innerhalb der Diözese Trient verstärkt. Die ständigen Überschwemmungen der Gebiete um das *Predium Howe* wurden immer unerträglicher.

Es war der Zeitpunkt gekommen, das Stift zu verlegen. Dieser Schritt konnte dank des Zusammenspiels einiger Ereignisse vollzogen werden. 1363 übergab Margarethe, die Letzte aus dem Geschlecht der Tirol, die Grafschaft den Habsburgern, welche deren politisch-administratives Zentrum schrittweise nach Innsbruck verlegten. Orte, die bis zu diesem Zeitpunkt eine zentrale Rolle gespielt hatten, wie Schloss Tirol oder andere Wohnsitze bzw. Verwaltungssitze der Grafen von Tirol, verloren an Bedeutung. Darunter auch die Burg Gries, die das Zentrum der Gerichtsverwaltung der Grafen von Tirol im Bozner Becken war. Demzufolge trat Herzog Leopold IV. von Österreich, Graf von Tirol und Anwalt von St. Maria in der Au, den Chorherren das *Haus und Veste zu Gries* ab. 1411 siedelten die Chorherren endgültig um. Es war der Beginn einer neuen Geschichte.

LITERATUR

Benutzte Quellen

Annales regni Francorum inde ab a. 741 usque ad a. 829, qui dicuntur Annales Laurissense maiores et Einhardi, hg. von F. Kurze, Hannover 1895 (MGH SS rerum Germanicarum, 6).

Annales Iuvavenses maximi et continuationes, hg. von H. Bresslau, in: MGH SS 30, 2, Leipzig 1834, S. 727–744.

Arbeonis episcopi Frisingensis vitae sanctorum Haimhrammi et Corbiniani, hg. von B. Krusch, Hannover 1929 (MGH SS rerum Germanicarum, 13).

Die sogenannte „Bozner Chronik“ aus dem 14. Jahrhundert, in: Der Schlern, 70 (1996), S. 643–677; (1997), S. 372–381, 555–560, 583–592.

LIUTPRANDO DA CREMONA, Antapodosis, in Liutprandi Opera, hg. von J. Becker, Hannover-Leipzig 1915 (MGH SS rerum Germanicarum).

MGH Diplomata regum et imperatorum Germaniae, t. X, S. II, Friderici I Diplomata, hg. von H. Appelt, Hannover 1979, t.- X, S. IV, Hannover 1990.

PAOLO DIACONO, Storia dei Longobardi, hg. von L. Capo, Mailand 1992.

Das Registrum Goswins von Marienberg, hg. von C. Roilo, Übersetzung ins Deutsche von R. Senoner, Innsbruck 1996 (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs, 5).

SPARBER A., Die Quartinus-Urkunde von 827/28, in: Schlern-Schriften, Nr. 12, Innsbruck 1927, S. 176–185.

Tiroler Urkundenbuch, Sekt. I, Die Urkunden zur Geschichte des deutschen Etschlandes und des Vintschgaues, hg. von F. Huter, 3 Bd., Innsbruck, 1937–57.

Studien und Recherchen

A) Allgemeine Werke

ALBERTONI G., Le terre del vescovo. Potere e società nel Tirolo medievale (secoli IX-XI), Torino 1996.

BITSCHNAU M., Burg und Adel in Tirol zwischen 1050 und 1300. Grundlagen zu ihrer Erforschung, Wien 1983.

BORTOLAMI S., Chiesa, spazi, società nelle Venezie medioevali, Roma 1999, S. 93–120.

GELMI J., Geschichte der Kirche in Tirol: Nord-, Ost- und Südtirol, Innsbruck 2001.

HYE F. H., Die Städte Tirols, 2. Teil: Südtirol, Innsbruck 2001 (Schlern-Schriften 313).

JENAL G., Die geistlichen Gemeinschaften in Trentino-Alto Adige bis zu den Gründungen der Bettelorden, in: La Regione Trentino-Alto Adige nel Medioevo (Rovereto 14., 15., 16. September 1984), Bd. I, Rovereto 1987, S. 309–370.

OBERMAIR H., BITSCHNAU M., Die Traditionsnotizen des Augustinerchorherrenstiftes St. Michael a. d. Etsch (San Michele all'Adige). Vorarbeiten zum „Tiroler Urkundenbuch“, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 105 (1997), S. 263–329.

RIEDMANN J., Mittelalter, in Geschichte des Landes Tirol, Bd. I, Bozen-Innsbruck-Wien 1990, S. 293–698.

WEINFURTER S., Salzburger Bistumsreform und Bischofspolitik im 12. Jahrhundert, Köln-Wien 1975.

B) Das geografische Umfeld

COLTORTI M., Il contributo geoarcheologico alla conoscenza dell'evoluzione recente della piana di Bolzano, in Bozen von den Anfängen bis zur Schleifung der Stadtmauern – Bolzano dalle origini alla distruzione delle mura (Berichte über die internationale Studientagung organisiert vom Assessorat für Kulturwesen der Stadtgemeinde Bozen, Schloss Maresch, April 1989), Bozen 1991, S. 17–37.

LEITNER A., Zur geographischen Lage von Bozen, in Bozen von den Anfängen bis zur Schleifung der Stadtmauern – Bolzano dalle origini alla distruzione delle mura (Berichte über die internationale Studientagung organisiert vom Assessorat für Kulturwesen der Stadtgemeinde Bozen, Schloss Maresch, April 1989), Bozen 1991, S. 7–15.

C) Neue Studien über das mittelalterliche Bozen

BITSCHNAU M., Gries-Morit, in Tiroler Burgenbuch, VIII, Raum Bozen, O. Trapp und hg. von M. Hörmann-Weingartner, Bozen-Innsbruck-Wien 1989, S. 207–219.

Bolzano fra i Tirolo e gli Asburgo – Bozen von den Grafen von Tirol bis zu den Habsburgern (Beiträge der internationalen Studientagung, Bozen, Schloss Maresch, 16., 17., 18. Oktober 1996),

Bozen 1999 (Forschungen zur Bozner Stadtgeschichte 1).

Bozen von den Anfängen bis zur Schleifung der Stadtmauern – Bolzano dalle origini alla distruzione delle mura (Berichte über die internationale Studientagung organisiert vom Assessorat für Kultur der Stadtgemeinde Bozen, Schloss Maretsch, April 1989), Bozen 1991.

DAL RI L., BOMBONATO G., La chiesa di San Vigilio al Virgolo, in Bolzano tra i Tirolo e gli Asburgo – Bozen von den Grafen von Tirol bis zu den Habsburgern (Berichte über die internationale Studientagung organisiert vom Assessorat für Kultur der Stadtgemeinde Bozen, Schloss Maretsch, April 1989), Bozen 1991, S. 363–398.

HYE F. H., Die Gründung von Bozen – gesehen im Rahmen der hochmittelalterlichen Stadtgründungen in Tirol (mit Repliken auf die neuesten Theorien), in Bozen von den Anfängen bis zur Schleifung der Stadtmauern – Bolzano dalle origini alla distruzione delle mura (Berichte über die internationale Studientagung organisiert vom Assessorat für Kulturwesen der Stadtgemeinde Bozen, Schloss Maretsch, April 1989), Bozen 1991, S. 191–202.

LANDI W., Tra “cognatio” e “agnatio”. Sulla provenienza degli Udalrichingi di Bolzano, conti di Appiano, in Adelige Familienformen im Mittelalter – Strutture di famiglie nobiliari nel Medioevo, hg. von G. Albertoni, in: *Geschichte und Region/Storia e regione*, 11/2002, Nr. 2, S. 37–71.

NÖSSING J., Greifenstein, in: *Tiroler Burgenbuch*, VIII, Raum Bozen, hg. von O. Trapp und M. Hörmann-Weingartner, Bozen-Innsbruck-Wien 1989, S. 257–274.

OBERMAIR H., Urkundenwesen des Mittelalters und die Gründung der städtischen Siedlung Bozen, in Bozen von den Anfängen bis zur Schleifung der Stadtmauern – Bolzano dalle origini alla distruzione delle mura (Berichte über die internationale Studientagung organisiert vom Assessorat für Kulturwesen der Stadtgemeinde Bozen, Schloss Maretsch, April 1989), Bozen 1991, S. 159–190.

ID., Kirche und Stadtentstehung. Die Pfarrkirche Bozen im Hochmittelalter, in: *Der Schlern*, 69 (1995), S. 449–474.

RASMO N., Bozen. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Altstadt, (Ausstellung im Stadtmuseum Bozen, 23. Dezember 1975 – 31. Januar 1976), Bozen o. J., S. 9–24.

D) Studien über St. Maria in der Au

BOMBONATO G., DAL RI L., MARZOLI C., RIZZI G., Die Ausgrabungen im Kapuzinerkloster, in: *Der Schlern*, 74 (2000), S. 281–308.

COLTORTI M., La sequenza contenente i resti del convento di Santa Maria in Augia e l'evoluzione recente della piana di Bolzano, in: *Denkmalpflege Südtirols 1986 Tutela dei Beni Culturali in Alto Adige*, Bozen 1988, S. 259–267.

DAL RI L., Il convento agostiniano di Santa Maria in Augia a Bolzano. Relazione degli scavi, in: Denkmalpflege Südtirols 1986 Tutela dei Beni Culturali in Alto Adige, Bozen 1986, S. 221–258.

GASSER V., Lage und Überschwemmung des Augustiner-Chorherren-Stiftes in der Au unter Bozen, in: Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlberg, (1909), S. 359–363.

LAGEDER R., Die Bozner Au: das ehemalige Augustiner Chorherrenstift „Maria in der Au“: eine kurze geschichtliche Zusammenfassung im Hinblick auf unser geplantes Pfarrzentrum „Maria in der Au“, Bozen 1995.

TRAFÖJER P. A., Das Kloster Gries (Bozen), Bozen 1982.

VOLTELINI, H. v., Beiträge zur Geschichte Tirols, in: Zeitschrift des Ferdinandeums III/33 (1889), S. 3–188.

St. Maria in der Au in Bozen: Ergebnisse und Ausgrabungen

Die Ausgrabungen in der Alessandriastraße in Bozen boten die seltene Gelegenheit, jüngst und zufällig entdeckte archäologische Überreste verschütteter Gebäude mit archivalischen Zeugnissen zu vergleichen.¹

Das alte Augustiner Chorherrenstift St. Maria in der Au in Bozen zählt zu den bedeutendsten und gleichzeitig heute Klosteranlagen Südtirols. Die überlieferten historischen Quellen sind sehr spärlich. Eigentlich weiß man nur, dass das Stift kurz nach der Mitte des 12. Jh., wahrscheinlich im Jahre 1163, gegründet wurde. Eine Urkunde, die von der Kanzlei Kaiser Friedrichs I. in Trient abgefasst wurde, trägt das Datum 1166. Als Gründer des Stiftes werden darin Arnold III. von Morit-Greifenstein und dessen Frau Mathilde von Valley genannt. Aus

¹ Ein erster Beitrag zu den Entdeckungen des Jahres 1986 erschien im Band 3 (1987) der Zeitschrift *Denkmalpflege in Südtirol*. Damals musste fast die gesamte Ausdehnung der Kirche, von welcher man lediglich auf die Seite der Fassade gestoßen war, noch erforscht werden (theoretisch hätte sie weitgehend intakt sein können). Auch die O-Seite des Kreuzgangs war noch unter dem Geröll begraben.

Nachdem 1993 (mit Dekret der Landesregierung vom 11.06.1990, Nr. 3415) bereits das gesamte Gebiet als archäologische Schutzzone ausgewiesen worden war, wurde eine große Fläche nordöstlich des zuvor erforschten Geländes beim Bau des Maschinenraumes eines artesischen Brunnens, der das Viertel versorgen sollte, aufgebrochen. Dabei kamen die linke romanische Apsis und ein Teil des gotischen Chores zum Vorschein. Sie wurden dann aber vorübergehend wieder zugeschüttet.

In den Jahren 1999–2000–2001 wurde im Hinblick auf die Errichtung einer Tiefgarage ein weites Areal zwischen der Klosteranlage und dem Eisack sondiert. Dieser Bereich war von den Überschwemmungen völlig verwüstet worden und es blieben keine Mauerwerke in situ.

1998, 1999 und 2001 wurden die Kirchenschiffe vom Anschwemmungsgeröll befreit. Das Resultat dieser vollständigen Freilegung hat gezeigt, dass die Zerstörungen früherer Zeiten viel gravierender waren als ursprünglich angenommen. Zurzeit läuft ein Projekt für die Realisierung eines „Freilichtmuseums“ (die Stadtgemeinde Bozen hat den Architekten Carlo Azzolini damit beauftragt).

der Gründungsurkunde erfahren wir, dass die Anlage der Jungfrau Maria, dem hl. Evangelisten Johannes und dem hl. Johannes dem Täufer geweiht war. Das Grundstück, auf dem das Kloster errichtet wurde, gehörte den Grafen von Morit und nannte sich *Howe* (Au).

Das Kloster befolgte die Augustinerregel und unterstand dem Zuständigkeitsbereich des Bischofs von Trient. Die Vogtei wurde von den Grafen von Eppan ausgeübt. Die Augustiner-Chorherren hatten das Recht, ihre Pröpste selbst zu wählen.²

1179 wurde die Kirche vom Patriarchen von Aquileja, Ulrich III., geweiht. 1173 bestätigte Papst Alexander III. seine Schutzherrschaft über das Kloster und dessen Besitzer und erteilte das Begräbnisrecht.

Eine Bulle von Papst Urban III. aus dem Jahre 1186 enthält ein Verzeichnis der Güter des Klosters in den verschiedenen Tiroler Landesteilen. Dieser Urkunde kann entnommen werden, wie sehr sich der Besitz des Klosters, der zum Zeitpunkt der Klostergründung nur das Grundstück *Howe* im Bozner Talkessel umfasste, innerhalb von 20 Jahren vermehrt hatte (nicht weniger als 35 Güter).³

2 Vgl. JENAL 1986, S. 362, der seinerseits auch TU, Nr. 311, S. 152 (im Zusammenhang mit 1166 Oct 31) VOLTELINI 1889, S. 77 zitiert. „*Notum sit... qualiter nobilis homo comes Arnoldus et nobilis uxor sua Matildis de Griffenstein in honore sanctae Marie matris... et sancti Job(ann)is evangeliste et sancti Job(ann)is baptiste construxerunt claustrum in loco qui dicitur Howe, specialiter vero secundum regulam sancti Augustini, et eidem ecclesie tradiderunt idipsium predium Howe cum omni iustitia... et... obtulerunt eandem ecclesiam episcopatus et ecclesie Tridentine, ut sit illi subiecta sicut matri filia, ita tamen quod fratres eiusdem ecclesie liberam electionem semper habeant sibi assumendi prepositum secundum scita canonum.*“

GASSER, 1910, S. 11–12 überliefert folgende Reihenfolge der Pröpste in der Au: Heinrich (1167, aus Klosterneuburg); Johannes I; Ditmar (ca. 1197); Ulrich (1204); Konrad I. (1204–1222); Gottschalk (1222–1234); Oktager (1234–1245); Werner (1245–1264); Heinrich II. Mulser (1264–1292); Engelmar (1292–1295); Leopold (1295–1298); Heinrich III. (1298–1302); Dietrich I. (1302–1305); Berchtold Maier (1305–1329); Heinrich IV. (1329–1341); Heinrich II. von Suneburg (1341–1354); Dietrich II (1354–1361); Johannes III. von Köln (1361–1385); Johannes IV. (1385–1402); Christoph (1402–1417); unter Letzterem fand die Umsiedlung des Klosters in den neuen Sitz Burg Gries statt (vgl. auch TRAFÖIER, 1927, S. 29–37). Zu einigen historischen Betrachtungen über die Grafen von Morit vgl. KIEM 1893, außerdem BITSCHNAU 1989.

Eine gründliche Zusammenfassung der Ereignisse im Kloster während seiner ältesten Zeit liefert auch CAMELLE-FRISCHAUF, 1985, insbesondere auf S. 37–39.

3 Vgl. TRAFÖIER 1982, S. 19; außerdem JENAL 1986, S. 365.

1324 – also zu einem bedeutend späteren Zeitpunkt – erwirkte Propst Berchtold von König Heinrich die allgemeine Zollbefreiung. Die Forscher haben dieses Zugeständnis auf die immer höheren Ausgaben für die Uferbefestigung zurückgeführt, welche das Kloster vor drohendem Wasser schützen sollte. Schon in einem Dokument aus dem Jahre 1273 wird in Zusammenhang mit der Klosteranlage der Ausdruck „*in insula*“ verwendet. Das bedeutet, dass der Komplex, vor allem bei hohem Wasserstand, wie von Wassermassen eingeschlossen aussehen musste, auch wenn es schwer ist, die unberechenbare Änderung des Flusslaufs der Talfer bzw. des Eisacks durch die Jahrhunderte zu rekonstruieren.

1321 wurden dem Kloster das Hospiz Unsere Liebe Frau im Walde und 1328 die Pfarrei Jenesien samt all ihren Besitzungen und Einnahmen übergeben.⁴

Trotz dieser Hilfen befand sich das Kloster infolge der durch die häufigen und zerstörerischen Überschwemmungen angerichteten Schäden vermutlich ständig in finanzieller Not („...*praeter inbundationes intollerabiles...*“).

Erwähnenswert ist die Bestätigung des Fischereirechtes für die Etsch im Jahre 1327. Die Gewässer der Flüsse brachten in diesem Fall nicht Zerstörungen, sondern etwas Positives. 1394 wurde auch die Pfarrei Marling einschließlich ihrer Güter und Zuständigkeiten dem Stift übergeben.⁵

Entgegen anderer Behauptungen⁶ dürfte die erneute Weihe der Kirche 1343 nicht unbedingt auf die Wiederherstellungs- und Restaurierungsarbeiten des Gotteshauses infolge der Hochwasserschäden zurückzuführen sein. Es ist unwahrscheinlich, dass die Fluten das alte Kloster bereits in jenen Jahren derart stark beschädigt haben und bis zur Kirche, die sich mehr oder weniger in der Mitte der Anlage befand, eingedrungen sind. Der Umbau rührte vielmehr vom Wunsch her, sich

4 Vgl. TRAFIOIER 1982, S. 22–23; außerdem JENAL 1986, S. 363–366.

5 Vgl. TRAFIOIER 1927, S. 36.

6 Vgl. DAL RI 1986, S. 221. Vgl. außerdem TRAFIOIER, 1982, S. 25; dieser Autor zitiert einen Passus aus der sog. „Bozner Chronik“.

dem architektonischen, inzwischen überall vorherrschenden Zeitgeschmack der Gotik anzupassen. Der romanischen Kirche wurde anstelle der teilweise abgebrochenen mittleren Apsis ein großzügiger vieleckiger Chor angebaut (siehe weiter unten). Ungefähr in denselben Jahren wurden auch in der unmittelbaren Umgebung, nämlich in der Bozner Pfarrkirche, die zu den bedeutendsten romanischen Bauten Südtirols gehört, ähnliche Eingriffe vorgenommen.⁷

Im 14. Jh. wurde der nahe gelegene Bozner Stadtkern durch zwei verheerende Erdbeben (1331 und 1348) stark beschädigt, und man kann sich wohl ausmalen, welche Folgen die Erdstöße für den nunmehr 200 Jahre alten Kirchenkomplex hatten.⁸

Zu Beginn des 15. Jh. dürften sich die Ereignisse überstürzt haben. In einem Brief aus dem Jahre 1404 bittet Propst Christoph erneut um Unterstützung für das Kloster, dessen Probleme offensichtlich von Jahr zu Jahr unüberwindbarer wurden.

Die großzügige Schenkung der Burg Gries durch Erzherzog Leopold zur Verlegung des Sitzes ist schon 1406 belegt. Damit dürfte die Entscheidung über die endgültige Übersiedlung bereits 1405 gefallen sein. Eine Urkunde aus dem Jahre 1407 beschreibt den Gebäudekomplex des alten Klosters als völlig verwüstet und unbewohnbar.

Nennenswert ist auch eine Urkunde von 1412, in der die Chorherren den Gegenpapst Johannes XXIII. um die Anerkennung der Übersiedlung bitten und die Zerstörung des alten Sitzes durch die Tälfer-Fluten beklagen („*acqua Dalverna*“). Der vom Eisack angerichtete Schaden wird mit keinem Wort erwähnt.⁹

Man weiß nicht, inwieweit man der Überlieferung Glauben schenken kann, wonach beim Umzug nicht nur Archive, Paramente, sterb-

⁷ Vgl. EGG 1973, S. 26.

⁸ Vgl. SCHORN 1902, S. 116–119. Nach Meinung des Geologen Mauro Coltorti, Prof. an der Universität Siena, sind an den freigelegten Mauerwerken keine durch Erdbeben verursachten Schäden zu erkennen.

⁹ Vgl. TRAFIOIER 1982, S. 32.

liche Überreste der Gründer und eine Glocke in Sicherheit gebracht worden seien, sondern auch all das, was an architektonischen Resten vorhanden war. Die heute im Kreuzgang des Klosters Muri-Gries wiederverwendeten bzw. im Rahmen dieses Baus wiedergewonnenen kleinen Säulen und Kapitelle dürften Spolien von St. Maria in der Au sein.¹⁰

Höchstwahrscheinlich wurden zur Bewältigung der umfassenden Umwandlungsarbeiten der romanischen Burg Gries auch die Dächer und die verschiedenen internen Einrichtungen des alten Klosters in der Au abgerissen und auf diese Weise der Zerfall des gesamten Baukomplexes beschleunigt.

Man kann sich vorstellen, welches Los dem zu einem Trümmerfeld gewordenen Kloster beschieden war. Selbstverständlich verschwand es nicht sofort unter dem Sand und dem Geröll der beiden Wasserläufe, wengleich sich diese in bedrohlicher Nähe befanden. Das bestätigt auch die fast anderthalb Jahrhunderte später auf Veranlassung des Bürgermeisters Leonhard Hertmair für die Tiroler Regierenden angefertigte Aquarellskizze, welche die von der Flut von 1541 [Abb. 6] angerichteten Schäden aufzeigt. Diese eigenartige Darstellung wurde fast genau von SW aus der Vogelperspektive aufgenommen, die ja von keinem Hügel oder keiner Anhöhe der Umgebung aus konkret realisierbar ist. Interessant ist heute ein Vergleich dieser Skizze mit einer hoch über dem Schloss Sigmundskron aufgenommenen Luftansicht [Abb. 7].

Auf dem Bild sticht zwischen den Kanalrinnen ein verfallenes Gebäude hervor, welches im Vergleich zu den anderen, auf der Ebene zwischen Etsch und Eisack sichtbaren Gebäuden (Bauernhöfe, allein stehende Bauernhütten usw.) dennoch imposant wirkt. Vor allem ist im Mittelteil der Anlage eine Mauer mit zwei Fenstern zu erkennen, wäh-

¹⁰ Vgl. GASSER 1909, S. 360, Anmerkung 2. Außerdem DEMETZ 1995, S. 429–430.

rend rechts, d.h. gegen Osten, eine krummlinige Mauer mit einer nach Osten gerichteten Wölbung zu sehen ist. Es könnte sich um die Reste der Nordmauer des Schiffes bzw. des Apsisbereichs handeln. Auf der linken Seite, d.h. gegen Westen, erblickt man außerdem eine niedrige Mauer mit einer Tür, die nach Norden aufgeht: Vielleicht ein Vorbau oder eine Vorhalle, die westlich vom Schiff lag. In dieser Zeit dürfte sich die Einmündung der Talfer in den Eisack bereits viel weiter oben befunden haben, wobei der Wasserlauf weiter talwärts noch dazu neigte, sich je nach Hochwasserstand mehrmals zu verzweigen.

Die Reste von St. Maria in der Au erweisen sich in dieser Periode (in den Jahren um die Mitte des 16. Jh.), die tiefgreifende Veränderungen in der Hydrogeologie der Etschtalsole mit sich brachte, mitten auf einer großen, an einen Wald angrenzenden Kiesinsel als noch teilweise intakt. Dieser Wald war in vier verschiedene, von Kanälrippen getrennte Teile gegliedert.

Den Erdstrich mit den Überresten bewuchs im Zeitraum zwischen der Auffassung des Klosters im Jahre 1405 und der Überschwemmung von 1541 anscheinend ein dichter Uferwald, der – so kann man annehmen – hauptsächlich aus Erlen und Weiden bestand.

Es ist kein Zufall, dass eine Urkunde aus dem Jahre 1555 über Holzschlagarbeiten in dem zum Augustinerkloster Gries gehörenden Kloster Au berichtet. Nichts zu tun hatte die Kloster-Au mit der Kaiser-Au, die zu Schloss Sigmundskron und somit zu den Herrschaftsgütern gehörte. Die Zeichnung aus dem Jahre 1541 weist auf keine Spuren von Wassermauern in der Nähe der Klosterruinen hin. Eindeutig erkennbar sind hingegen die langen, mit Steinen gefüllten Baumstamm-Kästen (sog. „Archenbau“), die vom Ruinenkomplex einige Hundert Schritt flussaufwärts reichen. Der unbekannte Darsteller hat somit das von den verantwortlichen Behörden und vor allem – so nehmen wir an – von der Gemeinde Bozen in den Folgemonaten der Hochwasserkatastrophe in Eile errichtete Schutzwerk wiedergegeben.

In den darauffolgenden 400 Jahren gerieten die versumpften Überreste des Klosters, die infolge weiterer Überschwemmungen ver-

deckt und dem Erdboden gleich gemacht wurden, völlig in Vergessenheit. In den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts äußerte Ambros Trafojer – der Benediktiner, der sich unter den Forschern wohl am meisten mit der Geschichte des Klosters befasst hat – die Vermutung, dass die Klosterstruktur einen radikalen Untergang erfahren haben könnte („... kein Stein ist auf dem anderen geblieben“). Im Einklang mit den von Vinzenz Gasser gemachten Bemerkungen verwies er unter anderem darauf, dass durch eine sorgfältige Untersuchung der im Archiv vorhandenen Dokumente, insbesondere der Katasterakten, eine Lagebestimmung der untergegangenen Anlage möglich wäre.¹¹ Wenngleich man heute nicht weiß, ob die Vermutungen über das Schicksal der Überreste begründet sind, trifft dies sicherlich für Trafojers topografische Überlegungen zu. Tatsächlich liegen das Neubruch genannte Landgut und die heutige Reschenbrücke, die als mögliche Bezugspunkte für die Lagebestimmung des alten Klosters gelten, nur wenige hundert Meter von der im Folgenden beschriebenen Ausgrabungsstätte entfernt.

Von Bedeutung ist auch die in relativ junger Zeit (1983) gemachte Entdeckung einer mächtigen Mauer mit OW-Verlauf an der Ecke zwischen der Reschenstraße und der Baristraße. Es handelt sich nicht, wie damals angenommen, um das Kloster, sondern fast sicherlich um Reste der zum Schutz des Klosters vor den Eisack-Fluten gebauten gewaltigen Wasserschutzmauern, deren Errichtung in über 100 Jahren enorme Geldsummen verschlungen hatte.¹² Auch die im April 1986 in der Rovigostraße ans Licht gekommenen Mauerreste waren wahrscheinlich Teile eines (desselben?) Dammwerkes. Es handelt sich um beachtliche Strukturen (im Vergleich zur heutigen Linie des Eisackufers um etwa 100 m zurückgesetzt). Bei den in situ belassenen Abschnitten reichten die Fundamente vom heutigen Erdboden bis zu 7 m in die Tiefe. Sichtbar waren auch einige im Vergleich zu ihrer ursprünglichen Lage völlig abgetrennten Mauerblöcke, die nun mit un-

¹¹ Vgl. TRAFOIER 1927, S. 37–38.

¹² Vgl. GASSER 1909, S. 360 – 363; außerdem TRAFOIER 1927 S. 38, und EISENSTECKEN 1983, S. 614.

terschiedlicher Neigung in den Geröllschichten „hängen“. Die Beschaffenheit der Mauern war hervorragend (große Bachsteine, mit äußerst hartem Kalk gebunden). Etwas mehr als eine Meile weiter talwärts, fast genau in Richtung West, liegen zwischen der Reschenstraße und der Baristraße die erwähnten Mauerreste, die folglich als Fortsetzung dieses Dammwerkes interpretiert werden könnten.

Die Entdeckungen des Jahres 1986

Bei Baggerarbeiten auf einer großen Baustelle stieß man im März 1986 plötzlich auf die Überreste des Klosters. Wenngleich die Bagger bereits viel zerstört und erheblichen Schaden angerichtet hatten, konnte durch diese Entdeckung die Lage des alten, untergegangenen Klosters mit absoluter Sicherheit bestimmt und eine Vielzahl von Informationen über Umwelt, Geomorphologie, Geschichte und Archäologie gesammelt werden.

Das Kloster war also zu einem Zeitpunkt relativer hydrogeologischer Stabilität am Außenrand des Eisack-Schuttkegels gebaut worden, d.h. auf Material, das bei vergangenen Überflutungen des Flusses abgelagert wurde. Die Tatsache, dass in der Tiefe weder neben noch unter den Grundmauern des Klosters Spuren landwirtschaftlicher Böden sichtbar sind, könnte wohl ein Beweis dafür sein, dass die Urbarmachung der Talsohle an dieser Stelle mehr oder weniger mit dem Bau des Klosters zusammenfiel. Es ist allerdings bekannt, dass das erste, dem Kloster geschenkte Gut das „*praedium Howe cum omni iustitia*“ war. Dieser Ausdruck scheint sich auf Landgüter und Gebäude zu beziehen, die es schon vorher gab. Aus diesem Grund ist es wahrscheinlicher, dass Überreste alter landwirtschaftlicher Nutzung von den späteren Überschwemmungen zerstört wurden.

Das Vorhandensein von Landgütern lässt darauf schließen, dass zu Beginn des 12. Jh. eine (offensichtlich vorübergehende) Phase hydrogeologischer Stabilität eingetreten war. Für diese Stabilität bürgte die Tatsache, dass der Eisack von den Talfer-Fluten gegen die Anhöhe des

Virgils gedrückt wurde und so bedeutend östlicher verlief. Zu einem späteren Zeitpunkt, wahrscheinlich in den letzten Jahrzehnten des 13. Jh., nahm der Feststoffeintrag dieses Wasserlaufs – vielleicht infolge der Flussverbauung und des Dammbaus – plötzlich ab oder es nahm die Feststofffracht des zufließenden Eisacks merklich zu.

Was auch immer die Ursache (oder die Ursachen) gewesen sein mag, das Flussbett des Eisacks verschob sich allmählich gegen Westen und der Eisack näherte sich immer mehr St. Maria in der Au zu. Da das Kloster nahe der Grenze zwischen dem Eisack- und dem Talfer-Kegel lag, drangen wiederholt auch die Wassermassen der Talfer, die reich an Sand mit der unverkennbar rötlichen Farbe des Porphyrgesteines waren, bis zum Kloster vor und beschädigten es. Spuren einer umfassenden Erneuerung alter Mauerwerke mit eindeutig sichtbaren Eingriffen waren im Südprofil des Kanalisationsgrabens festzustellen, der 1986 bis zu 4 m Tiefe erforscht wurde.¹³

Der Kreuzgang

Bei den 1986 durchgeführten Ausgrabungen wurden zunächst zwei parallel verlaufende Mauern festgestellt, die als Teil des Kreuzgangs interpretiert werden können. An den am besten erhaltenen Stellen war eine Abdeckung mit Porphyrlplatten erkennbar, die sicherlich ein Rest der ursprünglichen Krönung der Innenmauer war, welche als Brüstung-Einfriedung des Innenhofes des Kreuzganges diente.

Jenseits dieser Mauer (in NO-Richtung), etwas höher als der Fußboden des Kreuzgangs, erstreckte sich eine dunkle Erdschicht. Höchstwahrscheinlich handelt es sich um die Überreste des Gartens.

¹³ Vgl. COLTORTI 1986, insbesondere die S. 30–31 und außerdem ID., 2002, S. 30–31. Interessant ist, dass bereits Jahre vorher ein anderer Autor im weiter oben erfolgten Bau der Wassermauern, die zur Verbauung der Talfer dienten und den Flussverlauf de facto zunehmend in Richtung Osten verschoben, die Hauptursache der tragischen Ereignisse sah, denen das Kloster zum Opfer fiel (vgl. TRAFÖIER 1927, S. 32). Zum Thema der Verschiebungen der Talfer vgl. zuletzt auch SCHNEIDER 2002.

Auf einer äußerst kleinen Fläche (ca. 2 m²) war ein Rand der Originalpflasterung des Kreuzgangs (Steinsetzung aus Kieselsteinen mit Estrich bedeckt) zu sehen. Unter dem Bodenniveau setzte sich die Mauer in der Tiefe mit drei etwa 50 cm dicken Lagen fort. Die Steine der obersten Lagen fielen auf unterschiedliche Weise zum Wandelgang hin ein. Am Fuße der Mauer waren weitere, offensichtlich herabstürzende Steine gelagert, die von einer vermutlich mit voller Kraft vom Garten zum Kreuzgang hin und daher in ca. OW-Richtung überlaufenden Wassermasse nach vorne gedrückt wurden.

Auf dem Originalfußboden (Steinsetzung aus Kieselsteinen auf einem Kalkbett) zeigte sich eine 60 cm dicke Ansammlung aus rötlichem Sand, darüber wiederum Schlammschichten in verschiedenen Farben (grün-grau bzw. braun-rötlich). Insbesondere wurde bemerkt, dass sich auf der Sandschicht mit der Zeit ein Laufhorizont gebildet hatte, der aus Kalkklümpchen, Tierknochen und stellenweise von den Steinmetzarbeiten übrig gebliebenen Sandsteinbruchstücken bestand. Man kann sich gut vorstellen, wie dieser Ruinenkomplex – ein Ort, der mittlerweile völlig bedeutungslos geworden war – zu einem gegebenen Zeitpunkt in einen Steinbruch verwandelt wurde, wo wiedergewonnene Steine geschnitten und in das gewünschte Format gebracht wurden.

Ein rechteckiger, an den Kreuzgang angrenzender Raum ließ ebenfalls einen Fußboden in Form von Steinsetzung aus Kieselsteinen (darunter befanden sich auch Schmelzschlacken), darüber ein Estrich, erkennen. Dieser Boden zeigte sich sehr unregelmäßig, und an zwei Stellen waren mit Steinen gefüllte Löcher sichtbar (vielleicht Pfostenlöcher). Entdeckt wurden auch Spuren fauler Holzbretter, die von einer Art Fußboden stammten. Diese Hinweise lassen vermuten, dass mitten in den Trümmern gelegentlich Notunterkünfte, d.h. Hütten und Baracken aus unbeständigen Materialien (Holz, mit Ton verputztes Niederholz) errichtet wurden.

Die NW-Ecke scheinen die Wassermassen völlig weggefegt zu haben [Abb. 8].

Am äußersten NW-Rand des 1986 erforschten Abschnittes, auf der zur Alessandriastraße hinliegenden Seite, wurden zwischen den alten mit Schotter aufgefüllten Flussarmen die Reste zweier kleiner Grabgruppen gefunden. Weitere Gräber wurden neben einer Mauer, die der NW-Ecke des Kirchenschiffes entsprach (und noch weitere neben der linken Seitenapsis), erkannt. Zwei ebenfalls unvollständige Körperbestattungen (sie bewahrten praktisch lediglich Beckknochen) kamen an einer Stelle zum Vorschein, die einem Teil des Kreuzgangs des Klosters (NO-Flügel) entsprechen dürfte.

Es soll daran erinnert werden, dass traditionsgemäß den Gründern und Propsten die Ehre zuteil kam, im Inneren der Kirche begraben zu werden. Chorherren und Geistliche fanden im Kreuzgang, Weltliche hingegen in der Vorhalle ihre letzte Ruhestätte.¹⁴ Von dem im Jahre 1174 erhaltenen Beerdigungsrecht machte das Kloster also nicht selten Gebrauch.

Das Kloster war mit Zellen für die Chorherren und für den Propst, mit Küche, Refektorium, Gästezimmer, Krankenstube usw., sowie mit anderen, rein „wirtschaftlichen“ Einrichtungen wie Stallungen, Lagern und Getreidespeicher, ausgestattet.

Von der Vielzahl von Räumen, die es in den über anderthalb Jahrhunderten, in denen das Kloster voll funktionsfähig war, sicherlich gab, war fast nichts mehr zu erkennen. Diese Tatsache ist auch auf die Zerstörungen durch das Hochwasser zurückzuführen, welches angesichts der mit nicht besonders widerstandsfähigen Baustoffen gebauten Strukturen leichtes Spiel hatte. Wahrscheinlich wurde viel Holz verwendet, vor allem bei den Wirtschaftsgebäuden, die geringere architektonische Bedeutung hatten.

Die Tatsache kann aber auch mit den bisherigen Erforschungsmodalitäten zusammenhängen, bei welchen der SW-Trakt (wo heute die Alessandriastraße liegt) und größtenteils auch der N- und NW-Trakt der Klosteranlage de facto vernachlässigt wurden. Die N-Seite wurde

¹⁴ Vgl. KUBACH 1978, S. 193.

allerdings im Hinblick auf den Bau einer Tiefgarage gründlich untersucht. Dabei wurde festgestellt, dass das Hochwasser auf dieser Seite alles zerstört hatte. Eigentlich war nichts anderes zu erwarten, weil diese Seite direkt zum Flusslauf des Eisacks schaut. Festgestellt werden konnte nur das Vorhandensein eines großen, aus den Grundmauern herausgerissenen und im Geröll versunkenen Mauerblocks, in dem die Ecke zweier Mauern (wahrscheinlich die NO-Ecke des Kreuzgangs) erkannt wurde.

Das einzige Zeugnis, das im Zuge der Ausgrabungen auf Strukturen und Räume wirtschaftlicher Art hinwies, war ein langgezogener, rechteckiger, den S-Flügel des Kreuzgangs flankierender Raum. Im Raum öffnete sich eine vieleckige, von Kalkmauern abgegrenzte und etwa 2,4 m tiefe Brunnen-Zisterne. Aus Mühlsteinstücken gewonnene Platten verschlossen die Öffnung. Ein zweiter Raum, allerdings nur ein kleiner Teil, grenzte hingegen an die S-Seite des Kreuzgangs.

Gefunden wurden außerdem die Spuren eines anderen (ebenfalls rechteckigen), am äußersten rechten Rand der Kirchenfassade anliegenden Raumes.

Die Kirche von St. Maria

In der Barockkirche des Klosters Gries wird eine Reliefplatte mit dem Abbild der Mathilde von Valley aufbewahrt. Das Werk ist sicherlich nicht der originale Grabstein, sondern in spätgotischer Zeit, vielleicht zum Zeitpunkt der Übersiedlung des Klosters in den neuen Sitz, geschaffen worden. Es ist bekannt, dass die Adaptierungsarbeiten der alten Burg Gries zur Aufnahme des Klosters bis ins Jahr 1417 dauerten. In den Händen der Gründerin ist das Modell eines Gebäudes dargestellt, das einige Interpreten für die erste Klosterkirche halten, mit den offensichtlichen Annäherungsgrenzen einer Darstellung dieser Art.¹⁵ Sofern diese Vermutung begründet ist, besaß die Kirche eine Fassade

15 Vgl. TRAFIOIER 1927, S. 37; außerdem EAD. 1962, S. 280; außerdem PATTIS 1984, S. 156.

mit Satteldach, von zwei Türmen flankiert, an der sich eine Doppelarkade öffnete [Abb. 9]. Das Modell, das der Bildhauer vor Augen hatte, war wahrscheinlich nicht die ursprüngliche Kirche, sondern jene nach dem Umbau im 14. Jh. Die zwei Türmchen an der Fassade sind vielleicht im Laufe dieses Umbaus hinzugekommen.

Die Ergebnisse der Ausgrabungen haben diese Vermutung jedoch nicht bestätigt. Es kann sein, dass 1986 bei den Baggerarbeiten auf der Baustelle besonders jener Bereich des Gebäudes zerstört wurde, welcher der Fassade und dem vorderen Teil entsprach, wodurch die Rekonstruktion dieses Gebäudeteils sehr problematisch wird. Das Vorhandensein einer Vorhalle vor den Kirchenschiffen ist jedenfalls möglich.

Nach der Überlieferung stammt die heute im Kloster Gries aufbewahrte und „Züenglöcklein“ oder „Stierglöcklein“ genannte Glocke vom alten Kloster. Vielleicht war dort, zumindest ab einem gewissen Zeitpunkt, ein Glockenturm vorhanden.

Die Kirche dürfte 21 m breit und mindestens 29 m lang gewesen sein. Es handelt sich um einen Bau, der für die damalige Zeit ein beachtliches Ausmaß hatte.

Zum Vergleich besass die Bozner Pfarrkirche, das größte Gotteshaus der Umgebung, die in denselben Jahren im romanischen Stil wiedererrichtet wurde, eine Länge von 40 m.

Das Gebäude bestand aus drei Schiffen, unterteilt von zwei Reihen einfacher Viereckpfeiler (bei den Ausgrabungen kam nur die südliche Reihe zum Vorschein) [Abb. 10]. Der Sockel eines Pilasters zeigte Spuren von Stufen einer Treppe, die vermutlich zu einer Art Kanzel führten.

Die gemachten Funde erlauben es nicht festzustellen, ob es sich um eine basilikale Struktur (Mittelschiff im Vergleich zu den Seitenschiffen deutlich höher) oder um eine in drei Schiffe eingeteilte Hallenstruktur handelte.

Das äußerste Westende der Halle, gegen den Eingangsbereich, war wiederholt mit Mauern aus späteren Epochen umgestaltet worden. Es könnte sich um Zeugnisse von Bauresten interner Kapellen handeln.

Unter dem gotischen Chor wurden Reste der halbkreisförmigen romanischen Apsis entdeckt. Gut sichtbar sind auch die Reste der linken Seitenapsis, während von der rechten nichts erhalten blieb.

Es liegen keine sicheren Zeugnisse vor, die das Vorhandensein eines Querschiffs belegen. Das Chorgestühl dürfte folglich in der Form eines „langen Chor“ angeordnet gewesen sein. Diese Art wurde nicht nur von den Benediktinern, Kluniazensern, Zisterziensern, sondern bekannterweise auch von den Augustinern angewandt.¹⁶ Noch vorhanden sind hingegen die zwei, heute allerdings stark nach SW geneigten Seitensockel des Triumphbogens [Abb. 11].

Der Originalfußboden bestand aus Ziegeln, die zickzackförmig in diagonalen Linien angeordnet waren. Einige kleinere, noch erhaltene Abschnitte haben es erlaubt, die Originalzeichnung zu rekonstruieren. In gotischer Zeit wurden die Ziegel durch einen Kalkestrich ersetzt. Der Fußboden des gotischen Chores war im Vergleich zum Fußboden des Schiffes um etwa 1 Meter erhöht.

Es gibt keine Hinweise, die auf das Vorhandensein einer Krypta unter der mittleren Apsis schließen lassen. Diverse, isolierte Fragmente bemalten Verputzes weisen auf bestehende Wandmalereien hin. Die einzigen, irgendwie erkennbaren Motive zeigen Fragmente mit a secco bemalten gotischen Buchstaben [Abb. 12].

Zu einem späteren Zeitpunkt wurden sorgfältig bearbeitete Bausteine aus Porphy, Sandstein und rotem Ammonitkalkstein geborgen. Diese sind beim Verlassen des Klosters und in den darauffolgenden Phasen hinterlassen worden.

Deutliche Spuren von Erosion an einigen architektonisch bearbeiteten Steinen (zum Beispiel die gekehrten Sandsteingesimse am Sockel der zwei Pfeiler des Triumphbogens) sind eher als Folgen der Witterungseinflüsse auf die über Jahrhunderte im Freien gebliebenen steinernen Elemente und nicht als unmittelbare Folge der Wirkung des Überschwemmungswassers auszulegen.

¹⁶ Vgl. KUBACH 1978, S.50.

Der südlich vom linken Sockel des Triumphbogens und zur Achse des Kirchenschiffes fast genau senkrecht liegende Mauerabschnitt weist ein Mauerwerk auf, das den Mauerteilen am äußersten W-Rand des Schiffes beim Eingang sehr ähnlich ist und durch seinen Verlauf von der NO-Ecke des Schiffes zur gegenüberliegenden linken Apsis von der romanischen Kirche einen Raum abschloss, welcher als Sakristei gedeutet werden könnte.

In der Mitte des Mittelschiffes wurde ein gemauertes Grab ohne Deckplatte, mit Skelett in situ gefunden. Das auf der Höhe des Beckens vorgefundene bronzene Schnallenpaar ist vermutlich ein Rest vom Gürtel des Gewandes. Wie aus den obigen Ausführungen hervorgeht, handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um das Grab eines Propstes.

Nach dem Ende des 16. Jh. wurden diese Überreste von den Schichten des Überschwemmungsmaterials versiegelt, und von da an hat sich an der Situation nichts mehr geändert. Die Tatsache, dass der Kirchenkörper damals von den unberechenbaren Hochwasserfluten so stark beschädigt wurde, während die zweifelsohne weniger bedeutenden marginalen Bereiche des Komplexes weitgehend intakt blieben, gilt folglich als großer Verlust.

Einige bedeutende Erkenntnisse können dennoch gewonnen werden: Es bot sich vor allem die Gelegenheit, den Grundriss des Gebäudes in großen Zügen zu rekonstruieren, wenngleich die Kraft des Wassers in einzelnen Bereichen Verlagerungen, oft beachtliche Verschiebungen und Lücken hinterlassen hat.

Zusammenfassend stehen wir vor den Resten einer dreischiffigen Kirche mit drei Apsiden, ohne Querschiff und ohne Krypta, mit einfachen Viereckpfeilern. Nur die Apsiden dürften überwölbt gewesen sein, während die Schiffe ein offenes Dach besaßen [Abb. 13].

Es handelt sich um eine sehr einfache, im 11. und 12. Jh. übliche Form. Das darf nicht verwundern, vor allem wenn man bedenkt, dass die Augustiner, wie auch andere sich der Armut verschriebene Orden,

offensichtlich keine eigene, für sie typische Architektur besaßen.¹⁷ Im Einzugsgebiet der Diözese Trient, das auch den Bozner Kessel umfasste, kann ein Vergleich mit der Kirche des hl. Laurentius in Trient und dem Klostergebäude gemacht werden, an dessen Bau den Urkunden zufolge im Jahre 1177 eifrig gearbeitet wurde und wo Reformbenediktiner nach der Regel von Vallalta lebten.¹⁸

Im Gebiet der Diözese Brixen kann aufgrund der großen Ähnlichkeit die ins ausgehende 11. Jh. zurückreichende dreischiffige Basilika des Benediktinerinnenklosters Sonnenburg im Pustertal genannt werden, welche auch kein Querschiff, aber eine Krypta aufweist.¹⁹

Schwieriger erscheint nunmehr ein Vergleich mit den anderen beiden Kirchen unserer Region, die von Augustinern gegründet wurden. Es handelt sich um die Kirche des Klosters Neustift, die der Brixner Bischof Hartmann (1140–1164), einer der überzeugten Befürworter der Kanonikerreform nach der Regel des hl. Augustinus, gegründet hatte bzw. um die vom Trientner Bischof Altmann (1124–1129) erbaute Kirche des Klosters St. Michael an der Etsch/San Michele all’Adige.²⁰ Beide Gebäude weisen im Vergleich zu ihrem Originalgrundriss große Veränderungen auf, welche auf die im Laufe der Jahrhunderte durchgeführten Umbauarbeiten oder Umstrukturierungen zurückzuführen sind.

Einen Aspekt teilte das Kloster St. Maria in der Au allerdings mit St. Laurentius in Trient und Neustift bei Brixen: Sie alle waren in einer nahezu unbewohnten Schwemmlandebene, nicht unweit vom Ufer eines großen Flusses, an einer von weitem „sichtbaren“ Stelle errichtet worden. Es handelt sich vielleicht um eine bewusst getroffene Wahl.

17 Diese Hinweise stammen von Prof. Paolo Piva von der Università Statale in Mailand (Brief vom 23. April 2002), dem ich recht herzlich danke.

18 Vgl. RASMO 1982, S. 64–65.

19 Vgl. EGG 1973, S. 30. Außerdem RASMO 1976, S. 9; außerdem KNÖTIG 1989, S. 95–96. Ich danke dem Kollegen H. Nothdurfter, der mir eine von Michael Wolf gezeichnete Kopie des Grundrisses der Kirche im Maßstab 1:100 zur Verfügung gestellt hat.

20 Vgl. JENAL 1986, S. 359–361; 350–359.

Die Funde

Die Ausgrabungsverfahren und noch mehr die Eigenschaften der Ablagerungen haben bewirkt, dass die Anzahl an beweglichen Fundstücken relativ gering war.

Der Zufall wollte es, dass bisher noch keine der Abfallgruben gefunden wurde, die in einer Anlage jener Zeit und von einer derartigen Komplexität sicherlich vorhanden waren. Auch auf dem Grund der oben beschriebenen „Zisterne“ konnten de facto keine Funde sicher gestellt werden.

Wir möchten jetzt aber nicht auf die wenigen, an anderer Stelle bereits beschriebenen Elemente des *Instrumentum Domesticum*²¹ eingehen, sondern auf einen schon bekannten, und dennoch äußerst bedeutungsvollen Fund zurückkommen, dessen nähere Untersuchung sich lohnt, weil er in Zusammenhang mit den ältesten Phasen des Klosters steht: Es handelt sich um das Fragment einer sogenannten „Ritterschale“.

Es handelt sich um ein etwa rechteckiges, ungleich dickes Bronzeblechbruchstück. Seine vier Seiten sehen wie künstlich gebogen und abgeschnitten aus; davon wirkt eine etwas dicker und regelmäßiger und könnte der Verbindung zwischen Boden und Wandung eines Gefäßes entsprechen. Auf der Oberfläche sind in der Mitte und am rechten Rand Teile einer eingravierten Figur zu erkennen. Sichtbar sind vor allem die rechte Schulter, die rechte Hand mit einem Schwert, der Teil des Kopfes eines Kriegers, welcher einen am oberen Ende abgerundeten Schild hält und ein Kettenhemd mit einer Art Kapuze trägt (nichts weist auf das Vorhandensein eines Helmes hin) [Abb. 14, 15].

Die (im Inneren) vorhandene figurative Dekoration hat es ermöglicht, das Fragment der Kategorie der romanisch gravierten Schalen zuzuweisen. Dieser Gebrauchsgegenstand war vor allem in Deutschland und England verbreitet, tritt vereinzelt aber auch auf französischem Boden, an den Ufern der Ostsee und in Italien auf.²² Innerhalb

21 Vgl. DAL RI 1986, S. 236–239. Außerdem DEMETZ 1995, 15.67b, S. 405.

dieser Klasse kann es der Gruppe der „Ritterschalen“ zugeordnet werden, auf welchen die dargestellten kämpfenden Kriegerfiguren den Kampf der Tugenden gegen die Laster, und vielleicht auch gegen das Laster schlechthin, nämlich die Ketzerei, versinnbildlichen.

Das in Bozen gefundene Exemplar stellt neben dem heute in Köln aufbewahrten, aber wahrscheinlich aus Rom stammenden Exemplar das einzige, bis heute bekannte und auf der Alpensüdseite entdeckte Beispiel einer Ritterschale dar.²²

Einige romanische gravierte Schalen wurden seinerzeit von Gelehrten in enge, ja ausschließliche Verbindung zu den Klöstern, insbesondere den Klöstern der Augustinerinnen, gebracht. Was die Wahl der ikonographischen Darstellungen angeht, wurde vermutlich größtenteils auf die in den Klosterschulen benützten Bücher zurückgegriffen. Was hingegen die Verwendung der Schalen betrifft, dürften sie bei Purifikationsritualen eingesetzt worden sein.²³

Neuerdings neigte man allerdings zu einer weitläufigeren und in einem gewissen Sinn allgemeineren Interpretation: Die historischen Schalen (die ältesten, unverzierten, stammen vermutlich aus der ersten Hälfte des 12. Jh., d.h. aus dem salischen Zeitalter) gehörten zur Ausstattung hochrangiger Wohnsitze (Schlösser der Adeligen, Häuser des gehobenen bürgerlichen Standes, aber sicher auch der Klöster).²⁴ Die Ritterschalen können vor allem aufgrund der dargestellten Waffenart zeitlich eingeordnet werden.²⁵

Da es sich um ein sehr kleines Fragment handelt, kann man nicht feststellen, ob sich die Kriegerfigur ursprünglich am Boden der Schale in einer Kampfszene gegen ein Monster befand (wie bei den Exemplaren in Köln, London und Breslau zu beobachten ist) oder ob sie wie bei den Exemplaren in Leicester und Aachen den oberen Teil der Wandung verzierte und Teil einer Kriegerreihe war, wo sich jeweils zwei

22 Vgl. WEITZMANN, FIEDLER 1981, passim.

23 Vgl. IB. 1981, S. 117–121.

24 Vgl. SCHULZE–DÖRLAMM 1992, S. 445.

25 Vgl. IB. 1992, S. 447–449.

figuren gegenüberstehen.²⁶ Bei einer jüngst wieder gezeigten Schale aus der „Grossen Leuneburg“ bei Stecklenberg in Sachsen, zogen sich die gravierten Figuren hingegen vom flachen Boden bis zur geneigten Wandung hin.²⁷ Links vom Schwertgriff zeigt sich ein kurzes, geradliniges Segment mit Doppellinie: Das ist der einzige Hinweis, dass ursprünglich neben dem Krieger weitere Figuren eingraviert gewesen sein können.

Das Schwert kennzeichnet sich durch die zwei sehr langen und geraden Arme des Griffes aus, während die Basis der Klinge im Vergleich zur Länge übermäßig breit erscheint. Durch die Bruchlinie kann die Form des Schwertknaufes nicht bestimmt werden; offenbar muss er sehr wuchtig gewesen sein. Wenngleich die Darstellung allgemeinen Charakter aufweist, kann auf der Grundlage dieser Merkmale auch in diesem Fall eine typologische und zeitliche Einordnung versucht werden. Im Rahmen der regionalen Ikonographie erinnert das hier dargestellte Schwert zunächst an die Form der Waffe auf dem Relief, das den *Märtyrertod des hl. Johannes* im Dom zu Trient darstellt (und Nicolò RASMO in den Beginn des 13. Jh. eingeordnet hat)²⁸ [Abb. 16], aber auch an die Schwerter im Fresko von Iwain auf Schloss Rodenegg (das derselbe Autor den Jahren um 1200 zugeordnet hat) [Abb. 17].²⁹ Eine breite Klinge hat auch das gerippte Hinrichtungsschwert des hl. Paulus und des hl. Johannes des Täufers in der Kirche des hl. Johannes in Müstair und in den entsprechenden Märtyrerfiguren der Kirche des hl. Johannes in Taufers. H. STAMPFER ordnet den ersten Freskenzyklus den Jahren 1205–1210 zu, während RASMO den zweiten mit den Jahren 1220–1230 datiert.³⁰ Ein solches Schwert ohne Mittelrippe finden wir im norditalienischen Raum im Fries der *Porta Romana* in Mailand wird, das etwa ins Jahr 1171 datiert.³¹

26 WEITZMANN 1981, S. 116 – 118; 120.

27 SCHULZE – DÖRLAMM 1992.

28 Vgl. RASMO 1982, S. 77, Abb. 81.

29 Vgl. RASMO 1985, S. 30, Abb. 106, 109.

30 Vgl. STAMPFER, WALDER 2002, S. 120, 123, 126.

Besonders erwähnenswert, sowohl wegen des Schwertes und des Kettenhemdes als auch wegen der Gesamtposition der Figur, ist die Ähnlichkeit mit einem Kriegerrelief in der Basilika zur hl. Justina in Padua (ca. 1210).³²

In Bezug auf in Südtirol noch erhaltene Schwerter jener Zeit kann das Exemplar von unbekannter Herkunft, bereits im Diözesanmuseum Brixen aufbewahrt (heute im Amt für Bodendenkmäler in Bozen deponiert), genannt werden, welches große Ähnlichkeit aufweist.

Das geringfügige Ausmaß, die Beschaffenheit und die unsicheren Lagerungsbedingungen unseres neben den Gräbern im Fassadenbereich gefundenen Fragmentes der Ritterschale lassen unterschiedlichsten Interpretationen zu.

Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass diese Schale zur ursprünglichen Klostereinrichtung gehörte. Vielleicht war sie sogar ein Teil der anfänglichen Ausstattung, die von den Gründern Mathilde von Valley und Arnold III. von Morit-Greifenstein, kurz nach der Mitte des 12. Jh. „gestiftet“ wurde.

Es ist ein besonders glücklicher Umstand, dass uns von dieser wertvollen Ausstattung ein noch interpretierbares Fragment erhalten geblieben ist.

Das Schnallenpaar (Durchmesser etwa 4 cm), das im Grab in der Mitte des Schiffes entdeckt wurde, gehörte wahrscheinlich zu einem Gürtelverschluss in der Form eines Ringpaars. Dieser Fund hat ein Vergleichstück aus den Ausgrabungen vor dem Dominikanerkloster in Bozen.³³ Das Schnallenpaar datiert ins 14. Jh. **[Abb. 18].**

Besondere Erwähnung verdient das Gerät in der Form einer Spitzhacke, welches entlang der Fassade unterhalb eines Grabes (Grab 3/2001) geborgen wurde **[Abb. 19].**

31 Das Relief befindet sich heute im Museum des Castello Sforzesco. Vgl. BOCCIA, COELHO 1975, S. 324, Abb. 6.

32 Vgl. EAD., 1975, S. 325.15, Taf. 15.

33 Vgl. DEMETZ, 1995, S. 225-226.

Es erinnert ungefähr an die Geräte („Vorlochhauen“), die bis gestern im Südtiroler Raum gebraucht wurden, um in dem Boden der Weinleiten Löcher zu machen, in denen dann die Träger für die Reben aufgestellt wurden.³⁴ Es kann so mit den im Bozner Talkessel im Hochmittelalter ausgeübten landwirtschaftlichen Tätigkeiten in Zusammenhang gebracht werden, unter denen die Rebkultur vorherrschend war. Eine Reblandschaft konnte sich hier bis zu den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts erhalten, d.h. bis zu der Ausdehnung der Industrie- und Wohnzonen. Nur vereinzelte Streifen (z.B. um das sog. *Klösterle* in der Neustifterstraße) zeugen noch heute von dem ursprünglichen weit verbreiteten Landschaftsbild.

³⁴ Freundlicher Hinweis von G. Bombonato, Bozen.

LITERATUR

ATZ K., SCHATZ A., Der deutsche Anteil des Bistums Trient. Das Dekanat Bozen, Bd. 1, S. 230–236, Bozen 1903.

BITSCHNAU M., Gries-Morit, in *Tiroler Burgenbuch* 8, Raum Bozen, hg. von O. Trapp und M. Hörmann-Weingartner, Bozen-Innsbruck-Wien 1989, S. 207–219.

BOCCIA L., COELHO E., *Armi bianche italiane*, Milano 1977.

BOEHEIM W., *Handbuch der Waffenkunde*, Leipzig 1890.

BRACHMANN H., Zwei gravierte Metallschüsseln aus Dobrun, Kr. Wittenberg, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift d. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg* (Sprachwissenschaftl. Reihe 9), 1962, S. 1085–1096.

CARAMELLE F., FRISCHAUF R., *Die Stifte und Klöster Tirols*, Bozen 1985.

COLTORTI M., La sequenza contenente i resti del convento di S. Maria in Augia e l'evoluzione recente della piana di Bolzano, in "Denkmalpflege in Südtirol 1986 Tutela dei beni culturali in Alto Adige", Bozen 1988, S. 259–267.

DAL RI L., Il convento agostiniano di Santa Maria in Augia a Bolzano. Relazione degli scavi, in: *Denkmalpflege in Südtirol 1986 Tutela dei Beni Culturali in Alto Adige*, Bozen 1988, S. 221–258.

DEMETZ S., Convento di Santa Maria in Augia presso Bolzano, in: *Eines Fürsten Traum. Meinhard II. – Das Werden Tirols*, Tiroler Landesausstellung 1995. Schloss Tirol – Stift Stams, Innsbruck 1995, S. 405–406, 428–430.

EGG E., *Kunst in Tirol. Baukunst und Plastik*, Innsbruck 1973.

EISENSTECKEN O., Zur Lagebestimmung des Augustinerklosters in der Au, in: *Der Schlern* 57 (1983), S. 614.

GASSER E., Lage und Überschwemmung des Augustiner-Chorherrenstiftes in der Au unter Bozen, in: *Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs* 6 (1909), S. 359–363.

HUTER F., *Tiroler Urkundenbuch*, Innsbruck 1937.

JENAL G., Die geistlichen Gemeinschaften in Trentino-Südtirol, *Atti Accademia Roveretana degli Agiati*, 235, *Congresso Medio Evo* 1, (1986), S. 309–370.

KIEM M., Artikel des Tiroler Volksblattes. b) Gab es je eine Grafschaft Mareit in Tirol?, in: Tirolensien 4, 1893, S. 46–60.

KUBACH H. E., *Architettura romanica*, in *Storia dell'architettura*, Milano 1978.

MALFER V., Die Grieser Wassermauern, in: *Der Schlern* 10 (1935), S. 325–327.

OBERMAIR H., BITSCHNAU M. Die Traditionsnotizen des Augustinerchorherrenstiftes St. Michael a. d. Etsch (San Michele all'Adige). Vorarbeiten zum „Tiroler Urkundenbuch“, in: „Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung“ 105 (1997), S. 263–329.

PATTIS E., Das Grabmal der Gräfin Mathilde von Vallay, in: *Der Schlern*, 58 (1984), S. 153–155, insbes. Anmerkung 3, S. 154 (von P. Hungerbühler).

POKLEWSKI V., Misy brazowe z XI, XII, i XIII wieku, in: *Acta archaeologica universitatis Lodzensis* 9, Lodz 1961, S. 115 ff.

RASMO N., La basilica paleocristiana di Bolzano, in: *Cultura Atesina-Kultur des Etschlandes* 11 (1957), S. 7–20.

RASMO N., Hocheppan, (Reihe *Cultura Atesina-Kultur des Etschlandes*), 1973.

RASMO N., *Storia dell'arte nel Trentino*, Trento 1982.

RASMO N., *L'Alto Adige nell'arte*, Rosenheim 1985.

SCHNEIDER W., Der „Talfergries“ und der „Grutzen“ bei Bozen im 16. Jahrhundert. Die neuen Spitalgrundstücke auf dem „Talfergries“ (1551), der mittelalterliche Verlauf der Talfer, die landesfürstlichen Güter im „Gruzz“-Urbar (1582) und die neuen Flurnamen, in: *Tiroler Heimat. Jahrbuch für Geschichte und Volkskunde* LXVI (2002), S. 5–20.

SCHORNJ., Die Erdbeben von Tirol und Vorarlberg, in: *Zeitschrift des Ferdinandeums III* (1902), S. 97–282.

SCHULZE–DÖRLAMM, M., Königtum, Adel, und Kirche. Luxusgüter. Gravierte Bronzeschale. Grosse Lauenburg bei Stecklenberg, Kr. Quedlinburg. Sachsen-Anhalt, in: *Das Reich der Salier 1024–1125, Katalog zur Ausstellung des Landes Rheinland-Pfalz*, 1992, S. 445–449.

STAFFLER R., Die Wasserleegen in der Bozner Gegend. Ein Beitrag zur Geschichte der etschländischen Wirtschaftsverfassung, in: *Bozner Jahrbuch 1931/34*, S. 113–168.

STAMPFER H., STEPPAN T., Die Burgkapelle von Hocheppan, Messerschmitt Stiftung. *Berichte zur Denkmalpflege* 8 (1998).

STAMPFER H., WALDER H., Romanische Wandmalerei im Vinschgau. Die Krypta von Marienberg und ihr Umfeld, Bozen 2002.

THEUNE GROSSKOPF B., Bewaffnung und Reitzubehör. Die Schwerter, in: Das Reich der Salier, 1024–1125, Katalog zur Ausstellung des Landes Rheinland-Pfalz, veranstaltet vom Römisch-germanischen Zentralmuseum Mainz, 1992, S. 102–103.

TRAFIOIER A., Geschichte des Klosters Gries, Bolzano 1927.

TRAFIOIER A., Das Kloster Muri Gries, Stifte und Klöster, Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstitut 2 (1962), S. 277–281.

TRAFIOIER A., Das Kloster Gries (Bozen). Vom Chorherrenstift in der Au u. in der Burg zu Gries zum Benediktinerkloster Muri Gries, Bozen 1982.

TRENER G.B., Le oscillazioni periodiche secolari del clima nel Trentino, in: Annuario Società Alpinisti Tridentini 23 (1903–1904), 1904, S. 104–150.

VOLTELINI H., Beiträge zur Geschichte Tirols, in: Zeitschrift des Ferdinandeums III, 1889, S. 1–188.

WIESER H., Das Grabmal der Gräfin Mathild von Morit Greifenstein, in: Festschrift für Landeskonservator Dr. Johanna Gritsch (Schlern-Schriften 264), Innsbruck-München 1973, S. 277–285.

WIETZMAN-FIEDLER J., Romanische gravierte Bronzeschalen, 1981.

Die Dämme der Talfer und des Eisack: der Schutz vor den Überschwemmungen

Der Talkessel von Bozen verdankt seine Entstehung zum einen der Gletschertätigkeit der Eiszeiten (letzte Eiszeit: Würm-Eiszeit vor 65.000 bis 12.000 Jahren), zum anderen in der Warmzeit den auf die verschiedenen Gletschern folgenden Flussläufen der Etsch, des Eisack und der Talfer. Sie treffen im Bozner Becken aufeinander und prägen es nachhaltig, im Guten wie im Bösen. Die beständige Wasserzufuhr sorgt für eine bedeutende Fruchtbarkeit des Gebietes, zumal auch die Möglichkeit der Bewässerung genutzt wird, um den im warmen Bozner Talkessel gedeihenden Kulturen optimale Bedingungen zu schaffen. Allerdings verursachten die hier zusammentreffenden Flüsse und Bäche bei ihrem Eintritt in den flacheren Kessel aber auch zahlreiche Überschwemmungen, die das Gebiet seit urdenklichen Zeiten vermurten, aufstauten, mit Sand und Steinen füllten und zur Bildung ausgehnter Sümpfe führten. Aus diesem Grunde wurden die ersten Dauersiedlungen – Bozen Dorf, Gries, Rentsch und die anderen Weiler Zwölfmalgreiens – auf den leicht erhöhten Schuttkegeln am Rande des Talbeckens errichtet, um damit wenigstens Haus und Hof einigermaßen in Sicherheit zu wissen.

Um diesen schweren wirtschaftlichen Beeinträchtigungen vorzubeugen war es ganz natürlich, dass die Anwohner versuchten durch Schutzbauten, sei es aus Holz (*Archen*) als auch aus Stein (*Wassermauern*), diesen Wassereinbrüchen Einhalt zu gebieten. Wann mit diesen Bauten begonnen wurde, ist nicht geklärt. Auf Grund erster Hinweise wird das Jahr 1239 genannt. Nach der *Bozner Chronik* von 1366 wurde mit dem

Bau der Wassermauer von Maretsch flussabwärts 1340 begonnen („... *das man die mawr von Maretz anfieng zu pawen herab fur die stat ... vnd ain stewr ward angelegt zu derselben mawr; die brach siben hundert marckb ...*“). Dies erscheint aber ein ziemlich später Zeitpunkt; zumindest weiter flussaufwärts gab es schon frühere Bauten. Ein sicherer Beleg für die Existenz solcher Bauten stammt aus den 70er Jahren des 13. Jh. In einem Protestschreiben vom 10. September 1277 an ihren Herren, Bischof Heinrich von Trient, schildern einige Bewohner Bozens die Methoden, mit denen Graf Meinhard II. von Tirol sie zur Übergabe der Stadt zwang: Er ließ alle Gebäude und die Bauten vor der Stadt Bozen, die gegen die Wasser der Talfer und des Eisack errichtet wurden, verbrennen und zerstören und wollte so die Stadt unter Wasser setzen.

Der Talkessel von Bozen war nicht nur durch die Talfer gefährdet, sondern zusätzlich und in viel höherem Ausmaße auch durch den Eisack. Dieser war länger als die Etsch, hatte ein viel größeres Einzugsgebiet als diese und ein stärkeres Gefälle, weshalb er bei Hochwasser eine viel größere Macht entwickelte und auch sehr viel mehr Material zu Tal brachte. Um diesen Gewalten erfolgreicher entgegenzutreten zu können waren die Anrainer stark auf nachbarschaftliche Hilfe und genossenschaftliche Zusammenarbeit angewiesen. Es entstanden die sogenannten *Wasserleegen*, deren Aufgabe in der Vorsorge für Uferschutzbauten und in der Organisation der Bewässerung bestand. Auf dem Territorium des Stadt- und Landgerichtes Bozen gab und gibt es bis zu zehn solcher Interessentschaften.

Aufsicht und Kontrolle über diese Vereinigungen war von alters her Aufgabe des Bozner Stadtrates und zwar nicht nur für den engeren Bereich der Stadt, sondern wie gesagt für den gesamten Gerichtsbezirk. Im ältesten erhaltenen Protokoll des Bozner Stadtrates aus dem Jahr 1469 wird auf diesen Bereich ausführlich eingegangen: Es werden ein Brückenmeister, ein Brunnenmeister und je zwei Baumeister für jede Leege aufgezählt. Unter *pawmaister* waren dabei fachkundige Bürger oder Bauern zu verstehen, denen die Aufsicht über die Wasserwehrebauten übertragen wurde. Im selben Protokoll ist die Rechnungslegung

des scheidenden Bürgermeister des Jahres 1468, Hanns Trott, enthalten. Den Einnahmen von 225 Mark, vornehmlich aus Zöllen und Strafgeldern, stehen Ausgaben von 126 Mark gegenüber (1 Mark = 2.400 *Perner*). Davon wurden über 26 Mark, also mehr als ein Fünftel des damaligen Stadtbudgets, für Schutzbauten an Eisack und Talfer verwendet. Die Arbeiten wurden dann vom Rat auch überprüft und kontrolliert. Davon erfahren wir bereits aus dem ersten erhaltenen Rechnungsbuch der Stadtgemeinde (1465).

Die schweren Verheerungen der Jahre 1539, 1540 und 1541 veranlassten den Bozner Bürger Leonhard Hörtmayr, dem Innsbrucker Gubernium am 25. Mai 1541 einen eindrucksvollen aquarellierten Plan der ausgedehnten Zerstörungen [Abb. 6], die von den drei Flüssen verursacht wurden, vorzulegen. Das Eisackhochwasser bewirkte durch seine Masse eine Stauung der Etschfluten, die dann ihrerseits die Fluren von Gries, Unterrain (Eppan) und Moritzing unter Wasser setzten. Eine daraufhin vom Landesgubernium eingesetzte Kommission schlug neue Schutzbauten, weitgehend aus Holz vor, vor allem im Bereich der Au, von Leifers und des Neubruches. Dabei solle man nicht mehr wie bisher in gerader Richtung gegen den Burghügel von Sigmundskron fahren, sondern schräg herab zu den Höfen in der Oberau auf einer Länge von ungefähr 500 Metern ein neues starkes Grundwerk durch den Eisack errichten. Damit würde dessen Flussbett verlegt und dadurch künftige Rückstaus der Etsch verhindert, das Moos trockenlegt, Brücken und Straße bei Sigmundskron gesichert. Die Kosten wurden auf 10.000 Gulden veranschlagt, das Projekt allerdings nicht ausgeführt. Der wohl in diesem Zusammenhang entstandene Plan Hörtmayrs enthält den letzten Hinweis auf die Lage des ehemaligen Klosters in der Au: Knapp oberhalb der „... *Kayser Aw* ...“ ragen die Ruinen des „... *alt Closter* ...“ wie eine Insel aus dem Eisackbett.

Die Arbeit an den Schutzbauten war ein niemals endender Wettlauf gegen die Unbilden der Witterung und die Kraft der reißenden Fluten. Nach den oben geschilderten Vorfällen im 16. Jh. war es 1673 wieder

einmal so weit [Abb. 20]. Um Peter und Pauli (29. Juni) hatte es mehrere Tage ohne Unterbrechung geregnet, sodass schließlich Eisack und Talfer über die Ufer traten. Durch die mitgeschwemmte Anzahl an Baumstämmen wurde der Hauptpfeiler der überdachten Eisackbrücke bei der Lorettokapelle hinweggerissen mit 40 Menschen darauf; diese waren am Festtag der beiden Apostel nach der Predigt in der Pfarrkirche auf dem Weg zu einer Andacht in besagter Kapelle; lediglich sechs oder sieben leblose Körper konnten in der Folge geborgen werden. Wenige Stunden nach dem Einsturz der Brücke durchbrach der Eisack über eine Länge von ca. hundert Metern die Schutzmauer am Bozner Boden, überschwemmte die Felder und setzte auch den Stadtteil südlich der Pfarrkirche unter Wasser. Jenseits der Brücke wurden die Schutzbauten ebenfalls stark beschädigt und die *Reichstraße gegen Italien* gefährdet.

Beim Hochwasser von 1673 hatte sich auch die Talfer so tief in ihr Bett eingegraben und die Fundamente der Wassermauer besonders in der Nähe von Schloss Maretsch derart unterspült, dass auch deren Stabilität gefährdet war. Stadtbaumeister Franz Hafner erhielt daher den Auftrag, die Fundamente durch einen ca. 1 Meter breiten steinernen Vorbau an den gefährdetsten Stellen zu verstärken. Als er diese Arbeit im Jahr 1675 ausführte, setzte er sich ein kleines Denkmal, indem er seinen Namen, seine Berufsbezeichnung und die Jahreszahl auf einem Baustein einmeißeln ließ: „1675 F: Hafner Paumaister“. Dieser Denkstein ist heute noch an der Stiege, die von der Maretschgasse auf die Wassermauer führt, zu sehen [Abb. 22]. Auch im 18. Jh. wurden die Wasserbauten an der Talfer laufend verstärkt und verlängert [Abb. 21]. Das Bett wurde geräumt, der eigentliche Wasserlauf vertieft, die Mauern verstärkt und erhöht. Zwischen 1759 und 1760 wurde dann in der Talenge hinter Runkelstein und Ried ein gewaltiges Sperrwerk errichtet.

Auch das 18. Jh. erfuhr seine Jahrhundertüberschwemmung. Vom 30. August bis 3. September 1857 regnete es ununterbrochen, sodass schließlich der Eisack über die Ufer trat. Von Kardaun abwärts, wo der

Fluss die Brücke zu einem Drittel wegriss und links und rechts aus dem Flussbett ausbrach, wurden sämtliche Güter entlang seines Laufes mit Steinen, Gries und Sand vermurt oder mit Morast gefüllt. In der Rain-gasse stand das Wasser bis zu zwei Meter hoch, Pfarrhaus und Propstei waren bis zu zwei Metern Höhe eingesandet, der angrenzende Friedhof samt Totengrüften wurde völlig niedergerissen und überschwemmt. Mittlerweile war jedoch eine neue Zeit angebrochen, die Zeit der Aufklärung, und die in ihr lebenden Entscheidungsträger wurden immer mehr von der Überzeugung geleitet, dass menschliche Vernunft und technischer Fortschritt Mittel und Wege finden würden, durch Flussregulierung und Verbauung das Problem in den Griff zu kriegen. Im Gefolge der erwähnten Überschwemmung von 1757 wurde der aus den Österreichischen Niederlanden (heute: Belgien) stammende Ingenieur-Oberstleutnant Johann Brequin de Demenge (um 1700–1785) mit der Verfassung eines einschlägigen Gutachtens über die Überschwemmungsschäden im September 1757 und deren Ursachen betraut. Er zählt eine Reihe von Gründen auf, die seines Erachtens solche Katastrophen bewirken wie Steilheit, Brüchigkeit der Berge, geringe Festigkeit des Bodens und der daraus resultierende starke Abgang von Steinen, Geröll und Sand; aber auch von Menschen verursachte Schäden wie die Vernachlässigung und zu starke Einengung der Wildbäche, Beschädigungen durch das Holztriften auf den Flüssen usw.; ganz besonders für Bozen führt er die Gewinnsucht vieler Personen an, die um Land für ihre Weingüter und Gärten zu gewinnen, das Flussbett des Eisacks allzu sehr einengten bzw. die Ufer sehr schlecht und nachlässig befestigten, meist nur mit Holzwänden, Trockenmauern oder gar nur mit einfach ans Ufer hingeworfenen Steinen anstatt breiter, mit starken Fundamenten versehener Mörtelmauern.

Auch in den folgenden Jahren beauftragten Tiroler Gubernium oder Wiener Zentralstellen immer wieder Fachleute mit der Erstellung von Gutachten und Plänen, um der unhaltbaren Situation endlich von Grund aus ein Ende zu bereiten; allerdings fehlte immer das Geld, um diese Pläne zu verwirklichen. In den Jahren 1802–1804 erstellte der

Major im k. k. Genie-Corps Ignaz von Nowack (1762–1826) eine umfassende Situationsaufnahme und einen weiteren Plan. Sein Kartenmaterial stellt die erste systematische Aufnahme des Etschverlaufes samt Nebenflüssen dar, blieb aber vorerst ohne Folgen. Den Ausschlag für die endgültige systematische Inangriffnahme des Problems gab die schwere Überschwemmung des Jahres 1868. Am 20. Mai 1869 wurde die Etsch-Regulierungs-Kommission gegründet, die ein neues Gutachten – das fünfte seit 1769 – in Auftrag gab; nach langen Auseinandersetzungen wurde schließlich im Dezember 1879 das Projekt der Ingenieure Hermann Ritter von Schwind und Heinrich Böhm veröffentlicht, das in der Folge dann endlich verwirklicht wurde. Die Zeit drängte, denn die Planungen einer Eisenbahnverbindung nach Meran (eröffnet 1881) setzten einen genauen Plan des neuen Etschverlaufes voraus. Mit dem Reichsgesetz zur Etschregulierung vom 23. April 1879 wurde die entscheidende gesetzliche Grundlage geschaffen, nachdem bereits ein Landesgesetz vom 12. Mai 1875 und ein Reichsgesetz vom 16. April 1876 die Notwendigkeit und die Einheitlichkeit des Vorhabens festlegten. Der Staat Österreich übernahm ca. 30 % der Kosten, den Rest mussten Land Tirol, betroffene Gemeinden und Grundbesitzer (50 %) aufbringen.

Die Etschregulierungsarbeiten auf damaligem österreichischen Staatsgebiet wurden in drei Sektionen unterteilt: Passermündung – Eisackmündung, später bis Gmund bei Auer (Sektion I), Gmund – San Michele all’Adige (Sektion II), San Michele – Sacco bei Rovereto (Sektion III). In der I. Sektion begannen die Arbeiten 1880 mit der Ausbaggerung des Etschbettes unterhalb von Sigmunskron. Denn nach den Trockenlegungsarbeiten im dortigen Neufeld ungefähr hundert Jahre zuvor (siehe unten) hatte sich infolge Materialanschwellungen und Rückstau durch den Eisack das Flussbett der Etsch um nahezu zwei Meter gehoben, die Abzugsgräben hatten sich in stehende Gewässer verwandelt und der mühsam zurückgedrängte Sumpf eroberte sich die kultivierten Gründe langsam aber stetig wieder zurück. Für die Güter

im Einzugsbereich von Bozen und Gries war es ausschlaggebend, dass die Eisackmündung, die seit 1763 in mehreren Momenten immer weiter nach Süden verlegt wurde, noch mehr verlagert wurde – mit dem Zweck, die Fließgeschwindigkeit des Flusses zu verlangsamen und den Rückstau effekt der Etsch zu vermeiden. Gleichzeitig wurde am linksseitigen Etschdamm mit dem Bau der Eisenbahnlinie Bozen–Meran begonnen.

Mitten in die Arbeiten platzte im September und Oktober 1882 die schwerste Überschwemmungskatastrophe, die das südliche Tirol je in seiner Geschichte heimgesucht hatte. Am stärksten schwoll der Eisack an, durchbrach die neue Trennmauer zur Etsch und bewirkte durch unglaublich starke Materialablagerungen einen Etschstau bis auf die Höhe von Marling; weiters riss er seine linksseitigen Schutzmauern ein und ergoss sich bis Leifers. Die mehr als verdoppelte Etsch setzte in der Folge das gesamte Etschtal bis südlich von Trient unter Wasser. Knapp sechs Wochen (27. Oktober 1882) später wiederholte sich in Folge neuerlicher heftiger Niederschläge das Ganze wieder. Als Folge dieser Katastrophe wurden die Arbeiten rasch wiederaufgenommen und beschleunigt zu Ende gebracht. 1891 wurden die Arbeiten an der Sektion I abgeschlossen, mit der Abschlusskollaudierung vom 14. Februar 1894 das Gesamtprojekt für vollendet erklärt und den *Etschregulierungs-Erhaltungsgenossenschaften*, die territorial mit den drei Bausektionen übereinstimmten, übergeben. Damit wurden die Gründe am Unterlauf des Eisack und an der Etsch von Meran abwärts endgültig der Versumpfung entrissen und konnten der landwirtschaftlichen Nutzung zugeführt werden. Allerdings, absolut hochwassersicher kann das Gebiet nie werden, denn die Natur lässt sich nicht endgültig bändigen. Bereits in den späten vierziger Jahren des 20. Jh. hatte sich in Folge des wieder einsetzenden Wasserrückstaus an der Eisackmündung das Bett der Etsch bei Vilpian wiederum zwei Meter aufgeschottert, sodass eine erneute Versumpfung drohte. Um den reibungslosen Abfluss der Etsch und damit auch das Bozner Gemeindegebiet zu sichern, hat

das Staatsbauamt (*Genio civile*) noch 1956 die Eisackmündung durch das sogenannte Separationswerk – eine ca. 3 Meter breite, 4 bis 5 Meter hohe und 4 Kilometer lange Steinmauer – weiter nach Süden vorgeschoben.

Die Urbarmachung von Neufeld: der Schutz vor der Malaria und die Trockenlegung der Etsch-Sümpfe

Die kontinuierliche Ablagerung von Schwemmmaterial durch die drei Hauptflüsse des Bozner Beckens führte naturgemäß zu einer stetigen Erhöhung ihrer Betten und zur Verlangsamung der Fließgeschwindigkeit. Durch die fast alljährlich auftretenden Hochwasser geschah es, dass sich die Flüsse dann ein neues Bett suchten und weitere Teile des noch fruchtbaren Talbodens in Sümpfe verwandelten. So reduzierte sich die ohnedies geringe Anbaufläche in der Ebene noch mehr und die Besorgnis wuchs, bald den gesamten Talkessel in eine Au- und Sumpflandschaft verwandelt zu sehen. Spätestens seit dem ausgehenden Mittelalter kam es daher zu Vorschlägen und Initiativen, zusätzlich zur Abwehr der Wasserelemente und der Räumung überschwemmter Felder auch Sümpfe trockenulegen, um so neue Kulturgründe zu gewinnen. Genaueres über Pläne und Vorhaben zur Urbarmachung erfahren wir erst im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Kaiser Maximilian I. beauftragt 1497 den Landrichter zu Gries und Bozen Johann Hasen und den Bozner Bürgermeister Leonhard Hiertmair, dafür Sorge zu tragen, dass sich die Leegen Fagen, Graul und Eisackau zusammenschließen, die Flüsse Eisack und Talfer verbauten und eine weitere Versumpfung verhinderten. Felix Faber verweist in seinem Reisebericht aus dem Jahr 1483 darauf, dass bereits Herzog Sigmund (der Münzreiche) unterhalb Schloss Sigmundskron tiefe Abzugsgräben ziehen ließ, damit das Sumpfwasser abfließe, die Gefahr des tödlichen Sumpffiebers gebannt und viel Grund für den Weinbau gewonnen werde.

Die erste Forderung nach einer systematischen Trockenlegung der Mäuser und Auen zwischen Meran und Trient stellt der Anführer des

Tiroler Bauernaufstandes Michael Gaismair (ca. 1490–1532) in seiner *Landesordnung* (verfasst vermutlich im Winter 1525–1526). Unter Punkt 20 schlägt er vor, diese Ländereien trockenulegen und fruchtbar zu machen, um darauf viel Vieh zu halten und Getreide anzubauen – alles Produkte, von denen das Land zu wenig erzeuge und die auf diesen Gründen billiger und mit geringerem Arbeitsaufwand hergestellt werden könnten. Gleichfalls sollten Ölbaume gesetzt, Safran erzeugt und natürlich Wein (*rot lagrein*) auf diesen ehemals unfruchtbaren Böden angebaut werden. Der Wein sollte dabei *wie im wälschland* gesetzt werden, also in Zeilen und nicht im Pergelsystem, da man so zwischen den Zeilen Getreide anbauen könne. Und Gaismair führt auch aus, dass dann die schlechte Luft aus den Sümpfen und mit ihr viele Krankheiten verschwinden würden. Damit wurde ein Problem angeschnitten, das mit den ausgedehnten Sümpfen des Bozner Talkessels in engem Zusammenhang stand, das der schlechten Ausdünstungen (= *pösen tämpff*) bzw. der schlechten Luft (= *mal aria*) oder des Wechselfiebers, das die Bewohner dieser Gegenden immer wieder befiel. Wer es sich leisten konnte, versuchte dem Talkessel in den gefährlichsten Monaten Juli und August zu entfliehen, wovon letztlich der Brauch, ja fast der Kult herrührt, den die Bozner Bürger mit ihren *Sommerfrischen* auf dem Ritten oder auf Kohlern treiben.

Der bereits erwähnte Dominikanermönch Felix Faber (ca. 1441–1502) aus Ulm begab sich im Jahr 1483 auf Pilgerfahrt ins Heilige Land und verfasste darüber einen lateinischen Reisebericht. Am 20. April langte er in Bozen an, nachdem gerade eine Feuersbrunst in der Stadt gewütet hatte und zahlreiche Häuser nur mehr rauchende Trümmerhaufen waren. Ansonsten beschreibt er das Leben in Bozen als sehr angenehm und vor allem preisgünstig, die Gegend als sehr fruchtbar und lebenswert, wenn nicht die schlechte Luft die Gesundheit der Bewohner schwer beeinträchtigen würde. Felix Faber schildert die Lage mit einer Portion Humor, vielleicht auch mit einer gewissen Übertreibung:

„Aber die Stadt hat eine ungesunde Luft, weil, wie man sagt, an der Seite, wo die frische und gesunde Luft weht, hohe Berge stehen, die mir die (Ordens) Brüder auch gezeigt haben; an der anderen Seite aber, wo die Luft liegen bleibt, sich stinkende Sümpfe ausbreiten. Daber die Erscheinung, dass es hier immer viele Fieberkranke gibt; ja, es ist so alltäglich, von Fieber befallen zu werden, dass man das Fieber nicht als eine Krankheit ansieht. Begegnet jemand seinem Freunde mit blassen und eingefallenen Wangen und fragt ihn: ‚Freund, was hast du, ich finde, du bist krank und abgezehrt‘, so sagt jener dazu: ‚Gewiss, Freund, doch krank bin ich Gott sei Dank nicht, nur das Fieber zehrt mich ab‘. Als ich einmal, mit einem Laien die Stadt betrachtend, durch Bozen ging, sagte er zu mir: ‚Schau, Bruder; ich glaube nicht, dass es eine Stadt in der Welt gibt, die kälter ist als diese.‘ Verwundert über diese Behauptung entgegnete ich, das sei gar nicht der Fall; im Gegenteil, es sei sehr heiß. Da sprach er: ‚Ich bin nie in diese Stadt gekommen, selbst im heißesten Sommer; ohne dass ich immer viele Leute in Wintermänteln herum-sitzen sah, bleich vor Kälte und mit den Zähnen klappernd.‘ Das meinte er als Witz über die Fiebernden. Viele behaupten, dass die Leute das Fieber nicht von der schlechten Luft, sondern vom guten Wein und vom guten Essen, worauf man hier viel hält, bekommen und sich davon Krankheiten holen.“

Oberstleutnant Johann Brequin de Demenge, ein Techniker (Ingenieur) und Kind der Aufklärung beschreibt in seinem Gutachten zur Überschwemmungskatastrophe von 1757 die Situation viel präziser und dramatischer:

„Diese Sümpfe verursachen dem Tal des ‚Addige‘ entsetzliche Schäden, denn im Sommer verpesten sie die Luft so sehr, dass die Bewohner während dieser ganzen Jahreszeit für gewöhnlich das Fieber haben, was sie verhindert, ihren Beschäftigungen nachzugehen, so dass die Arbeit ebenso darunter leidet wie die Bauern selbst. Man kann diese nicht ansehen, ohne mit ihnen Mitleid zu haben. Ihr blasses, mageres Aussehen, die tiefliegenden Augen, die schwache Stimme, der schleppende Gang erwecken unser Mitleid. Diese armen Leute werden selten über 45 Jahre alt.“

Aber trotz dieser Gefahren für Mensch und Wirtschaft blieb das (land)wirtschaftliche Interesse an diesen Gebieten rege; besonders mit Beginn der Neuzeit stieg der Druck, da durch den Bevölkerungsanstieg auch die Nachfrage nach Lebensmitteln ständig zunahm. Um 1530 wurde daher der Neubruch beim alten Kloster durchgeführt, d. h. „... *nachdem sie vor alters eine Au gewest, zu Gütern aufgebrochen ...*“, landwirtschaftlich also (wieder ?) nutzbar gemacht. Der heute noch bestehende Neubruchweg im Europaviertel ist das letzte Überbleibsel dieser ersten bekannten Trockenlegung. Auch im 17. Jh. wurde verschiedentlich auf die Notwendigkeit der Trockenlegung der Etschmöser verwiesen: 1646 und 1653 hatten die *Tiroler Landstände* (der damalige Landtag) den Landesherrn darum gebeten. Landeshauptmann Graf Brandis und der Mailänder Wasserbauingenieur Balthasar Passo wurden mit wenig Erfolg damit betraut. Im Jahr 1685 wurde ein erstes Projekt zur Trockenlegung des Bozner Neufeldes zwischen Terlan und Sigmundskron vorgelegt, allerdings ohne konkrete Folgen. 1719 wiederholten die Deputierten der Landstände ihr Ansuchen, das Moos zwischen Bozen und Terlan und jenes bei Tramin trockenulegen, um endlich für das Etschtal genügend Getreide bzw. Milch- und Schlachtvieh erzielen zu können.

Was die damalige öffentliche Hand infolge einer viel geringeren Wirtschaftsleistung und daher viel bescheideneren Steueraufkommens nicht leisten konnte, sollte stattdessen von privater Seite – mit öffentlicher Unterstützung, versteht sich – verwirklicht werden. Auf Betreiben des Tiroler Gubernial-Präsidenten Ignaz von Enzenberg und des Kreishauptmannes von Bozen Johann Andre von Franzin gründete eine Gruppe wohlhabender und wirtschaftlich führender Bozner Unternehmer unter der Leitung der Gebrüder Johann Josef und Josef Peter Menz 1763 die *Menzische Moosaustrocknungsgesellschaft*, auch *Moosbau Kompagnie* genannt. Ihr Zweck war es, die links der Etsch gelegenen Sümpfe zwischen der Terlaner Brücke bis zum Ende der Kaiserau trockenlegen, sowie die dafür notwendige Verbauung von Etsch und

Eisack vorzunehmen. Gemäß Abkommen mit dem Innsbrucker Gubernium, abgesegnet durch ein kaiserliches Hofdekret vom 16. Februar 1764, verpflichtete sich die Gesellschaft, die Meliorierung auf einem Areal von ca. 573 Hektar durchzuführen, die Moosgründe abzulösen oder ihren Eigentümern nach Bezahlung des Wertzuwachses wieder zurückzustellen, die anderen Gründe sollten entweder von der *Kompagnie* selbst bewirtschaftet, sprich verpachtet, oder verkauft werden. Die im landesfürstlichen Besitz befindliche Kaiserau sollte in den Besitz der Gesellschaft übergehen, wenn sich diese im Gegenzug verpflichtet, 100.000 Maulbeerbäume für die Gewinnung von Futter zur Förderung der Seidenraupenzucht anzupflanzen. Zum Start streckte der Staat 15.000 Gulden vor, Grutzner und Herrschaftsleege sollten 10.000 Gulden aufbringen, die Wiener Kommerzialkassa lieh weitere 10.000 Gulden.

Der Bauplan beinhaltete den Bau von fünf Kilometern neuer Dämme und die Verstärkung von 7, 2 km bereits bestehender. Der Eisack, der sich bisher fast im rechten Winkel bei der Roten Wand unterhalb von Schloss Sigmundskron in die Etsch gestürzt hatte – ungefähr dort wo heute die MeBo im Sigmundskroner Tunnel verschwindet –, wurde in ein neues Bett parallel zur Etsch umgeleitet, das seine Mündung ca. 1,2 km nach Süden verlegte, wodurch seine Fließgeschwindigkeit etwas verringert und der gefährliche Rückstau etwas entschärft wurde. Für den Abfluss des Sumpfwassers war die Errichtung eines Hauptabzugskanals (Landgraben) in der Länge von 7,2 km vorgesehen, der durch die neue Landzungen *Spitz* fortgesetzt und schließlich in die Etsch eingeleitet wurde. Diese Vorhaben wurden ziemlich zügig bis 1765 (Baubeginn Spätherbst 1763) verwirklicht, obwohl die Gesellschaft nicht wenige Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Mit dem Jahr 1765 wuchsen die Schwierigkeiten, vor allem finanzieller Natur, immer mehr und allmählich kam der Bau zum Erliegen, wiewohl der Staat weiterhin seine Hand schützend über das Unternehmen hielt und auch laufend Geld vorstreckte, 1767 z.B. weitere 40.000 Gulden.

Trotz der misslichen Lage, in der sich die Gesellschaft befand, war den Trockenlegungsarbeiten ein voller Erfolg beschieden. Natürlich waren diese Gründe auch nach Abschluss der Trockenlegungsarbeiten vor Überschwemmungen nie sicher – wie zum Beispiel am 10. Oktober 1789, als die Dämme an fünf Stellen brachen, das gesamte Neufeld unter Wasser und Schlamm kam und der noch nicht abgeerntete *Türken* zugrunde ging. Allerdings bewährte sich der Abzugsgraben sosehr, dass das Wasser innerhalb von fünf Tagen abfloss. Dadurch konnte auch in Zukunft eine neuerliche Versumpfung des Areals vermieden werden, wengleich der Grundwasserspiegel hier relativ hoch ist, wie aus der Baugeschichte des heutigen Bozner Krankenhauses und verschiedener Nebengebäude, die auf dem ehemaligen Neufeld stehen, ersichtlich ist.

Mit offizieller Kundmachung vom 11. November 1775 wurde die Zuweisung der Gründe an die rechtmäßigen Besitzer öffentlich kundgemacht bzw. wurden die vormaligen Gemeingründe zum Verkauf angeboten. Die in der Ausschreibung vorgegebenen Bedingungen waren ziemlich streng und beeinträchtigten die freie Verfügungsgewalt über Grund und Boden beträchtlich. Vor allem Punkt zwölf der Kundmachung ist eindeutig: Um möglichst viel Land für den Anbau von Getreide bereit zu stellen, wird der Weinanbau striktest untersagt. Wein galt als Luxusgut, ging zwar vorwiegend in den Export, führte aber nach Ansicht der damaligen Agronomen zu Defiziten in der Grundversorgung der einheimischen Bevölkerung und sollte daher tunlichst eingeschränkt werden. Dies erfuhr auch Johann Wolfgang von Goethe, als er am 10. September 1786 zu Beginn seiner *Italienischen Reise* im Gasthof zur Sonne am Bozner Obstmarkt (heute „Pizza Subito“) einkehrte und mit der Wirtstochter ein Gespräch über Land und Leute führte: *„Ferner vernahm ich von ihr, dass die Weinbauern, die am wohlhabendsten scheinen, sich am übelsten befinden, denn sie sind in den Händen der städtischen Handelsleute, die ihnen bei schlechten Jahren den Lebensunterhalt vorschießen, und bei guten den Wein um ein geringes an sich nehmen. Doch das ist überall dasselbe.“*

Obwohl schon seit Ende des 16. Jh. in unserm Lande bekannt und angebaut, setzte sich gerade durch diese Bonifizierung der Maisanbau in der Bozner Gegend massiv durch. Dies ist besonders darauf zurückzuführen, dass der Türken für sein Gedeihen sehr viel Wasser benötigt, daher dem Boden viel Feuchtigkeit entzog und so zur Trockenlegung beitrug. Fehlte den Kulturen infolge starker Trockenheit das nötige Wasser, konnte das Neufeld durch die nahen Flüsse leicht bewässert werden.

Trotz der erfolgreich durchgeführten Urbarmachung des Neufeldes war die *Menzische Moosauströcknungs-Kompagnie* kein wirtschaftlich erfolgreiches Unternehmen. Der finanzielle Ertrag blieb weit hinter den Erwartungen zurück. 1777 musste sie Konkurs anmelden, nachdem sie bis dahin 164.533 Gulden investiert hatte, die nur zum Teil durch Staatskredite gedeckt waren. Der Staat sprang ein und nach langwierigen Verhandlungen verblieb der Menz'schen Gesellschaft ein Drittel der Gründe (ca. 200 Hektar), während zwei Drittel, ca. 370 Hektar – darunter die Kaiserau, ans Aerar zurückfielen. Dieses ließ die Gründe durch Franz Anton Menz verwalten und an 200 Familien weiterverpachten. Allerdings war auch diesem Unternehmen wenig Erfolg beschieden, da die Pächter wegen Missernten, Trockenjahren, Schädlingsbefall usw. meist nicht in der Lage waren den Pachtzins aufzubringen. Alles in allem kein Geschäft, aber dennoch eine weitblickende Unternehmung mit Beispielwirkung auf vergleichbare Aktivitäten in den Mösern von Tramin/Kaltern, Leifers, Terlan und Lana.

Die agrarwirtschaftlich geprägte Landschaft und die Erschließung von Gries für den Fremdenverkehr im 19. Jahrhundert

Die Bedeutung des Bozner Talkessels in historischer Zeit liegt – trotz mehrfacher Einschränkung durch die hier durchfließenden Gewässer – vor allem in seiner klimatisch begünstigten Lage und der damit zusammenhängenden Fruchtbarkeit. Sicherlich war er auch schon in der Antike landwirtschaftlich genutzt, doch haben wir davon keinerlei ge-

sicherte Nachrichten. Diese beginnen erst im frühen Mittelalter, wohl im Gefolge der bayrischen Landname (ungefähr ab 600 n. Chr.) allmählich zu fließen. Für die von Norden kommenden Baiuwaren begann im Bozner Becken der Süden, vor allem infolge des hier in großem Maßstab betriebenen Weinbaues. Das Etschbecken von Bozen – Meran war von der ersten Zeit der Besetzung an zum Weingebiet des Stammes der Baiern geworden. Südlich des mehrere Male hart umkämpften Bozner Beckens und rechts der Etsch befand sich das Langobardenreich mit dem Herzogtum Trient, das ihrem Expansionsdrang ein Ende setzte.

Bereits um 827 berichtet die älteste erhaltene Urkunde – die Schenkung des in der Sterzinger Gegend beheimateten romanischen Adligen Quartinus um 827 an das Freising gehörende Kloster Innichen – unter anderen von einem Weinhof bei Bozen. Ein Teil der Weinanlagen in diesem Gebiet geht möglicherweise auf Rodungsarbeiten bayrischer Klöster zurück. So deutet z. B. der alte Name vom Gries – *Keller* – auf den freisingischen Stiftskeller, der dort lag, wo sich die Weingüter und der erste Weiler befanden. Genau so geht der Name Quirein auf die früher dort gelegenen Besitzungen des Klosters Tegernsee und auf seinen Schutzheiligen St. Quirinus zurück. Immer wieder fand der Wein aus Bozen lobende Erwähnung. So schreibt Bischof Otto von Freising (ca. 1112–1158), der bedeutendste Geschichtsschreiber der Stauferzeit, in seinen *Gesta Friderici Imperatoris* (entstanden 1157–1158): „*Dieser Ort sendet den Bayern süßen und zum Transport in auswärtige Gegenden geeigneten Wein.*“ Dieser wurde dann in den nachfolgenden Jahrhunderten ein Wirtschaftsfaktor ersten Ranges und das einzige Handelsprodukt Bozen, das in der Umgebung der Stadt selbst erzeugt und hier vermarktet wurde. Ansonsten beruhte die wirtschaftliche Bedeutung dieser Stadt fast ausschließlich auf dem Durchzugshandel. Auch wenn sich die Bozner und Südtiroler Weinexporteure vergangener Jahrhunderte oft schwer über die Konkurrenz des billigeren, vielleicht auch hochwertigeren *Welschweines* (wohl

Trentiner Wein) beklagten, so war der Ruf des Etschtaler oder Bozner Weines dennoch unübertroffen.

Zusätzlich zum Weinbau wurden im Bozner Becken noch Getreide und Heu angebaut bzw. geerntet, immer jedoch diesem untergeordnet, so dass die Versorgung der hier lebenden Bevölkerung – zumindest vor den ersten bedeutenderen Trockenlegungsarbeiten – nicht gedeckt werden konnte. Deshalb kam der wirtschaftlichen Nutzung von Mösern, Auen und Schwemmland für die Versorgung der Bewohner schon seit jeher erhebliche Bedeutung zu. Marx Sittich von Wolkenstein berichtet in seiner Landesbeschreibung, dass die drei Flüsse und Gewässer, besonders die Etsch, sehr fischreich seien, zählt bis zu neun Fischarten, dazu Krebse, Frösche, Schildkröten und Ottern, die vielen Fischern und armen Menschen die nötige Nahrung lieferten. Die in den Auen durch die ständige Feuchtigkeit meist sehr rasch heranwachsenden Wälder lieferten in aller erster Linie Brennholz, kaum Bauholz, wohl allerdings Holz für den Weinbau (Perglholz). Sie wurden aber auch als herrschaftliche Jagdgebiete genutzt, wobei Vögel, Hoch- und Niederwild, besonders Wildschweine, gejagt wurden. Das in den Mösern wachsende Schilf wurde hingegen zur Herbst- oder Winterzeit in trockenem Zustand gemäht und als Streu für das Vieh genutzt. Der daraus entstehende Mist fand als Düngemittel, besonders im Weinbau, Verwendung.

Zur Winterzeit, also bei Niedrigwasser, wurden die ausgedehnten Auen und Möser als Viehweide genutzt. Schafherden aus den umliegenden Gemeinden, besonders aber aus dem weiter entfernten Fassatal, wurden gemäß alter Weidrechte hier überwintert. Zahlreiche Pferde aus dem Passeier- und dem Sarntal fanden in den Wintermonaten hier ebenfalls ihr Futter. Vor allem seit dem hohen Mittelalter transportierten die Bewohner dieser Täler Waren und Produkte aus der Meraner bzw. aus der Bozner Gegend mit Saumtieren über den Jaufen und das Penser Joch, also auf der denkbar kürzesten Strecke, ins

nördliche Tirol. Ohne die Möglichkeit, die Tiere im Winter, wenn die Saumtätigkeit aus klimatischen Gründen eingestellt werden musste, auswärts durchfüttern zu können, wäre dies nicht möglich gewesen. Für das hochgelegene und arme Fassatal waren Schafe damals die bedeutendste Einkommensquelle; auch dieser Wirtschaftszweig konnte ohne ausgedehnte Wanderung der Tiere (*transumanza*) von den Almen über den San Lugano-Pass ins Etschtal und herauf ins Bozner Becken nicht aufrechterhalten werden. Dasselbe galt übrigens auch für die Schafferden aus dem Schnalstal, die alljährlich über die Gletscher zwischen den Almweiden im hinteren Ötztal und dem Meraner Becken „pendelten“. Für Schutzbauten an den Flussufern mussten auch Fassaner, Passeirer und Sarner ihren anteilmäßigen Beitrag an die Leegen leisten. Durch die Urbarmachung des Neubruchs im 16. Jh. wurden diese Weiderechte eingeschränkt, durch die Anlegung des Neufeldes im 18. Jh. völlig aufgehoben und ihre Inhaber mit Entschädigungszahlungen abgefunden.

Der Niedergang Bozens als Handelsstadt hatte zur Folge, dass mit Beginn des 19. Jh. die Landwirtschaft immer mehr in den Mittelpunkt rückte. Dr. Bergmeister liefert in seiner statistischen Topographie einen detaillierten Überblick über die agrarischen Verhältnisse. Neben Graslandwirtschaft, die fast ausschließlich in Gries und Zwölfmalgreien Futter für 250 Pferde, ca. 3.000 Rinder (davon ca. 2.000 Kühe) und etwas Kleinvieh (einschließlich ca. 700 Schweine) lieferte, dominierten Wein- und Ackerbau. Drei Viertel der für Getreideanbau bestimmten Fläche nahm der Mais ein, die einzige Körnerfrucht, von der für den Lokalgebrauch genügend angebaut, ja von der sogar exportiert werden konnte. Die Roggen-, Weizen-, Hafer- und Gersteproduktion reichte nicht für den Eigenbedarf, ebenso wenig der Anbau von Kraut, Erbsen und Bohnen. Letztere wurden sowohl in den Maisfeldern als auch in den Rebanlagen gepflanzt. Der wichtigste Wirtschaftszweig war eindeutig der Weinbau. Auf ca. 1.000 Hektar (Leifers eingeschlossen) – drei Fünftel im Talboden, der Rest auf den

umliegenden Hängen – werden laut Bergmeister durchschnittlich 80.000 Hektoliter Wein erzeugt. Bozen ist die weinreichste Gegend Tirols und wird sehr intensiv mit diesem Produkt bebaut. Als wichtigste Traubensorten werden Lagrein, Blatterle (weiß) und Vernatsch genannt; letztere, in den Varianten graue, weiße, edle und gemeine, ist die ertragreichste und wird daher am häufigsten angebaut. Die Obstproduktion hingegen war fast ausschließlich auf den Eigenbedarf bzw. auf die Versorgung der nächsten Umgebung ausgerichtet. Eine Wende zeichnet sich hier erst ab dem Jahr 1867 ab, als mit der Inbetriebnahme der Brennerbahn ein billigerer, rascher und problemloser Export auf die nördlich der Alpen gelegenen Märkte möglich wurde.

1894 konnten auf dem Gebiet der heutigen Gemeinde Bozen in guten Jahren auf 951 Hektar ca. 70.000 Hektoliter Maische geerntet werden, 60 % davon auf dem damaligen Gemeindegebiet von Gries. Durch die Kelterung wird die Menge ungefähr um ein Drittel verringert, sodass man auf eine Produktion von ca. 47.000 Hektoliter kommt, etwas weniger als vierzig Jahre vorher von Dr. Bergmeister angegeben oder auch nur das Ergebnis genauerer Zählungen. Die Hauptsorten waren nach wie vor die verschiedenen Spielarten des Vernatsch (Groß- oder Edelvernatsch, Grauvernatsch, Kleinvernatsch, Weißvernatsch), Lagrein und Blatterer, in geringerem Maße Burgunderweine, Portugieser, Cabernet, Riesling, Traminer, Ruländer, Pfefferer u.a. Der mit Weinreben bepflanzte Grund nahm in den folgenden Jahren noch zu, während der Getreide-, besser Maisanbau, aus marktwirtschaftlichen Gründen fast völlig eingestellt wurde. 1914 waren es bereits 1.200 Hektar, doch blieb das Erträgnis nahezu gleich, ein Indiz, dass vermehrt auf Qualität statt Quantität gesetzt wurde. Die Rebanbaufläche ging in Folge der urbanistischen Expansion Bozens seit den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts und einer langfristigen Bevorzugung des Obstbaues ständig zurück und hat sich laut Landwirtschaftszählung vom Oktober 2000 mit 438 Hektar mehr als halbiert. Dennoch ist Bozen nach Eppan und Kaltern immer noch die drittgrößte Weinbaugemeinde Südtirols.

Der Obstanbau hingegen entwickelte sich aus kleinen Anfängen seit dem Anfang des 19. Jh. Damals wurde das Obst durch Kraxenträger oder auf zweirädrigen Karren über den Brenner gebracht, dort auf dem Landwege weiter nach München transportiert oder von Hall bei Innsbruck auf dem Inn und dann auf der Donau bis nach Wien verschifft und dort an Geschäftsleute verkauft oder von Frauen in schmucker Tiroler Tracht von Haus zu Haus wandernd angepriesen. Auch hier hatte die Eisenbahn gründlichen Wandel geschaffen. Infolge der leichten Transportmöglichkeit und der dadurch stark gestiegenen Nachfrage aus Innerösterreich, aus Deutschland und Russland erfuhr der Obstanbau eine erhebliche Ausdehnung. Auch hier hatte die Etschregulierung entscheidend zur Ausdehnung der Obstanlagen beigetragen. Die geregelten Abflussverhältnisse und damit die Absenkung des Grundwasserspiegels ermöglichten es an Stelle von Mais andere Kulturpflanzen anzupflanzen. Zunächst ging es darum, Obstbäume auf Erdhügeln im Abstand von acht Metern zu pflanzen, wenige Jahre später füllte man die gesamte Fläche. Bald erstreckten sich auf den ehemaligen Sumpf- und Aulandschaften ungeheure Wälder von Obstbäumen, die dem Etschtal bald das Aussehen einer Monokultur verpassten. Die meist hochstämmigen Bäume wurden allerdings in viel lockereren Reihen angepflanzt, da der Grund auch als Graslieferant für die Viehwirtschaft diente. Im Hinblick auf das produzierte Obst ist zu sagen, dass ungefähr 65 % auf Kernobst (ein Viertel Birnen, drei Viertel Äpfel) entfielen; die restlichen 35 % setzten sich aus Speisetrauben (10–15 %), Kastanien (ebenfalls 10–15 %) und ca. 10 % Steinobst (Pflirsiche, Aprikosen, Zwetschken) zusammen.

Wiewohl im Laufe des 20. Jh. auch das Obstanbaugebiet der Gemeinde Bozen durch die Stadterweiterung eingeschränkt wurde, ist der Rückgang nicht so stark wie beim Weinbau. Denn der Verlust traditioneller Weinabsatzmärkte nach dem Ersten Weltkrieg führten zu einer Umschichtung der Anbauflächen zugunsten von Obstanlagen, die sich durch die ausgeprägte Modernisierung des Obstanbaues nach dem

Zweiten Weltkrieg weiter verstärkte. Erst in den letzten Jahren ist wieder eine leichte Trendwende in Richtung Weinbau zu bemerken. Mit 742 Hektar Obstanbaugebiet (Landwirtschaftszählung vom Oktober 2000) ist die Gemeinde Bozen nach Lana, Latsch und Eppan der viertgrößte Obstproduzent des Landes.

Neben den Neuerungen, die besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jh. im Bereich der Landwirtschaft zu umfangreichen Veränderungen geführt hatte, war ein weiterer, neuer Wirtschaftszweig getreten, der besonders auf Gries, aber auch auf der eigentlichen Stadt und in geringerem Maße auf Zwölfmalgreien große Auswirkungen zeigte: der Fremdenverkehr. Gries war seit seiner Entstehung ein ausgeprägt landwirtschaftlich genutztes Dorf gewesen, in dem neben den vorherrschenden Weinbauernhöfen auch einige Gutshöfe und bedeutender Kirchenbesitz (Kloster Muri – Gries, Kloster Neustift) vertreten waren. Die Anfänge des Grieser Kurtourismus waren bescheiden. Unweit des Grieser Platzes an der Landstraße nach Meran errichtete der Gutsbesitzer Ignaz von Aufschnaiter ein Haus, die spätere Villa Aufschnaiter [Abb. 23] und der heutige Grieser Hof, in der im Winter 1838–1839 der russische Oberst Parischnikoff seinen mehrmonatigen Aufenthalt nahm. Er gilt seither als der erste Grieser Kurgast, mehrere andere hochgestellte Gäste folgten. Dr. Bergmeister berichtet dazu 1854:

„Auch dieses Viertel (Moritzing) ist durch Fruchtbarkeit gesegnet und enthält nebst einer Fialkirche zum hl. Moriz mehrere schöne neugebaute Landhäuser, wie jene des Herrn Ignaz v. Aufschnaiter, Herrn Neurauter, der Wittve Franziska Freiin v. Giovanelli, und des Herrn Dr. v. Hepperger, welche wegen ihrer reizenden Fernsicht und ihrer gesunden angenehmen Lage von fremden hohen und höchsten Herrschaften häufig zu einem längern Vergnügens-Aufenthalte gewählt werden.“

Ab 1870 setzte die Entwicklung massiv ein, wiederum in Folge der Eröffnung der Brennerbahn 1867; der Bahnhof trug bezeichnenderweise den Namen Bozen – Gries, befand sich aber wegen der Klein-

räumigkeit des Stadtgebietes bereits auf dem Territorium der Gemeinde Zwölfmalgreien [Abb. 24]. Die Verantwortlichen nutzten gegenüber einer vor allem aus dem Norden stammenden Klientel geschickt das Image des sonnigen Südens. In der Tat ist die Lage des Ortes so, dass er auch im Winter sehr lange von der Sonne beschienen wird und die Temperatur nur an ganz wenigen Tagen nie über den Gefrierpunkt klettert, dass er fast absolut windgeschützt ist und die Zahl der Tage mit Niederschlag vor allem im Herbst und Winter sehr gering ist. Gries war daher nach den objektiven Messungen der Klimaforscher der mildeste Kurort Mitteleuropas, milder noch und klimatisch günstiger gelegen als Meran. Die Kursaison dauerte neun Monate, von September bis Mai: September – November Traubenkur und Vorbereitung zum Übergang der Kurgäste in den tieferen Süden; Dezember – Februar Überwinterung im milden *Sonnen-Luftkurort*; März – Mai Frühjahrsaufenthalt. In den heißen Sommermonaten war Gries sozusagen geschlossen bzw. stand wieder die althergebrachte Landwirtschaft im Mittelpunkt.

Der Durchbruch als Kurort erfolgte ab 1872, als die *Österreichische Baugesellschaft für Curorte* aus Wien in der Fagenstraße das Kurhotel Austria – heute: Realgymnasium und Geometerschule – erbaute, eines der modernsten Hotels der Donaumonarchie [Abb. 25]; mehrere Hotels und Pensionen kamen in den folgenden Jahren dazu. Aus dem zwanzig Jahre vorher von Ignaz von Aufschnaiter und Josef von Leiss gegründeten *Privat-Kurkomitee* wurde am 1. Juni 1874 der *Curverein Bozen – Gries*, der 1875 von der Statthalterei in Innsbruck die Erlaubnis zur Einhebung einer Kurtaxe erwirkte und systematisch mit dem Ausbau und der Verschönerung der öffentlichen Strukturen begann. 1884 wurde das Kurhaus (heute Marcelline) eröffnet [Abb. 26]; zwischen 1891 und 1899 in mehreren Etappen die *Heinrichspromenade* (heute Guntschnapromenade) errichtet, welche die bereits bestehende Mühlbachpromenade kongenial ergänzte. 1898 wurde ein eigenes Landesgesetz erlassen, der eine eigene Kurvorstehung errichtete, die unter

dem Vorsitz des Bürgermeisters alle Kurangelegenheiten regelte; das Gesetz wurde 1913 novelliert und den veränderten Gegebenheiten angepasst. Die Zahl der Kurgäste stieg ständig: In der Saison 1879–1880 erst 150, 1898–1899 waren es bereits 2.500, 1910–1911 sogar 4.345. Kurdirektor, Kurärzte, Kurorchester, einschlägige Geschäfte und Lokale und eine ständig steigende Anzahl von vermögenden Personen, die sich in Gries ihre Villen errichteten und hier ihr weiteres Leben in Ruhe und Muße als Privatiers verbrachten, veränderten den Ort nachhaltig. Mit der 1909 errichteten Tramlinie Bahnhof – Grieser Platz – Fagenstraße konnten die Kurgäste den Kurort noch bequemer erreichen. Daneben blieb auch Bozen – Zwölfmalgreien nicht stehen und entwickelte einen eigenen Tourismus, der keinesfalls in Konkurrenz zu Gries stand. Bozen stellte sich als Verkehrsknotenpunkt und Ausgangsstation zahlreicher Bergtouren, als Zentrum der unternehmungslustigen Reisenden und Alpinisten dar, während sich Gries als Refugium für den erholungs- und ruhebedürftigen, älteren, aber auch distinguierteren und wohlhabenderen Gast empfand.

Es nimmt also nicht Wunder, dass Bozen – Zwölfmalgreien und Gries in den ersten Jahren des 20. Jh. nach Innsbruck und noch vor Meran das zweitwichtigste Fremdenverkehrsgebiet Alt-Tirols war und einen kräftigen Wachstumsschub erfuhr. Innerhalb von 40 Jahren hatte sich die Einwohnerzahl verdoppelt. Um 1870 wurden auf dem Gebiet der heutigen Stadtgemeinde (2002: 54,3 km², 95.000 Einw.) ungefähr 15.000 Menschen gezählt. 1910 wohnten auf dem heutigen Stadtgebiet bereits an die 30.000 Einwohner: 19.000 in Bozen, 5.000 im mittlerweile eingemeindeten Zwölfmalgreien und 6.000 im noch selbständigen Gries. 1913, im letzten vollen Tourismusjahr, wurden in ganz Tirol nahezu eine Million Touristen gezählt (983.000), die höchste Zahl der gesamten Monarchie; davon entfielen mehr als hunderttausend auf Bozen. Da die meisten von ihnen die Stadt als Durchzugs- und Ausgangsort für Ausflüge und Touren in die Berge nutzten, betrug ihre durchschnittliche Aufenthaltsdauer jedoch lediglich vier Tage.

Die Kurgäste in Gries (1913: ca. 3.600) und Meran (1913: ca. 36.000) hingegen blieben im Durchschnitt 40 Tage, also die für eine ordentliche Kur damals medizinische empfohlenen sechs Wochen. Es ist also keine Übertreibung festzustellen, dass sich innerhalb eines knappen halben Jahrhunderts der Tourismus von bescheidensten Anfängen zum wichtigsten Wirtschaftszweig im Talkessel von Bozen entwickelt hatte.

LITERATUR

BERGMEISTER, A. J., Physisch-medizinisch-statistische Topographie der Stadt Bozen mit den drei Landgemeinden zwölf Malgreien, Gries und Leifers, oder des ehemaligen Magistratsbezirkes Bozen. Nach Quellen und eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, Bozen 1854, S. 1–42 und S. 267–275.

BÖHM, A., Die Weinkellereien Südtirols, Bozen 1969 (Schriftenreihe des Südtiroler Wirtschafts- und Sozialinstituts Band 43).

BÜCKING, J., Michael Gaismair: Reformier – Sozialrebell – Revolutionär. Seine Rolle im Tiroler Bauernkrieg (1525/32), Stuttgart 1978 (Spätmittelalter und frühe Neuzeit Bd. 5), S. 153–162.

GARBER, J., Die Reisen des Felix Faber durch Tirol in den Jahren 1483 und 1484, in: "Schlern – Schriften", Nr. 3, Innsbruck 1923, S. 11–13.

GOETHE, J. W., Italienische Reise. Teil I, in: Johann Wolfgang Goethe. Sämtliche Werke, Band 15/I, Frankfurt/M. 1993, S. 34–37.

HOENIGER, K. T., Das älteste Bozner Ratsprotokoll vom Jahre 1469 (Mit 2 Tafeln und einem Stadtplan.), in: Jahrbuch für Geschichte, Kultur und Kunst 1931/1934, hg. von K. M. Mayr, Bozen 1934, S. 7–65.

HÖFFINGER, C., Gries – Bozen als klimatischer Terrain-Kurort und Touristen-Station. Ein Begleiter für Kurgäste, Reisende und Touristen, 2. ergänzte Auflage, Wien und Leipzig 1895.

HORMAYR ZU HORTENBURG, J., Kritisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter. Mit mehreren gedruckten Urkunden, 2 Bände, Wien 1804, S. 371–373.

HYE, F. H., Die Städte Tirols, 2. Teil: Südtirol, Innsbruck 2001 (Schlern – Schriften 313), S. 86–147.

MACH, E., Der Weinbau und die Weine Deutschirols, Bozen 1894.

MADER, K., Der Obstbau, die Obstproduction und der Obsthandel im Deutschen Südtirol, Bozen 1894.

MALFÈR, V., Der Kurort Gries, in: Stadt im Umbruch. Beiträge über Bozen seit 1900, Bozen 1973 (Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstituts Band VIII), S. 150–173.

MUTSCHLECHNER, G., Die Kaiserau in Bozen – ein landesfürstliches Reservat, in: Der Schlern 58 (1984), S. 685.

PEINTNER, P., Gries bei Bozen 1838–1914: Vom ländlichen Weindorf zum mondänen Kurort, Diplomarbeit, Wien 1995.

STAFFLER, R., Die Wasserleegen in der Bozner Gegend. Ein Beitrag zur Geschichte der ertschlädischen Wirtschaftsverfassung, in: Jahrbuch für Geschichte, Kultur und Kunst 1931/1934, Bozen 1934, S. 115–168.

STERNBACH, M. Fr. v., Bericht über eine Reise in das Eisack- und Etschtal anlässlich der Hochwasserkatastrophe im September 1757 (Brequin-Bericht), in: Der Schlern 17 (1936), S. 52–59 und Der Schlern 7/8 (1936), S. 111–121.

ULMER, F., Die Weinwirtschaft Südtirols, Innsbruck 1931 (Schriften des Instituts für Sozialforschung in den Alpenländern an der Universität Innsbruck, VI. Folge).

VECCHIARELLI, I., Nascita e sviluppo del Kurort Gries, Tesi di laurea, Università di Trento 1996–1997.

WERTH, K., Geschichte der Etsch zwischen Meran und San Michele. Flussregulierung, Trockenlegung der Möser, Hochwasser, Lana 2003.

WOLKENSTEIN, M. S. v., Landesbeschreibung von Südtirol, verfasst um 1600, erstmals aus den Handschriften hg. von einer Arbeitsgemeinschaft von Innsbrucker Historikern, Innsbruck 1936 (Schlern-Schriften 34), S. 245–250.

Die „moderne“ Stadt

Die Stadt Bozen, derzeitige Südtiroler Landeshauptstadt, ist seit jeher die größte Stadt der Provinz Bozen, auch wenn sie vom politischen, gesellschaftlichen, kulturellen und religiösen Standpunkt aus nicht immer die wichtigste Stadt war. Ihre Geschichte ist, wie generell die Geschichte der Südtirolfrage im 20. Jh., eng mit den großen politischen Ereignissen auf internationaler Ebene verbunden, die häufig einen folgenschweren Niederschlag auf die örtlichen Gegebenheiten hatten.

Derzeit ist Bozen die größte Stadt: jene mit der größten Anzahl an italienischsprachigen Bewohnern, doch auch jene mit der größten Anzahl an deutschsprachigen, wobei in den letzten zehn Jahren die Einwanderung aus den außereuropäischen Ländern stark zugenommen hat. Dieses Merkmal der zweisprachigen und mehrsprachigen Stadt kann, je nach Gesichtspunkt, als wahres Glück oder als richtiges Problem betrachtet werden, und es ist nicht immer leicht, mit der Geschichte dieser Stadt und Südtirols im Allgemeinen umzugehen, ohne sich von den Gefühlszuständen beeinflussen zu lassen, die die gegenwärtige Situation beherrschen. Es ist dies eine Schwierigkeit, die auch Historiker betrifft, welche weit in der Geschichte zurückliegende Zeitepochen behandeln sollen. Die Geschichtsschreibung, mehr als die Geschichte selbst, befand sich nämlich schon immer im Dienste politisch-nationaler Vorhaben, die in der Vergangenheit Merkmale suchten, welche die Gegenwart – doch oft auch die mutmaßliche Überlegenheit der einen oder anderen Gruppe, die seit jeher die Stadt bewohnt – legitimieren könnten. Was das Südtiroler Landesgebiet angeht, so haben die italienischen Nationalisten häufig die Geschichte der römischen Präsenz als Rechtfertigung der italienischen Anwesenheit im Land und in der Stadt untersucht, während die Südtiroler Geschichtsschreibung eher die Geschichte des Mittelalters unter die Lupe genommen hat, um den absolut deutschen Charakter dieses Gebietes

hervorzuheben. Noch mehr als das Landesgebiet an sich, kann die Stadt Bozen als Durchzugs- und Wohngebiet von Menschen unterschiedlicher Herkunft im Hinblick auf die Schichtung sehr unterschiedlicher Kulturen betrachtet werden, die häufig reichlich nachgewiesen wurden, wie etwa das *Merkantilmagistrat*, eine beispielhafte Einrichtung der Stadt, die auch deshalb interessant war, weil sie hervorhob, dass die damaligen Messen zweisprachig abgehalten wurden. Das Handelszentrum war von den *italienischen Lauben* und den *deutschen Lauben* gekennzeichnet.

Die Wanderbewegung, die sich im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jh. aus dem Trentino Richtung Südtiroler Unterland, Bozen, Nordtirol und Vorarlberg drängte, hat allmählich auch die Eigenschaften einiger Stadtviertel verändert und dem italienischen Nationalismus die Möglichkeit verschafft, auf das gesamte Südtiroler Landesgebiet Anspruch zu erheben, unter der Behauptung, dass die örtliche Bevölkerung ursprünglich italienisch und erst kürzlich „eingedeutscht“ worden sei. Während der Mobilisierung für den Ersten Weltkrieg gehörte die Befreiung von Trient und Triest in der öffentlichen Meinung der Italiener zu den Idealen des „Risorgimento“, während die Eroberung der Brennergrenze lediglich das Ziel weniger fanatischer Nationalisten war, die sich die Geschichte, die Geografie und die Literatur zunutze machten, um Anspruch auf die Eroberung des gesamten Gebietes südlich des Brenners zu erheben. Dies geschah zur gleichen Zeit, als einige fanatische Tiroler Nationalisten mit derselben Logik, die sie jener der Italiener gegenüberstellten, die Eroberung und „Wiedereindeutschung“ des gesamten Trentino forderten. Am Ende des Ersten Weltkriegs wurde die ganze Provinz dem Königreich Italien angegliedert, und die Stadt Bozen wurde wie Brixen und Meran zum Sitz einer Unterpräfektur, während Trient zur Hauptstadt der Region ernannt wurde. Erst 1927 wurde die Provinz Bozen eingerichtet, und die Stadt Bozen wurde nach der Vereinigung mit der Gemeinde Zwölfmalgreien 1910 und mit der Gemeinde Gries 1926 zur Landeshauptstadt. Die politische Entscheidung, eine Provinz zu schaffen, die durch Anglie-

derung des Unterlands an die Provinz Trient eine fast ausschließlich deutschsprachige Bevölkerung hatte, war vermutlich darauf zurückzuführen, dass sich das faschistische Regime in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre bereits bewusst war, dass Projekte zur Entnationalisierung der Bevölkerung zum Scheitern verurteilt waren. Daher wurde vorgezogen, die quantitative Verteilung der Bevölkerung zu verändern und die massive Einwanderung von Italienern zu fördern. Mussolini war der Ansicht, dass die Minderheitenprobleme nicht gelöst werden können, sondern umgewälzt werden müssen, weshalb er die Umwandlung der Stadt in eine Landeshauptstadt mit hunderttausend Einwohnern plante. Die erste italienische Einwanderung nach Bozen infolge der Annexion, aufgrund der Erweiterung der italienischen Staatsverwaltung und der Italienisierung der örtlichen öffentlichen Verwaltung, stieß zuallererst auf das Wohnungsproblem, das keine Stabilisierung der Bevölkerung italienischer Sprache ermöglichte. Daher sorgten die Staats-, die Eisenbahn- und die Postverwaltung in den zwanziger Jahren für den Bau von Wohnhäusern zu Gunsten der öffentlichen Angestellten. In der Folge wurde das *Istituto Autonomo Case Popolari* (Autonomes Volkswohnbauinstitut) aus Venedig, da ein solches Institut in Bozen erst 1934 gegründet wurde, mit der Errichtung eines Wohngebietes im venezianischen Stil beauftragt. Mit dieser Bauart und der Benennung der Straßen nach den Städten Venedig, Görz, Zara und Fiume wurde außerdem versucht, dem Bild der *Drei Venetien* als geschichtlich-geografische Einheit Nachdruck zu verleihen und eine traditionelle italienische Bevölkerung zu erfinden, die vom Löwen aus San Marco [Abb. 27] und von der Römischen Löwin versinnbildlicht wurde. Auch die Namensgebung der Straßen und Plätze, die sog. Straßenbezeichnungskunde, wurde ab 1927 abgeändert, um nicht nur den neu errichteten Straßen, sondern auch den bestehenden in kultureller, historischer und geografischer Hinsicht italienische Bezüge zu verschaffen. Die alten Namen wurden gemäß einem ähnlichen Verfahren ersetzt, wie es bei der Ortsnamensgebung angewandt wurde, die bis 1918 einsprachige deutsche Bezeichnungen, bis 1923 zweisprachige

und anschließend einsprachige italienische Bezeichnungen verwendete. Was die städtischen Denkmäler anbelangte, so hatte der nationalistische Leader Tolomei mehrmals die Versetzung der König-Laurin-Statue [Abb. 28], die seit 1907 auf dem linken Talferufer stand, und des Standbilds von Walther von der Vogelweide aus 1889, das auf dem Hauptplatz der Stadt stand, vorgeschlagen, doch die italienischen Staatsbehörden hatten immer versucht, weitere Polemiken zu vermeiden. Somit wurde die Walther-Statue 1935 aus Straßenverkehrsgründen offiziell umgesiedelt [Abb. 29], während die König-Laurin-Statue 1933 nachts von örtlichen Faschisten zerstört wurde. Im Juli des Jahres 1926 wurde anlässlich des zehnten Todestages Cesare Battistis der erste Stein des Siegesdenkmals gesetzt, das in Anwesenheit des Königs und des Trientner Bischofs am 12. Juli 1928 eingeweiht wurde. Das Denkmal wurde von Marcello Piacentini geplant und an jener Stelle errichtet, an der die Österreicher mit dem Bau des Denkmals für den vorgesehenen Sieg Österreichs im Ersten Weltkrieg begonnen hatten. Mussolini hätte es dem Gedenken Cesare Battistis, des sozialistischen Irredentisten aus dem Trentino, widmen wollen, doch der Widerstand dessen Familie gegen das Regime und gegen dieses Projekt führte zur Umwandlung desselben in ein Denkmal des italienischen Sieges, innerhalb desselben sich die Büsten italienischer Irredentisten befanden. In der ersten Hälfte der dreißiger Jahre wurden die Hauptverkehrsader der Stadt, die Brücke und das Sportstadion gebaut, die nach Drusus benannt wurden, um den Bezug zur römischen Zivilisation zu unterstreichen, den das Regime nicht nur in Südtirol ausgiebig einsetzte. Auf die zweite Hälfte der dreißiger Jahre geht die Errichtung des Siegesplatzes hinter dem Denkmal und der 9. Mai- sowie der Julius-Caesar-Allee zurück, der heutigen Freiheitsstraße und Italienallee [Abb. 30, 31, 32]. Gleichzeitig wurden die Gebäude errichtet, welche die technischen Oberschulen der Cadornastraße beherbergen sollten, die im 19. Jh. gegründet worden waren und bis in die zwanziger Jahre in der Altstadt als deutschsprachige Schulen geführt wurden. In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre wurden die deutschen Schulen in ganz

Südtirol allmählich geschlossen oder italienisiert, und auch die Kultur- und Sportvereine wurden geschlossen oder italienisiert und faschistisiert. Auch die Stadtverwaltung wurde nach der Besetzung des Rathauses und einer Schule im Oktober 1922, kurz vor dem Marsch auf Rom, unmittelbar italienisiert. Der Bürgermeister Julius Perathoner wurde durch den Präfekturnrat Augusto Guerriero ersetzt, den ersten einer langen Reihe italienischer Verwalter, die oft keine gute Erinnerung hinterließen, und zwar nicht nur aufgrund deren politischen Engagements. Das Regime sandte nämlich nicht immer seine besten Beamten und Lehrer nach Südtirol, denn oft wurde deren Aufenthalt in Südtirol als Strafeperiode oder als anfängliche Pflichtetappe für deren Karriere betrachtet. Die Qualität der Beamten und deren rascher Wechsel ist eine der zahlreichen Eigenschaften der italienischen Staatsverwaltung, die das Ende des Faschismus überlebt hat. In den zwanziger Jahren beginnt auch der Verwaltungsumordnungsprozess des Krankenhauses Bozen, das vorher den Gemeinden Bozen, Zwölfmalgreien, Gries und Leifers gehört hatte, im Gebiet der Loretostraße gegründet, anschließend in das Gebiet zwischen dem Dominikanerplatz und der Pfarrgasse umgesiedelt und ab 1860 auf dem Serneplatz, im derzeitigen Sitz der Universität, angesiedelt wurde. Ende der zwanziger Jahre wurde der Trakt der ersten Klasse und in den dreißiger Jahren der Trakt der Infektionskrankheiten errichtet. 1934 wurde der Wettbewerb zur Ausarbeitung des Projekts eines neuen Krankenhauses ausgeschrieben, das in den sechziger und siebziger Jahren im Moritzing-Gebiet errichtet wurde. 1928, natürlich am 28. Oktober, wurde die Stadtbibliothek Bozen mit einem Bücherbestand von zwanzigtausend Bänden und sechstausend Heften eingeweiht, die 1937 in ihren derzeitigen Sitz an der Talferbrücke umgesiedelt wurde.

1927 machte der Bürgermeister von Bozen, der italienische *Podestà*, im Sinne des Protokolls der Stadtratssitzung von 1901 und der Satzung des Museumsvereins aus 1882 das Recht geltend, zwei Mitglieder der Leitungskommission des Museums, die als Festung des deutschen Widerstands gegen den Italienisierungsprozess angesehen wurde, zu er-

nennen: 1930 wurde das Museum einem italienischen Direktor übergeben. 1932 wurden die neue Satzung des Museums und die Umordnung der Ausstellungsräume genehmigt. 1934 wurde beschlossen, den Turm des Museums abzureißen, „um die Aussicht auf den Rosengarten zu ermöglichen“ und dem Stil des Gebäudes etwas von seinem „deutschen“ Charakter zu nehmen [Abb. 33, 34, 35], wie es bereits bei einem nahen Gebäude geschehen war, in dem die Sparkasse ihren Sitz hat. Ein ähnliches Schicksal traf auch die Musikschule, die 1855 vom Musikverein, einem von der Gemeinde finanzierten Privatverein, gegründet worden war. 1926 kommunalisierte der Präfekturkommissar den Verein und benannte ihn in *Scuola musicale* nach Gioacchino Rossini um. In der Folge wurden ein Musiklyzeum und ein Konservatorium gegründet. Der Sitz des Lyzeums, der ursprünglich unter den Lauben angesiedelt war, wurde 1930 in die Vintlerstraße und 1940 auf den Dominikanerplatz versetzt. 1932 wurde das Musiklyzeum mit dem staatlichen Musikkonservatorium gleich gemacht. Die allgemeine Volkszählung im Jahr 1921 zählte in der Gemeinde Bozen 25.315 Einwohner, von denen 6.332 italienischsprachig, 156 ladinischsprachig, 12.977 deutschsprachig und 5.850 Ausländer waren. Die Gesamtbevölkerung von Gries betrug 7.497 Personen, von denen 1.343 italienischsprachig, 37 ladinischsprachig, 4.444 deutschsprachig und 1.673 Ausländer waren. Die Zählung im Jahr 1936 erfasste die Sprachgruppenzugehörigkeit der Bewohner nicht, doch die gesetzliche Bevölkerung betrug 45.505 Personen, während 52.787 Personen anwesend waren. In den zwanziger Jahren gab es einige Projekte, die darauf abzielten, die der *Opera Nazionale Combattenti* und anschließend dem *Ente Tre Venezie* anvertraute italienische Einwanderung zu fördern. In den dreißiger Jahren führten die Verhandlungen zwischen dem faschistischen Staat und den Exponenten der *Confederazione dell'Industria* zur Erlassung des Gesetzesdekrets über die Maßnahmen zur industriellen Entwicklung der Gemeinde Bozen aus dem Jahr 1934. Nach der Zuweisung eines Beitrags von 5.000.000 Lire zu Gunsten der Gemeinde Bozen für den Bau der erforderlichen Strukturen wurden die Grundstücke zum Bau

des Industriegebietes enteignet. Im Gebiet Am Grutzen wurden 2.500.000 m² den Anlagen der neuen Industriebetriebe vorbehalten, 400.000 m² für den Bau von Straßen und Plätzen und 100.000 m² für die Verwirklichung der Bahnanschlüsse.

Die Einrichtung der Provinz Bozen im Jahr 1927 und die Gestaltung des Industriegebietes 1935 trugen auf ausschlaggebende Weise zur quantitativen und qualitativen Umwandlung der Stadt Bozen bei, die sich in wenigen Jahrzehnten von einem deutschen Provinzstädtchen mit vor allem auf Landwirtschaft und Handel beruhender Wirtschaft in eine Provinzhauptstadt mit italienischsprachiger Mehrheit sowie massiver Präsenz öffentlicher Ämter und großer Industriebetriebe verwandeln sollte. Während die erste Einwanderung in den zwanziger Jahren vor allem aus dem Trentino stammte und eine gewisse Kenntnis der örtlichen Begebenheiten und der deutschen Sprache mitbrachte, so betraf die Einwanderung im Zusammenhang mit der Entwicklung des Industriegebietes in den dreißiger Jahren vorwiegend Venetien und die Lombardei und stellte sich aufgrund ihrer sozialen und kulturellen Eigenschaften und des politischen Klimas jener Zeit sicherlich nicht das Problem des Erlernens der deutschen Sprache, sondern verwendete weiterhin innerhalb der Familie den Dialekt und in der formelleren Kommunikation die italienische Sprache.

1938 zählte das *Quartiere Littorio* in der heutigen Turinstraße, das von großen Gebäuden gekennzeichnet war, über 3.000 Einwohner; es wurde mit den Arbeiten zum Bau des *Rione Dux* und der Semirurali-Häuser begonnen, die in wenigen Jahren Hunderte kleinerer Wohneinheiten mit je zwei oder vier Wohnungen aufweisen sollten. Nach der Vollendung des Viertels *Littorio* waren über 1.300 Wohnungen verfügbar, die von rund 6.000 Personen bewohnt wurden, während eine Zählung des *Istituto Autonomo Case Popolari* aus dem Jahr 1955 im *Rione Dux – Semirurali* 260 Gebäude mit vier Wohnungen, 44 Gebäude mit zwei Wohnungen und 23 Gebäude mit einer Wohnung, was insgesamt 321 Gebäude mit 1.151 Wohnungen und 2.988 Räumen ausmacht, erwähnte. Die italienische Einwanderung erfolgte anhand einer

typischen homogenen Kettendynamik, was die Berufe und die Herkunftsgebiete anbelangte, und war von den unterbemittelten Einwanderern durch die Hoffnung begründet, ein Haus und eine feste Anstellung zu erhalten. Oft waren sich diese neuen Bewohner der Stadt Bozen nicht des städtischen Gebildes bewusst, in dem sie lebten, da es so weit von ihren isolierten Vierteln entlegen war, und schon gar nicht der komplexen Realität Südtirols, wo die Gegensätze der faschistischen und nationalsozialistischen Politik gleichzeitig zur Erlassung von Dekreten über die Option führten und den Südtirolern die Wahl auferlegten, in ihrem Land zu bleiben und die eigene kulturelle Identität zu verlieren oder diese beizubehalten und ins Ausland auszuwandern. Im neuen Viertel der *Semirurali* erinnerte die Straßenbezeichnung an jene der italienischen Städte, aus denen die kürzlich eingewanderte Bevölkerung stammte, welche in Ermangelung einer gemeinsamen Tradition und eines gemeinsamen Dialekts oft zäh mit den jeweiligen Ursprungsgebieten verbunden blieb und auch regional geprägte Vereinsstrukturen beibehielt. Ihre Unterstützung des Regimes, das ihnen ein Haus und eine Arbeit verschafft hatte, wurde als selbstverständlich betrachtet, wie auch die Isolierung gegenüber der Altstadt und dem übrigen Gebiet Südtirols. Wie sich auch das Viertel Oberau jahrzehntelang vom Rest der Stadt getrennt entwickelt hatte, mit dem es nur durch die Loretobrücke verbunden war, so waren auch die Viertel *Littorio* und *Dux* weit von der Altstadt und dem neuen italienischsprachigen Gebiet um den Siegesplatz entfernt. Die Verbindung mit dem Industriegebiet wurde von der Reschenbrücke und von der Rombrücke gewährleistet, die 1939 errichtet worden waren und damals *Ponte Rezia* und *Ponte del Littorio* hießen. Das Leben der Arbeiter spielte sich auf den beiden Ufern des Eisack-Flusses ab: rechts wohnen und links arbeiten. Das kulturelle und sportliche Vereinsleben wurde vom Regime organisiert, dem gegenüber der Zuspruch erst mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs allmählich abnahm.

LITERATUR

ALISI A., Origine e sviluppo di Bolzano, Bolzano 1952.

Alto Adige un tempo e oggi: ritratti del territorio, Firenze 1992.

Aspetti e problemi della Resistenza nel Trentino – Alto Adige. Il Lager di via Resia a Bolzano, hg. von Associazione Nazionale Partigiani d'Italia, Bolzano 1983.

Bolzano Anno XIV, Bolzano 1936.

Bolzano/Bozen: 1940–1965, Bolzano 1965.

Bolzano/Bozen 1945–1985. Stadt im Wandel. Una città che cresce, hg. von Urbanistik-Assessorat der Gemeinde Bozen, Bolzano 1985.

Bolzano nella fotografia: 1900–1930, hg. von G. Faustini, Bolzano 1981.

Bozner Adresskalender. Vollständiges Adressbuch von Bozen-Gries und Zwölfmalgreien, Bozen 1905, 1906, 1913, 1921.

Comune di Bolzano. 18 mesi di amministrazione. Giugno 1929 – dicembre 1930, Bolzano 1930.

Comune di Bolzano. Bolzano 1988. “Annuario statistico”, Bolzano 1988.

Conservatorio Statale di Musica - Staatliches Musikkonservatorium “Claudio Monteverdi”, Bolzano–Bozen 1940–1965, o.O. 1965.

DAL PIAI G., Sognavo il tram. Storia vera di un periodo travagliato delle Semirurali di Bolzano, che i più hanno dimenticato, Calliano 1991.

DUREGON F., Verso una città: Bolzano, 1920–1944, in: Storia Urbana, XIV (1990), Nr. 51.

L'edilizia residenziale nei quartieri di Bolzano. Censimenti: 1951–1961–1971, hg. von G. Pancheri, Bolzano 1974.

Elenco delle vie e delle piazze della città di Bolzano, Federazione Provinciale Fascista di Bolzano, 1928.

FERRANDI M., PACHER G., SARDI L., Gli anni delle bombe. Trento-Bolzano: 1943–1945, Bolzano 1973.

FORRER F., FRANCHINI S., ROSSIN I., *Le semirurali: un'occasione per Bolzano. Gli abitanti, il patrimonio edilizio, la partecipazione della utenza. Un'indagine*, Bolzano 1982.

HAPPACHER L., *Il Lager di Bolzano*, Trento 1979.

HOFER F., *Die Bebauungspläne der Stadtgemeinde Bozen*, in: *Stadt im Umbruch. Beiträge über Bozen seit 1900*, (Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstitutes, VIII), Bozen 1973, S. 174–185.

100 Jahre Museumsverein Bozen, Bozen 1983.

Informatore rapido di Bolzano, Bolzano 1934.

LAITEMPERGHER F., *Bolzano. Storia urbanistica dal 1100*, Calliano 1975.

MARCELLI E., *Semirurali, per non dimenticare ... um zu verstehen*, Bolzano 1995.

MARCELLI E., *La città operaia*, Bolzano 2001.

MAYR P., *Bozen im Ersten Weltkrieg*, in: *Stadt im Umbruch. Beiträge über Bozen seit 1900*, (Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstitutes, VIII), Bozen 1973, S. 80–90.

MOSSINO R., *Quattordici mesi di amministrazione straordinaria nel comune di Bolzano*, Bolzano 1925.

MÜHLBERGER G., TAPPARELLI E., *Walther von der Vogelweide und Südtirol. Die Geschichte eines Denkmals. Dichterische Vorstellung und soziale Wirklichkeit*, Bozen 1985.

MUMELTER N., *Das Werden von Groß-Bozen. Über die Zusammenlegung von Altbozen, Zwölfmalgreien: 1910 und Gries: 1925*, in: *Stadt im Umbruch. Beiträge über Bozen seit 1900*, (Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstitutes, VIII), Bozen 1973, S. 15–43.

Parrocchia di Cristo Re. 1943–1983, Bolzano 1984.

PETRI R., *Storia di Bolzano*, Padova 1989.

Pons Drusi. Documentario delle conquiste del regime, nella romana terra del Brennero, hg. von Federazione dei Fasci di Combattimento della provincia di Bolzano, J. I–XIII. Bolzano, 1936.

Das Siegesdenkmal in Bozen, in: „Südtirol in Wort und Bild“, 23 (1979), III, S. 1–5.

SORAGNI U., *Il Monumento alla Vittoria di Bolzano: architettura e scultura per la città italiana (1926–1938)*, Vicenza 1993.

URZÌ M., *Il Palazzo Ducale di Bolzano*, Trento 1989.

VITTORINI M., Il piano urbanistico comunale di Bolzano, Bolzano 1989.

WOLFF K. F., Bozner Führer. Mit 3 Karten, 1 Stadtplan und 32 Abbildungen, Innsbruck 1908.

WOLFF K. F., 150 Ausflüge, Spaziergänge und Touren in der Umgebung von Bozen-Gries, Bozen 1913.

WOLFF K. F., Bozen–Gries, Bozen 1921.

ZOEGGELER O., IPPOLITO L., Die Architektur für ein italienisches Bozen: 1922–1942, Lana 1992.

ZULIANI B., La crisi degli alloggi in Bolzano. Sue cause e suoi possibili rimedi, Verona 1933.

„Semirurali“: Überlegungen zu einer anthropologischen Annäherungsweise

Die folgenden Zeilen dienen zur Untersuchung des Materials, das aus einer Kampagne zur Aufnahme von Lebensgeschichten hervorgegangen ist, die von Frau Dr. Corinna Lorenzi geführt wurde. Ihr gilt mein aufrichtigster Dank. Das Ergebnis ihrer Arbeit ist die Sammlung einer beträchtlichen Anzahl von Interviews mit ehemaligen Semirurali-Bewohnern deutschen und italienischer Muttersprache. Anschließend wurden noch Unterlagen verschiedenartiger Herkunft hinzugefügt: statisches, ikonographisches, historisches Material und Dokumentationen.

Die Interviews wurden untersucht, geschnitten und interpretiert, jedoch vor allem mit ähnlichen Situationen verglichen, die sich auf geschichtliche Bilder, Episoden und Fakten beziehen. Endergebnis dieser Arbeit ist die folgende Erzählung. Die Grundeigenschaft der Abhandlung, ihre Bruchstückhaftigkeit, fällt schon auf Anhieb ins Auge. Sie beruht zugleich auf einer Absicht und auf einer Vorgabe. Beabsichtigt war sie, weil man der zunehmend dringenden Notwendigkeit nicht entgehen kann, die Grenzen und die Voreingenommenheit der eigenen Erzählung einzugestehen. Der Raum für großgeschriebene Wahrheiten beschränkt sich zunehmend, vielleicht nur noch auf Glaubensbekenntnisse; in der Geschichte, im humanistischen und sozialen Bereich, ja sogar in der Wissenschaft, bei der wir immer noch darauf beharren, sie als exakt zu bezeichnen, gibt es sie schon lange nicht mehr. Vorgegeben wurde diese Bruchstückhaftigkeit hingegen von den Tatsachen. Wir verfügen heute immer noch nicht über erschöpfende Untersuchungen, vollständige Angaben, sowohl qualitative als auch quantitative Analysen, die eine ausreichende Präzision

aufweisen und vor allem die erforderliche Überlappung gewährleisten. Es ist unmöglich, alle Lücken eines Puzzles zu füllen, dessen Zeichnung man in ihrer Gesamtheit zwar kennt, von dem aber immer noch Stücke fehlen.

Es handelt sich um eine Übereinanderlegung von Bildern, um eine eher grobe als genaue Filmmontage, die jener Regieführung ermangelt, die alles ordnet und lesbar macht. Die Semirurali gibt es nicht mehr; das ist weder gut noch schlecht, sondern einfach eine Tatsache. An deren Stelle sind verschwommene Erzählungen geblieben, die nicht ohne Emotionalität sind, weil sie es nicht sein können.

Dem Leser dieser verstreuten Zeilen ist es überlassen, sein Gefühl hinzuzugeben, den Katalysator, der die erzählerischen Fragmente mit der wirklichen Lebenserfahrung zu verschmelzen vermag.

Die Verstädterung der italienischen Zuwanderer, die Herkunft aus unterentwickelten Gebieten

Beispiele von Erzählungen über die Auswanderung: vom Land in die Stadt

Das Haus am Herkunftsort

Das war ein Haus, das aussah wie eine Fabrik; der Großvater war das Familienoberhaupt und alle geborchten ihm; alle sangen, wenn sie zum Arbeiten gingen, sangen sie alle Schlager von damals ... die waren schön, nicht so wie heute ... (und zum Essen benutzten wir) einen langen langen Tisch. Aber wir Kinder aßen an einem Tisch und die Großen an einem anderen ... Und wir holten einen Schneider ins Haus, der blieb drei Monate, vier, bis er alle Kleider fertig hatte. Sie machten Kleider für die Feiertage und zum Arbeiten ...¹

1 Interview Frau B., 06.09.2001

Durchgangszimmer

Das Haus war nicht schön, nein! Weil ich nämlich hindurchgehen musste ... also, die Küche die hatte ich auf dem Treppenabsatz, denn es gab da den Treppenabsatz und alle Küchen dort waren so ... und danach gab es ein Zimmer und ich musste durch ein anderes Zimmer gehen und hoffte immer, dass ... ich weiß nicht, wer es war ...²

Erinnerungen

Sie [die Semirurali] waren mehr als fünfzig Jahre lang Ziel aller Bestrebungen für diejenigen, die aus der Arbeitslosigkeit kamen, der Traum der Arbeiter aus Venetien, der Lombardei, dem Piemont, aus Süditalien, dem Friaul, der Emilia ...

Es füllt mir schwer, die Kriterien zu durchschauen, mit denen das Istituto fascista per le Case Popolari die Wohnungen zuteilte. Ich könnte mich ja informieren, aber ich fürchte, jene Manipulationen zu entdecken, die die Wirklichkeit immer verzerren, wodurch die Bedürftigen zu kurz kamen und die Günstlinge bevorzugt wurden.³

1934 wurden in Italien offiziell ca. eine Million Arbeitslose gezählt ..., aber es waren viele, die, obwohl sie nicht in den Arbeitslosenlisten aufschienen, im landwirtschaftlichen Bereich überlebten, einem Sektor, der mit anhaltenden Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Sie kamen hierher auf der Suche nach einer Heimat, weil die Heimat da ist, wo man in Würde leben kann.⁴

Die Südtiroler in den Semirurali

In den Semirurali-Häuschen, da haben eigentlich alle ... mindestens ... einzelne Deutsche waren darunter, aber die hatten einen italienischen Schreibnamen! Monauni z. B., die haben da gewohnt, aber „Monauni“ ist nicht aufgefallen. Entweder die Mutter Deutsche ... oder Facchini, waren auch da ...⁵

2 Interview Frau P. F., 07.08.2001.

3 DAL PIAI G., Sognavo il Tram. Storia vera di un periodo travagliato delle Semirurali di Bolzano, che i più hanno dimenticato, Calliano 1991, S. 9–10.

4 MARCELLI E., Semirurali, per non dimenticare ... um zu verstehen, Bolzano 1995, S. 51.

5 Interview Frau W. M., 25.09.2001.

Ein flüchtiger und notwendigerweise oberflächlicher Blick auf die Wirklichkeit der Semirurali in den vierziger Jahren zeigt die ländliche Herkunft der Zuwanderer. [Abb. 36] Insbesondere handelt es sich um Bauern und kleine Handwerker, die wirtschaftliche darniederliegende Gebiete Italiens auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen verlassen haben. Die meisten kommen aus Venetien, aus der Lombardei, im Allgemeinen aus den nördlichen Regionen. Auch Südtaliener sind darunter, aber in beschränkter Anzahl. Wirtschaftliche Gründe sind sicherlich der Auslöser für eine Migration nach Südtirol. Die Lebensbedingungen, die sie in ihrer Heimat zurücklassen, sind oft katastrophal und von Armut, Abhängigkeit und sozialer Unbeweglichkeit geprägt, die gerade für das ländliche Proletariat und Unterproletariat charakteristisch sind. Man kann in diesem Fall von einer richtiggehenden Verstädterung untergeordneter sozialer Schichten sprechen, einer späten, nicht adäquaten Verstädterung, die von der Diktatur politisch kontrolliert und geführt wird. Es liegen sehr interessante Beispiele vor, wie die politische Meinung der Bewohner der Semirurali durch die Polizei kontrolliert wurde. Wir sind nicht weit von der Wahrheit entfernt, wenn wir behaupten, dass die Bevölkerung der Semirurali dem Regime nicht genehm war, auch wenn sie zweifellos für die Umsetzung der politischen Ziele, die das Regime sich gesetzt hatte, notwendig war. Im Hinblick auf das Schlagwort der *Stadt mit hunderttausend Einwohnern* wurde in Bozen ein Arbeiterviertel geschaffen, das die Züge einer so genannten Gartenstadt trug und in der Lage sein sollte, eine ländlich geprägte Bevölkerung den Rhythmen und Besonderheiten der Stadt zuzuführen. Bis heute liegen keine einschlägigen Studien über die Verhältnisse in den Semirurali aus anthropologischer Sicht vor: Das Phänomen der italienischen Zuwanderung der vierziger Jahre könnte zweifellos von großem Interesse sein und eine geschichtliche Parallele zu den Untersuchungen darstellen, die von der Schule von Manchester (Schule der Situationsuntersuchungen), vom Rhodes-Livingstone Institute durchgeführt wurden und die Verhältnisse in den nachkolonialen afrikanischen Städten betrafen.

Vom Land in die Stadt: bäuerliche Identität und Arbeiteridentität in der italienischen Gemeinschaft

Die „Semirurali“ ... stellen die Rückkehr zur generellen stadtfeindlichen Ideologie dar, die der Faschismus verfolgte ... Die ständigen Verweise und Bezugnahmen auf das bäuerliche Leben in den Reden Mussolinis und den Richtlinien des Regimes veranlassen die nationale Genossenschaft der Faschistischen Institute für Sozialwohnungen zum Erlass von Vorschriften für den Bau von Stadtvierteln, die als „Semi-Rurali“ bezeichnet wurden ... In Wirklichkeit handelte es sich hierbei hauptsächlich um ausgegrenzte Vorstadt- und von der Stadt abgeschnittene Viertel.⁶

Die Daten, die sich aus der Recherche des F.L.C. ergeben und aus einer Fragebogenumfrage stammen, bieten uns ein ziemlich zuverlässiges Bild von der Arbeitssituation der Bevölkerung der Semirurali Anfang der achtziger Jahre [Abb. 37]. Was das Familienoberhaupt angeht, so ist dieses größtenteils in der Industrie beschäftigt, gefolgt von Bauwesen, Dienstleistungssektor und öffentlicher Verwaltung. Kurz bevor die große Neu-Verstädterung anfängt, ist das Viertel im Wesentlichen ein Arbeiterviertel. Aber schon die zweite Generation beginnt auf gewisse Weise das Interesse an der Industrie zu verlieren [Abb. 38].

Die Arbeit im Dienstleistungssektor und auf dem Bau ist begehrter als die Arbeit in der Industrie. Die öffentliche Verwaltung bleibt zwar nicht vollkommen verschlossen, ist aber prozentuell noch geringer vertreten als die herkömmlicheren Beschäftigungssektoren für Arbeiter. Wenn dies im Jahr 1980 noch der Fall ist, so können wir erst recht bei seinen Anfängen in den frühen 40er Jahren von einem Arbeiterviertel sprechen.

Der ursprüngliche Arbeitssektor der Bewohner der Semirurali war sicherlich die Landwirtschaft, wenn auch kleine Handwerker und Kaufleute vertreten waren. Wir verfügen über keine Daten aus jener Zeit,

⁶ FORRER F., FRANCHINI S., ROSSIN I., *Le Semirurali: un'occasione per Bolzano*, Bolzano 1982.

können uns aber an die Befragungen halten, die Dr. Lorenzi geführt hat und die diese Situation deutlich belegen.⁷

Der relativ kurzen Phase der Fabriksarbeit folgt eine späte Verstärkung, die sich ebenso rasch in unterschiedlichen Beschäftigungssituationen niederschlägt. Die einzige Quelle für diese Beobachtungen ist eine Diplomarbeit.⁸

Die Recherchen der Hochschulabsolventin ergaben für das Jahr folgende Beschäftigungssituation: Industrie und Gewerbe 42,12% – Leitender Angestellter/Freiberufler/Unternehmer 9,63% – Angestellter 31,42% – Arbeiter in anderen Bereichen 13,57% ... Wenn diese Daten zutreffen, so spiegeln sie eine komplexe Beschäftigungssituation wider, die teilweise eine Gegentendenz zu den frühen achtziger Jahren aufweist. Die Zahl der Arbeiter hätte demnach wieder zugenommen, aber nicht so sehr in der Industrie, sondern eher im Gewerbe und in anderen Branchen. Sehr wahrscheinlich handelt es sich dabei um jene Beschäftigungsbereiche, die in der Untersuchung des F.L.C. unter dem Stichwort „Dienstleistungsgewerbe“ zusammengefasst wurden. Die Beschäftigungssituation in der Industrie weist im Vergleich zu den Daten von 1980 keine großen Unterschiede auf. Eine deutliche Steigerung ist dagegen im Angestelltenbereich zu verzeichnen.

Das Viertel weist zwei große Phänomene der kulturellen Kristallisierung auf: Das erste fällt mehr oder weniger mit der Ankunft der Bauern/Arbeiter in den frühen 40er Jahren zusammen. Das Gesellschaftssystem bleibt ländlich geprägt, bestimmt von nachbarschaftlichem Nutzen, der patriarchalisch organisierten Familie, der häuslichen Produktion von Konsumgütern (z. B. Lebensmittel).

Besonders der Garten personifiziert das von Generationen von Tagelöhnern und Bauernproletariern ersehnte Eigentum an Grund. Wenn auch selten, so gibt es doch auch Verkauf von Obst und Gemüse und kleine Tierhaltungen. Hasen und Hühner decken den

⁷ Interview Frau P. F., 07.08.2001.

⁸ DELL' EVA C., Ristrutturazione di un quartiere urbano e modificazioni socio-culturali. Le Semirurali della città di Bolzano, Doktorarbeit, Universität Trient, 1997/98.

häuslichen Bedarf, dienen aber auch als Zubrot für den mageren Verdienst des Industriearbeiters.

*Und dann hielten manche auch Hühner und dann haben sie dies auch verboten ... Und dann verloren diese Hühner irgendwann die Federn und der Wind brachte sie in die Wohnungen der Nachbarn. Und dann haben sie reklamiert und es kamen die Aufseher ...*⁹

Die Semirurali stellen ein richtiggehendes Dorf in der Stadt dar, einen großen Vorort, abgetrennt vom Stadtzentrum und fast ohne Verbindung dahin. Die Semirurali sind „anders“ als Bozen und verkörpern in jedem Sinn die entgegengesetzte Identität ihrer Bewohner.

Das zweite Phänomen betrifft dagegen das Ende des historischen Viertels und die erneute Verstädterung dieser Räume. Hier kristallisiert sich nicht mehr die bäuerliche Identität, sondern die Arbeiteridentität heraus. Auch das neue Viertel behält die entgegengesetzte Haltung gegenüber der „vornehmen“ Stadt bei, der Stadt des Handels, der öffentlichen Verwaltung, der Gebäude des Südtiroler und des italienischen Bürgertums. Es entwickelt sich in den Semirurali fast eine Kultur des Protests, des Klassenprotests, wenn man will, der aber nicht ethnisch geprägt ist. Der Arbeiterpol der Semirurali stellt sich dem bürgerlichen des Grieser Zentrums gegenüber.

Die bis heute gesammelten Lebensgeschichten geben also das Bild eines sowohl nach außen als nach innen stark charakterisierten Viertels wieder. Es ist ein Fremdkörper gegenüber der Stadt, und als solcher wird es von seinen Bewohnern und von denen der anderen Viertel empfunden. Weit entfernt und abgeschnitten, leidet es gewissermaßen an einer andauernden, der jeweiligen Zeit unangemessenen, verspäteten Identität: Aus dem „Bauernviertel“ in einer Zeit der starken Industrialisierung wird erst ein Arbeiterviertel, als die Industrie anfängt, ihre gesellschaftliche und wirtschaftliche Rolle zu verlieren.

⁹ Interview Herrn B., 06.09.2001.

Die Konsequenz davon ist eine gegensätzliche Identität, die fast in die Marginalität abrutscht.

Die bürgerliche Stadt und die Ghettoisierung der Arbeiterschicht

Aus topographischer Sicht kann das Viertel als eine *banlieue* angesehen werden. Dieser Begriff bezeichnet normalerweise einen Vorort, aber seine tiefere etymologische Bedeutung geht auf das Mittelalter zurück. Die *banlieue* war ursprünglich ein Ort der Verbannung, in den all jene verwiesen wurden, die von der Stadt, der Gemeinschaft, der *Ecclesia* mit dem Bann belegt waren, also die Verbannten.

Die italienische Stadt, die sich mit der mittelalterlichen und modernen eher vermengt als sie überlagert, ist nach einem hierarchisierenden rationalistischen Vorbild gestaltet. Die Viertel sind nach gesellschaftlichen Schichten unterteilt und kreisen um die Symbole der militärischen, politischen und verwaltungsrechtlichen Macht. Die Klassenidentität, die ethnische Identität/Zugehörigkeit werden in der modernen Stadt eher aufgezwungen als angeregt, wobei sich ein Bild der Stadt ergibt, das aus homogenen und definierten ökologischen Nischen, *home areas*, besteht. Innerhalb der Stadt entwickeln sich homogene gesellschaftliche, kulturelle, ethnische, religiöse Bereiche, die mosaikartig angelegt sind. Man verlässt das vertraute Umfeld, um eine andere gesellschaftliche oder kulturelle Identität anzunehmen, und nur selten erfolgt eine Veränderung von innen. Im Bereich der Semirurali stehen wir einer Identität gegenüber, die im Gegensatz zu der bürgerlichen und wirtschaftlichen Identität der Zentren steht; in Bozen existieren nämlich mehrere Zentren nebeneinander: Es gibt das Zentrum der historischen Altstadt, jenes der italienischen Stadt, das Zentrum der militärischen und richterlichen Macht... das der Landesregierung. Jedes Zentrum bedient sich totemistischer Symbolgien: die Obelisken, das Siegesdenkmal, die so genannte Statue von König Laurin, Walther... Die Semirurali haben kein anderes Zentrum als das religiöse, das zuerst

von der kleinen Behelfskirche in der Mailandstraße 37 und dann von der Pfarrkirche am Don-Bosco-Platz verkörpert wurde, die erst 1948 fertiggestellt wurde. Das Universum der Symbole entwickelt sich anderswo, gleichzeitig rücksichtslos und mythologisch, in der Fabrik und im Haus, das in der Vorstellungswelt der bäuerlichen Arbeiter zum Mittelpunkt eines virtuellen landwirtschaftlichen Besitzes wurde. Greifen wir auf die Erinnerungen zurück.

Es können mir also die Strukturen entgangen sein, die aus jedem Haus fast ein Geböft machten, eingeschlossen in einem Zementmüerchen, das seine Grenzen bedeutete ...

Zwar waren sie nicht aus ihren Provinzen hierber gebracht worden, um als Bauern zu arbeiten, aber es war ebenso klar, dass nach der Arbeit in der Fabrik am Feierabend jeder anbaute, was notwendig, unentbehrlich war.¹⁰

Shanghai als down-town

Die Semirurali können zusammen mit Oberau und – in gewissem Sinn – dem Bozner Boden als *down-town* angesehen werden. Heute hat sich der Raum des Andersseins in das Barackenviertel des Pasquali-Hügels und der „Spaghettata“ verschoben. Der Charakter der „Unterstadt“ entspricht denen des dunklen Bauchs der Stadt. Die mangelhafte Beleuchtung trägt zwar zu ihrer Charakterisierung bei, aber gekennzeichnet wird sie hauptsächlich von der Marginalisierung.

Bis 1948 gab es keine öffentlichen Verkehrsmittel für die Verbindung mit den anderen Stadtvierteln.¹¹

Für die Bevölkerung der Semirurali war es immer wichtig, zusammen zu sein, sich zu kennen. Die Abgelegenheit von der Stadt hat den Semirurali

¹⁰ DAL PIAI G., Sognavo il tram. Storia vera di un periodo travagliato delle Semirurali di Bolzano, che i più hanno dimenticato, Calliano 1991, S. 15.

¹¹ MARCELLI E., Semirurali, per non dimenticare ... um zu verstehen, Bolzano 1995, S. 56.

*eine Art lokaler Selbstgenügsamkeit vermittelt, einen Anreiz, sich zusammenzuschließen, um etwas aufzubauen.*¹²

Die Einwohner von Shanghai behalten lange Zeit den Charakter des Gegensätzlichen und der Marginalität des „Anderen“ bei. Sie sind sich dessen bewusst und können oft nur auf sich selbst zählen: Selbstgenügsamkeit des Viertels. Vielleicht ist es besser, es weiterhin Marginalisierung zu nennen. Vor allem in den siebziger Jahren gibt es Zeichen der mangelnden gesellschaftlichen Anpassung, wie die Bildung der Gangs des Viertels, die Schaffung von eigenen, inneren Revieren, die vor allem für die Jugendlichen der anderen Gegenden schwer zugänglich waren. Die Semirurali beginnen, sich als ein abgetrenntes und in vielerlei Hinsicht auf sich selbst zusammengezogenes Viertel abzuzeichnen. Der Gegensatz zur Stadt zeigt sich vor allem hinsichtlich des Raumes für verbotene Handlungen wie die Studentendemonstrationen, der Karneval, die politischen Protestkundgebungen und Gewerkschaftsumzüge...

Obwohl dieses Thema den Befragten nicht sehr angenehm ist, wurden einige – ich würde sagen indirekte – Nachrichten zu den Gangs des Viertels und anderen Aspekten der Marginalisierung zusammengetragen.

Es gab seit den fünfziger Jahren Kinderbanden, die sich hauptsächlich zum Spielen zusammenfanden. Sie waren auf territorialer Grundlage organisiert und sie umfassten Straßen oder Straßenzüge.

Umso mehr, als ... ich war noch kleiner, aber die Größeren hatten, so 48/49 ... so etwas wie ... eben Banden gegründet, ... die, sagen wir so, eben mit den Straßen zusammenhängen, in denen sie wohnten. Und dann gab es die Kinderbande von ... der Parmastraße, und die Kinderbande ... von der Verceilistraße, und die Bande von ... der Baristraße ... und jede hatte ihre Eigenheiten! Ich weiß noch, dass ich verblüfft war, weil sich diese Jungen sehr gut

¹² IB., 1995, S.111.

*organisiert hatten! Und ... weil es damals einige Jugendzeitschriften gab, die auch ... auch heute noch existieren, insbesondere Tex Willer, zum Beispiel, nicht? Und im Gefolge dieser Zeitschriften ... um bei mir in der Nähe zu bleiben, wurden Indianerbanden organisiert. Und die Indianerbanden trafen sich in den Luftschutzkellern, die es in der Parmastraße gab. Die früheren Luftschutzkeller, die man im Krieg brauchte, um ... meine Eltern haben mir erzählt, dass sie mich im Krieg dorthin gebracht haben.*¹³

Man nimmt deutlich den Einfluss kultureller Vorbilder aus Amerika wahr. Es wurden auch Geschicklichkeitsproben gemacht, oft entschieden gefährliche, bei denen manchmal Munitionsüberbleibsel verwendet wurden, die in der Nachkriegszeit leider nicht schwer zu finden waren.

Die große Verbreitung amerikanischer oder amerikanisch beeinflusster Comicheften stellt den einfachsten Weg für die Verbreitung einer westlichen Kultur dar, die die Massenkultur entfaschistisieren sollte. In den folgenden Jahren ändern sich die Verhältnisse, und die gesellschaftliche Benachteiligung manifestiert sich in Formen richtiggehender gesellschaftlicher Opposition der Bewohner von Shanghai. In die Erinnerung der italienischen bürgerlichen Stadt haben sich unkontrollierte und unkontrollierbare Akteure des Protests und des Bedürfnisses der gesellschaftlichen Genugtuung eingebrannt.

*Tanzlokale, die gab es in der Gegend. Aber ich durfte nie hingehen ... Ja, sie waren ein bisschen, ich will nicht sagen ... ich will nicht sagen, dass die Halunken der Gegend dort hingingen. Also, das meine ich wirklich nicht. Aber eben die Halbstarcken ...*¹⁴

Der Mangel an Einrichtungen für gesellschaftliche Treffpunkte, vor allem der jungen Leute, die Entfernung von der Stadt und den Institutionen zwingt die Bewohner der Semirurali, nach Alternativen zu suchen. Sie werden von der Kirche, von den politischen Parteien, vom

¹³ Interview Herrn B., 06.12.2001.

¹⁴ Interview Frau G. M., 08.11.2001.

mehr oder weniger unpolitischen Vereinswesen und später von den Institutionen selbst angeboten. Aber in den Jahren unmittelbar nach dem Krieg, als nach dem Sturz des Regimes und seiner aufgeblähten Kontroll- und Massenpropagandastruktur die Ghettoisierung des „Gartenviertels“ noch auffälliger wird, organisiert das Viertel selbst, im Guten wie im Schlechten, seine gesellschaftliche Nische, eine home area von Bauern und Arbeitern.

Das Abbild des Viertels

Die vom Menschen beeinflussten Räume werden gekennzeichnet durch das unsichtbare Vorhandensein eines interpretativen Netzes oder Gitters, das die ursprünglich nur natürlichen Räume überlagert. Damit soll nicht gesagt werden, dass ein Wald, ein See oder jede andere natürliche Landschaft nicht auch den Stempel des Menschen und der Zivilisation tragen kann. Der Wald der romantischen Gemälde ist ein eindeutiges Beispiel dafür, wie auch der verschneite Gipfel, der von vielen Bergexpeditionen erträumt, erzählt und schließlich besiegt wurde. Es ist die Erinnerung, zusammen mit der Erzählbarkeit, die den natürlichen Raum in eine Landschaft verwandelt.

Die Stadtlandschaft verlangt sodann eine besondere Annäherungsweise. Die Elemente, die sich dort befinden, sind vielseitig und vielschichtig und stellen in gewissem Sinn eine *dialektische Feerie* der neueren Vergangenheit, der Gegenwart, der lediglich erträumten Zukunft dar. Die vollständige Bezwingung der Natur macht aus dieser Stadtlandschaft eine menschliche Landschaft schlechthin, sowohl innerlich als äußerlich, physisch, da sie hauptsächlich mental ist. Die Wissenschaft überlagert den Mythos, vermischt sich mit der Technik, die Erinnerung mit der Laienprophezeiung, die Vergangenheit kristallisiert sich urplötzlich in dem „Jetzt“ der Gegenwart.

Der Rundgang durch das Viertel kann aus landschaftlicher und urbaner Sicht so zusammengefasst werden.

Es entsteht als Nicht-Ort für seine Bewohner und für die Stadt, in offenem dialektischem Gegensatz. Es ist ein gleichzeitig aggressives und angegriffenes Abbild einer Gemeinschaft *unfreiwilliger Pächter*, die sich politisch, wirtschaftlich gegenüber stehen. Mehr als ein Nicht-Ort ist das Viertel ein modulares Ganzes von Nicht-Orten ohne gemeinsame Erinnerungen, ohne Identität der neuen gesellschaftlichen Gruppe, ohne einen Mythos oder eine Geschichte. Die Module des Nicht-Orts zeigen sich in ihrer gleichförmigen und sich wiederholenden Tendenz zur Ausgrenzung. Jedes Haus ist durch Feldwege, Zäune, Gärten abgetrennt, fast wie ein Zeuge der Erinnerung an den Bauernhof und Vorläufer der Einsamkeit in einem postmodernen Häuserblock [Abb. 39, 40]. Gesellschaftlich zeigt sich jene Zerstückelung der Wurzeln der Identität und der Klasse, die sich überwiegend in den unteren Schichten der italienischen Sprachgruppe stark niederschlagen wird. Selbst die persönlichen Beziehungen, die verwandtschaftlichen Bindungen, die Beziehungsnetze entstehen schon zerstückelt und abgetrennt durch eine Mystik des Staates, der Nation, einer absolutisierenden Ideologie, die jeden Teil des bürgerlichen Lebens durchdringen will.

Das Viertel identifiziert und errichtet dann seine Orte, um sie in der zweiten Verstädterung des Gebiets erneut zu verlieren. Das Viertel kann in gewisser Weise als eine Metapher des schwierigen Übergangs von der Moderne zur Post-Moderne angesehen werden. Es ist ein Abbild der Stadt.

*In den großen Ballungsgebieten erfolgt eine räumliche Spezialisierung: Es gibt Räume für Wohnungen, für die Arbeit, die Kultur, die Unterhaltung.*¹⁵

Die räumliche Spezialisierung erfolgt nicht nur in den großen Ballungsgebieten, sondern auch in kleineren Ansiedlungen. Dies trifft hauptsächlich dort zu, wo der regulierende Eingriff der öffentlichen

¹⁵ MELA A., *Sociologia delle città*, Roma 1996, S. 139.

Hand spürbar ist. Das ist der Fall von Bozen. Im Stadtviertel oder in den Untereinheiten können wir Spezialisierungserscheinungen feststellen, die Identitätsbereiche prägen.

Die Orte, die dabei am stärksten auffallen, liegen in der Nähe des Hauses. Insbesondere handelt es sich um Wohnbereiche oder sonst wie vom Menschen beeinflusste Bereiche: die Abzäunung, der Garten, die Gassen. Sie werden dargestellt und bilden unverzichtbare Elemente der geistigen Landkarte der Bewohner. Sie sind gleichzeitig Symbole der individuellen wie der kollektiven Identität, Metaphern der Moderne und der bäuerlichen Massen auf dem Weg vom Land in die Stadt.

Ab, man ging hinunter und blieb auf den Stufen stehen ... Es gab die zwei Stufen bis zum Erdgeschoss und dann die Treppe nach oben. Man ging hinunter und setzte sich auf die Stufen unten oder auf die Treppe oder man nahm einen Stuhl mit und tratschte, dort ...

... oder man goss den Garten am Abend, brachte das Gemüse mit, kam vorbei ... dann spielten die Kinder des Hauses in der Gasse mit dem Ball. Der Ball fiel dann in irgendeinen Garten und sie wurden ausgeschimpft.¹⁶

Das Heilige wurde durch die Kirche verkörpert, die bekanntlich erst ziemlich spät errichtet und fertig gestellt wurde. Vorher fanden die Gottesdienste und im Allgemeinen die Seelsorge in Behelfsräumen statt. In der Nachkriegszeit erhält das Viertel seinen Segen an ständig wechselnden Orten, von der so genannten Madonna Pellegrina, anlässlich der Prozession der Hl. Jungfrau Maria. Die Grenzen des persönlichen Bereichs waren gekennzeichnet durch das Gartenmüerchen, aber das Viertel stellte in gewissem Sinn selbst einen persönlichen Bereich dar, in diesem Fall einen gesellschaftlichen. Die Grenzen der Bozner *downtown* können in der Gegend der Reschenstraße, im heutigen Matteotti-Platz, dem Kiesbett der Eisack bis zur Höhe der heutigen Mailandstraße

¹⁶ Interview Frau G. M., 08.11.2001.

ße gesehen werden. Bis hierher ging die Kontrolle der Nachbarschaftsnetze, der Verwandtschaft; danach war die Stadt.

Die zwei großen Pole der Existenz und der Identität der Bewohner der Semirurali, seit dem Entstehen des Viertels bis sicherlich zu den achtziger Jahren, waren die Wohnung und die Fabrik. Manchmal überlagerten sich diese beiden Elemente und vermischten sich fast mit der Rolle des Bauherrn, die die großen Fabriken in den Arbeitervierteln ausübten (Lancia-Häuser zum Beispiel). Das Haus stellt in einem gewissen Sinn die bäuerliche gerade erst verstädterte Seele dar, mit allen gesellschaftlichen Merkmalen der ländlichen Tradition. In ihm wohnt der angestammte *Lar* dieser *unfreiwilligen Pächter*. In der Fabrik haben wir dagegen die entgegengesetzte Seite, die anziehende und beunruhigende der Moderne, der Technologie, der Stadt. Bei Lancia, in den Magnesiumwerken oder in anderen Fabriken der Gegend zu arbeiten war ein Glück und ein großer Schritt im langen gesellschaftlichen Aufstieg. Am Morgen bewegten sich lange Schlangen zur Arbeit, entweder zu Fuß oder die Glücklicheren auf dem Fahrrad. In den sechziger und siebziger Jahren erleichtern die Lambretta oder die Vespa den Arbeitern das Leben, zusammen mit den Zeitungen, die sorgfältig aufbewahrt und als Kälteschutz auf dem Motorrad oder dem Fahrrad verwendet wurden. Vielleicht beginnt in diesen Jahren die Bewusstwerdung der Arbeiterbevölkerung des Stadtviertels.

Die Hauptknotenpunkte sind sicherlich der Matteotti-Platz, der Don-Bosco-Platz, die Eisackbrücken und insbesondere die Rombrücke. Hier trifft man sich mit den Anderen, informiert sich, unterhält sich, erzählt, oder plaudert einfach. Kleinere Treffpunkte sind die breiteren Sträßchen, die Kreuzungen, aber sie gehören hauptsächlich den Kindern, selten Frauen und Männern.

Die Räume und die Beziehungsnetze

Leider fehlen auch für diese Aspekte ausreichende Daten zur Dokumentation von Merkmalen und Besonderheiten des Viertels, sowohl in den 40er Jahren

als auch in der späteren Zeit. Einige Informationen ohne jeden systematischen oder wissenschaftlichen Charakter können wiederum aus den Befragungen und den Erinnerungen entnommen werden.

Wir besitzen keine genauen Daten über die Art und Zusammensetzung der Haushalte, die sich in den 40er Jahren in den Semirurali ansiedelten. Die uns zur Verfügung stehenden Informationsquellen sind die Befragungen und eine statistische Fotografie der Bozner Viertel, die von der Gemeinde 1965 herausgegeben wurde. Die darin enthaltenen Daten beziehen sich auf die Jahre 1951 und 1961, wobei offensichtlich die Ergebnisse der allgemeinen Volkszählungen zur Hilfe genommen wurden. Insbesondere scheint 1951 das uns am nächsten liegende Jahr zur Einholung von Informationen über das Ausmaß der Bevölkerung in den Semirurali zu sein. In jenem Jahr wohnten im statistischen Gebiet der Semirurali 1.825 Familien, bestehend aus insgesamt 7.237 Personen. Wir haben also eine Durchschnittsfamilie von 3,9 Personen. Auf einen Raum kommen 1,9 Personen 1951 und 1,3 im Jahre 1961. Im Zehnjahreszeitraum zwischen 1951 und 1961 nehmen die Haushalte und die Anzahl der Personen zu und erreichen 3.086 bzw. 12.055. Die Steigerung ist beträchtlich und erklärt sich offensichtlich mit der Gründung neuer Familien durch die Nachkommen der ersten Einwohner der Semirurali. Eine gewisse Tendenz, im Viertel zu bleiben, zeigt sich deutlich bis in unsere Tage.

Auch Haushalte ohne Kinder sind vorhanden, die hauptsächlich aus älteren Leuten bestehen. Die Zusammensetzung der Familien wird sicherlich durch die beengten Wohnverhältnisse beeinflusst. Zweifellos hat die prekäre wirtschaftliche Lage dazu beigetragen, die Geburtenrate niedrig zu halten.

Zur Sicherstellung eines zuverlässigen Nachbarschaftssystems, das teilweise die fehlenden öffentlichen Einrichtungen ersetzen sollte, teilte das Regime die kleinen Häuschen so zu, dass die in der gleichen Abteilung beschäftigten Arbeiter zusammen wohnten. Diese Entscheidung, die damals nicht nur in Italien ziemlich verbreitet war, setzte

schließlich auch am Feierabend die typischen Bande des Fließbands fort. Auf diese Weise wurde die Arbeitermasse nach Produktionsphasen sowohl bei der Arbeit als auch im Privatleben organisiert. Jedoch zeigte das System „Fließband“ nicht die erhofften Ergebnisse. Die Nachbarschaftsnetze entwickelten sich nach anderen Kriterien und insbesondere aufgrund der Zugehörigkeit zu Regionalgruppen.

... denn hier erkannte man die Gruppen ziemlich gut, es gab die Gruppe der Leute aus Rovigo, die Gruppe derer aus Treviso ... die Gruppe der Turiner ... die Gruppe der Trentiner ... vielleicht die ... größte Gruppe waren die Veneter; wahrscheinlich deshalb, weil wir einen ... Dialekt oder italienisch, sagen wir so, in gewissem Maße ... irgendwie sprachen ... manche waren Trentiner; aber die meisten waren Veneter! [...] Aber dann gab es auch Gruppen, kleinere, sodass es wirklich eine Mischung war ... nicht nur aus ... Gruppen, ich will nicht sagen Volksgruppen, aber doch Gruppen ... Es gab die Gruppe der Südtaliener, sie fanden sich oft zuhause zusammen, sie machten ganz tolle Dinge mit ... ihrer Gruppe.¹⁷

Die Freundschaften, die Solidarität, die Zusammenarbeit zwischen Familien und Einzelpersonen kommen hauptsächlich innerhalb der Regionalgruppen zustande, die an einem bestimmten Dialekt erkennbar sind. Im besten Fall dehnen sich die Regionalgrenzen aus und umfassen auch ähnliche bzw. räumlich nahe Dialekte. Die Abgrenzung zwischen Nord- und Südtalienern ist noch ziemlich deutlich. Noch in den vierziger Jahren war es Italien nicht gelungen, das historische Regionaldenken, das jahrhundertalte Misstrauen, die unsichtbaren Grenzen zu überwinden, die seine Bürger trennen.

Streitereien fehlen nicht, im Gegenteil, sie gehören zur Tagesordnung, wenn auch aus banalen Gründen, und der Klatsch ist besonders verbreitet.

Das Vereinswesen kommt deutlich erst in der Nachkriegszeit auf.

¹⁷ Interview Herrn B., 06.12.2001.

Es tritt sodann der Charakter der Andersartigkeit des Viertels zum Zeitpunkt seiner Gründung zutage, das Arbeiter- und Bauernviertel. Aber in seinem Innern bleiben Unterschiede bestehen, weshalb wir fast von Viertel-Unter-Einheit sprechen dürfen. Es handelt sich um dialektale aber auch um gesellschaftliche Unterschiede.

In den Nachkriegsjahren entstehen die ersten mehr oder weniger spontan gegründeten Vereine. Wir sind mitten in den Krisenjahren, in denen der politische Machtkampf in Italien am fühlbarsten, manchmal sogar gewalttätig ist. Um die Pfarrei bilden sich die ersten Gruppen. Darunter kann man Alba Don Bosco nennen, woraus dann Virtus Don Bosco wird, ein Fußballverein, der Chor, die Theatergruppe und die Pfadfinder. Es fehlen auch nicht eher links orientierte Einrichtungen. Insbesondere ist an die nicht nebensächliche Rolle der Festa dell'Unità zu erinnern, die jährlich im früheren Konzentrationslager der Reschenstraße abgehalten wurde.

*... als ich klein war; wurden sie immer im Hof des Konzentrationslagers abgehalten. Ich erinnere mich, dass sie dann ... sie stellten ein Podium auf, montierten Lautsprecher, die auf eine besondere Weise krächzten, und spielten diese Musik ... diese besondere Musik, die damals ... ein bisschen die italienische Gruppe auch in politische Parteien unterteilte ... einer war links, der andere eher in der Mitte ... und ich kann mich auch noch an Jahre, sehr viele Jahre erinnern, wo auf den Häusern, die ... unbewohnt waren, wegen ... aufgrund, sagen wir so, der politischen Wahlen, das Gesicht von Garibaldi aufgemalt wurde, mit Hilfe einer ... Metallschablone ... auf der mit dem Pinsel ... und sie wurde ... danach nahm man die Schablone ab und es blieb das Ding aufgemalt ... aber es war nicht aus Papier, das wegging ... das sich innerhalb von ein paar Monaten, mit der Sonne, dem Regen, ablöste. Das blieb auf der Mauer gemalt, ich kann mich erinnern, dass ich es gesehen habe ... diese Bilder habe ich jahrelang gesehen, immer auf den gleichen Häusern, auch als die Symbole schon nicht mehr die gleiche Bedeutung hatten, waren sie immer noch dort ...*¹⁸

18 Interview Herrn B., 06.12.2001.

Das Konzentrationslager wird in der Nachkriegszeit der einzige verfügbare Ort für Feiern, Theaterproben, politische Propaganda, spielerische Aktivitäten für Kinder und Erwachsene. „Ins Konzentrationslager gehen“ ist fast gleichbedeutend mit Unterhaltung, Freizeit. Die Gemeinschaft der Semirurali nimmt einen Ort des Schmerzes und der Unterdrückung wieder in Besitz und macht daraus eine Herausforderung für die Zukunft, einen Ort der Sozialisation und der kulturellen Planung. Vielleicht hat auch dies zumindest teilweise dazu beigetragen, die Erinnerung des Volkes zu klären und das Symbol der Naziunterdrückung mit der Metapher eines Landes zu verbinden, das – hungrig nach Demokratie und politischer Beteiligung – neu entsteht.

*Es gab verschiedene Jahre Karneval, das machte man, wie es kam ... wie man konnte, Theater, Musik ... bei uns dort ... war es ... im Konzentrationslager; sodass [...] sofort nach dem Krieg war eben im Konzentrationslager ein Pfarrer, Don Daniele, ich denke, dass er noch lebt und in Rom ist. Er hatte eine Theatergruppe im Konzentrationslager gegründet. Nachdem dann alles zu Ende war; ist er weggegangen und er kam mit theaterbegeisterten Freunden zusammen und so ist vielleicht die älteste Theatertruppe in Bozen entstanden. Und dort gab es drei Arten von Theater: das venetische Mundarttheater; das Trentiner und das italienische. Und ... dann gab es auch die Gruppe der Alten, die Gruppe der Jungen, deshalb war es ... Don Italo [...]*¹⁹

Nach den ersten Erfahrungen der Nachkriegszeit kommt es 1957 zur Gründung eines regelrechten Kulturvereins, der auch finanziell von öffentlichen Institutionen unterstützt wurde. Es handelt sich um den Kulturverein Don Bosco, der sich zahlreichen Tätigkeiten widmete, darunter insbesondere dem Amateurtheater.

Wir sprechen vom ... sagen wir, die Gruppe wurde noch im Konzentrationslager gegründet [...], ich habe angefangen, ich weiß nicht ... [...] so um '52-'54-'55... und das ging lang, sagen wir, bis ... 1965, zehn Jahre, eben

¹⁹ Interview Frau G.M., 08.11.2001.

*mit ... ich meine kulturell ... für alles Andere waren andere Personen da ... dann gab es auch mal Stillstände, danach den Kulturverein Don Bosco, und dann ... die berühmte Theatergruppe des Konzentrationslagers [...]*²⁰

Waren es bis zum Krieg die Regionalgruppen, die das Viertel organisierten und in vieler Hinsicht unterteilten, so vermitteln, trotz der Versuche des Regimes, die Nachbarschaft zu organisieren, die Ideologie, die Politik und die religiöse Überzeugung der Gemeinschaft der Semirurali ab den ersten Nachkriegsjahren eine beständige Identitätsbasis. Die religiösen Symbole, wie die Kirche, die Prozession der Hl. Jungfrau Maria, in einem Wort die Gläubigkeit der Bewohner, stehen dem Gesicht von Garibaldi gegenüber, das unauslöschlich auf der Wand eines Häuschens aufgemalt ist. Die demokratische Beteiligung am öffentlichen Leben entflammt die Gemüter und begleitet das Bedürfnis des moralischen und gesellschaftlichen Wiederaufbaus mit der Begeisterung einer regelrechten Neugründung des zivilen Lebens nach der Barbarei des Krieges. Zu den Identitätspolen, durch die sich die Geschichte des Viertels hinzieht, kommt noch der politische Pol hinzu. Es sind die Jahre der großen Volksbeteiligung und des Traums vom Wiederaufbau. Und vielleicht beginnt das Viertel hier, wirklich Teil der Stadt und des Gebiets zu werden und vielleicht beginnt auch gleichzeitig eben hier dieser unaufhaltbare Prozess, der in seinem Abriss und der darauffolgenden Neuverstädterung des Gebiets enden wird.

²⁰ Interview Frau G.M., 08.11.2001.

LITERATUR

FORRER F., FRANCHINI S., ROSSIN I., Le semirurali: un'occasione per Bolzano. Gli abitanti, il patrimonio edilizio, la partecipazione della utenza. Un'indagine, Bolzano 1982.

DAL PIAI G., Sognavo il tram. Storia vera di un periodo travagliato delle Semirurali di Bolzano, che i più hanno dimenticato, Calliano 1991.

MARCELLI E., Semirurali, per non dimenticare ... um zu verstehen, Bolzano 1995.

MELA A., Sociologia delle città, Roma 1996.

DELL'EVA C., Ristrutturazione di un quartiere urbano e modificazioni socio-culturali. Le Semirurali della città di Bolzano, Doktorarbeit, Università di Trento, 1997-1998.

Anmerkungen zur Stadtplanungsgeschichte der „Semirurali“

Das Viertel der Semirurali in Bozen ist eines der aussagekräftigsten Sinnbilder der Italianisierung, die zu Beginn der zwanziger Jahre in Südtirol stattfindet. Es handelt sich um ein Vorhaben mit 2.300 Sozialwohnungen, das allein die Zuwanderung von zirka 10.000 Personen nach Bozen ermöglicht. Die Bauarbeiten beginnen 1935 und werden 1942 beendet [Abb. 41], als die Wirtschaftskrise des Weltkriegs die Errichtung der letzten Baulose verhindert.

Die Semirurali entstehen in der schwierigsten Zeit der Stadtgeschichte von Bozen, als die Annexion an Italien unversehens das deutsch-tirolische Gleichgewicht erschüttert, das sich in vielen Jahrhunderten herausgebildet hatte. Der Trientiner Senator Ettore Tolomei wünscht sich als Erster eine grundlegende Veränderung der Südtiroler Hauptstadt und findet schließlich die materielle Definition in dem vom Duce gesteckten Ziel der „hunderttausend Einwohner“. Nur so kann nämlich das Verhältnis zwischen den Sprachgruppen zugunsten des italienischen Teils der Bevölkerung umgekehrt werden: Im Jahre 1910 wohnten in Bozen in der Tat 1.300 Italiener gegenüber 29.000 Deutschen.

Um die Bevölkerung der Stadt zu verdreifachen, braucht es neues Baugelände. Aber die Katasterfläche der Stadt Bozen (70 Hektar) ist bereits vollständig bebaut, und die Fläche der Ortschaft Zwölfmalgreien, die 1910 eingemeindet wurde, wird zur Gänze von wertvollen landwirtschaftlichen Anbaugeländen eingenommen. Für die Verfügbarmachung neuer Grundstücke muss also auch die nahe Ortschaft Gries eingemeindet werden, was am 14. Dezember 1925 erfolgt.

Es vergehen nur wenige Monate nach dieser Zusammenlegung und schon legt König Viktor Emanuel III. den ersten Stein für das Denkmal, das den Sieg von 1918 verherrlicht [Abb. 42], genau gegenüber dem alten Stadtzentrum, und deutlich die Ziele des faschistischen Italiens bekräftigt: *Hic patriae fines siste signa, hinc ceteros excoluimus lingua legibus artibus*. Zusammen mit dem Denkmal beginnen die ersten Bauvorhaben: die ersten Häuser für die neuen italienischen Zuwanderer in der Venediger Straße (1928) [Abb. 43, 44] und die Drususbrücke (1929) [Abb. 45].

Das Ausbauprojekt der Stadt verlangt von der Stadtverwaltung die Ausarbeitung eines Bebauungsplans [Abb. 46]. Aus dem Text der Ausschreibung (1929) geht deutlich der Widerspruch zwischen dem kulturellen Ansatz der Stadtplaner, die eine organische Entwicklung der Stadt vor Augen haben, und dem Willen der Politiker hervor, die so schnell wie möglich in den Besitz der Bauflächen für die ersehnten neuen Siedlungen kommen möchten. 1934 überwindet die Stadtverwaltung, nachdem sie die Geduld verloren hat, die inneren Gegensätze und erteilt dem Architekten Marcello Piacentini den Auftrag zur Errichtung des Siegesdenkmals [Abb. 47] als Symbol für das Italienerntum und zum Bau von Industrie- und Wohngebieten, um das Anwachsen auf die programmierten hunderttausend Einwohner zu ermöglichen.

Die erste Aufgabe ist es, das Siegesdenkmal zur Wirkung zu bringen, indem ein großräumiges umliegendes Areal mit Gebäuden einer gewissen Großartigkeit geschaffen wird, die auf würdige Weise die neue italienische Präsenz unterstützen sollen. Die großen italienischen Versicherungs- und Vorsorgekonzerne werden zu Investitionen in diese Zone angeregt, die als Gebiet öffentlichen Nutzens erklärt und auf Grundlage eines detaillierten Ausführungsplans enteignet wird. Zwischen 1933 und 1942 entstehen die Gebäude von INPS und INA um das Denkmal herum, der Gebäudekomplex des Heereskorps und die Bauten der Freiheitsallee [Abb. 48].

Die Bedeutung dieser Vorhaben wird in der Veröffentlichung „Bolzano anno XIV“ von 1936 ausgezeichnet geschildert.

„Aber es brauchte etwas Großes und Imposantes, das Bozen die Merkmale der mussolinischen Stadt aufprägte: Aus diesem Bestreben entsteht im heiligen Nimbus des Siegesdenkmals das neue Zentrum. Die Wahl des Ortes wurde aus einem ganz bestimmten Grund getroffen: das Denkmal, das sich in einem „toten Bereich“ befand, hinter Weinbergen und Obstgärten, lag zu weit entfernt vom Leben der Stadt, auf das es mit seiner Marmorpracht, mit dem Symbol seiner Basreliefs und seiner Statuen einen ständigen idealisierenden Einfluss hätte ausüben sollen. Das Forum des Siegesdenkmals ist ein organisches Ganzes von monumentalen Bauten, das ein System aus Plätzen verschiedener Bedeutung und Bestimmung und den sie verbindenden Verkehrsadern umfasst. Der erste Platz um das Standbild, offen zum Alpendurchgang, ist für repräsentative Funktionen bestimmt, geht nach hinten weiter und umschließt und umrahmt es. Der zweite, in Ergänzung zum ersten, ist der Platz des 4. November: Überragt von dem großen Gebäude des Heereskorps, sind seine Ausmaße diesem angeglichen. Ein dritter ist der Platz des 9. Mai, eine weite Ausbuchtung der gleichnamigen Allee. Dort werden große öffentliche Gebäude mit majestätischem Aufbau entstehen, und tatsächlich wurden dafür landesweite Wettbewerbe ausgeschrieben. Vom Platz des 9. Mai geht nach Süden die Viale Giulio Cesare ab [Abb. 49], die wegen ihrer Ausrichtung und der sie begrenzenden Grünanlagen eine prächtige, mehr als 500 m lange Promenade bilden wird. Die Allee, die zu der Straßenkategorie gehört, die von den Stadtplanern „Innenparks“ genannt werden, erreicht eine Breite von 30 Metern, von denen allein 12 ausschließlich den Fußgängern vorbehalten sind, der restliche Raum wird aus einem System von Beeten und Rasenstreifen bestehen, die von Buchs- und Lorbeerbäumen eingegrenzt werden. Im äußersten Süden der Allee wird als Abschluss die ersehnte Kirche für den Stadtteil Quirein entstehen. Im bezaubernden Rahmen der Naturschönheiten verschmelzen so das römische und das mittelalterliche Bozen mit der neuen Stadt: Eine Wirklichkeit, die unsere Sensibilität und unseren Stolz als Südtiroler und Faschisten berührt, eine urbanistisch perfekte, faschistisch ideale Lösung“.

Die zweite Aufgabe ist es, neue Arbeitsplätze zu schaffen, und um nicht die langen Fristen der Genehmigung des Bebauungsplans abwarten zu müssen [Abb. 50], wird 1934 ein Gesetzesdekret für den Ankauf

von zirka 300 Hektar erlassen, die für ein geplantes Industriegebiet erforderlich sind. Wie es schon für die Industriegebiete von Venedig, Livorno und Neapel geplant war, beruft der Duce die wichtigsten Exponenten der italienischen Industrie nach Rom, um sie zum Bau neuer großer Anlagen in Bozen aufzufordern. Die Industriellen nehmen den Vorschlag der Regierung an, verlangen aber zum Ausgleich für die unwirtschaftlichen Industrieniederlassungen in Bozen (die Rohstoffe kommen von außerhalb der Region, und die dort erzeugten Produkte dürfen nur auf dem italienischen Markt vertrieben werden) günstige Bedingungen für den Ankauf der Flächen, die Infrastrukturen, die Energie und die Eisenbahntransporte. Die Gemeinde arbeitet den Parzellierungsplan aus, der sich an die Hauptachse der Voltastraße anlehnt, und schon 1935 werden die ersten Baulose (Lancia, Stahlwerke, Montecatini, Masonite, Magnesio) zugewiesen.

Die dritte Aufgabe besteht darin, Wohnungen für die für das neue Industriegebiet erforderlichen Arbeitskräfte zu bauen. 1934 wird das Institut für sozialen Wohnungsbau mit dem Zweck gegründet, ein erstes Los von 500 Unterkünften fertigzustellen. Es werden Grundstücke gegenüber den Fabriksbetrieben am rechten Ufer der Eisack erworben, die in den Katasterkarten als Sumpfflächen ausgewiesen sind und deshalb billig aufgekauft werden können. Das erste Gesamtprojekt wird 1935 erstellt, und es werden lediglich 5 Blocks mit je ca. 60 Unterkünften auf der Turinstraße errichtet [Abb. 51], die im Dezember 1936 eingeweiht werden [Abb. 52], gleichzeitig mit den ersten im Industriegebiet erstellten Fabriken. 1937 liegt der erste Gesamtentwurf des Vorhabens vor, ausgearbeitet von Diplomingenieur Giulio Garbini, den man von Venedig berufen hatte, um das Amt des technischen Leiters des Instituts zu bekleiden.

Nachdem die ersten beiden Bauprogramme (800 Wohnungen) ohne ein sinnvolles Leitkriterium im Jahre 1937 abgeschlossen werden, ist das junge Institut zu einer Bilanz seiner Tätigkeit und zur Überdenkung des zukünftigen Ansatzes seiner Vorhaben gezwungen. Besorgt über die negativen Auswirkungen der Verstärkung gibt das Regime

neue Richtlinien über die für das Wachstum der faschistischen Gesellschaft am besten geeigneten Bautypologien heraus. Mittlerweile herrscht eine antistädtische Ideologie beim Städtebau vor, vor allem in den neuen Vierteln, die für die Sozialwohnungen bestimmt sind, „*damit das Leben möglich ist, ohne dass man sich ständig der Einrichtungen der nahen Stadt bedienen muss, von der sich die Arbeitermassen und ihre Familien eben loslösen wollen*“.

Auf Grund der Erfahrungen, die man im Zuge der Zuteilungen der Wohnungen der ersten Bauphase gewonnen hatte und wegen der ständigen Klagen über zu hohe Mieten für Wohnungen in den bisher erstellten Einheiten wird nunmehr größtenteils den Ansprüchen der hauptsächlich aus unterentwickelten Landgebieten zugewanderten Familien Genüge getan. Diese Überlegungen führen die Leitung des Instituts dazu, ein Wohnmodell anzubieten, das der ländlichen Kultur vertrauter ist. Um die Höhe der Miete auszugleichen, werden den Familien kleine Gärten für den Obst- und Gemüseanbau zur Verfügung gestellt.

So entsteht das Wohnmodell des „semiruralen“ Hauses im deutlichen Gegensatz zu den Vorgaben des Bebauungsplans, der nur Sozialwohnungen mit hoher Belegungsdichte vorgesehen hatte. Garbini setzt sich über die Einschränkungen des Plans hinweg, legt für das neue Vorhaben eine Fläche von 70 Hektar fest, lässt die äußere Umgehungsstraße fallen, die nach der Drususallee hin abschließt, verlängert die Mailandstraße bis zur vorgesehenen Reschenstraße, fügt die Alleen Baristraße und Piacenzastraße hinzu, die parallel zum Eisack verlaufen, und plant ca. dreißig Blöcke, innerhalb derer er die kleinen Losen der Semirurali vorsieht. Die endgültige planimetrische Lösung ist die Gegenüberstellung zwei unterschiedlicher Stadtviertel: zum einen das schon zum großen Teil fertiggestellte um den Matteotti-Platz, und zum anderen das neue der Semirurali, dessen Zentrum der Don-Bosco-Platz (damals Piazza Pontinia) darstellt [Abb. 53].

In der Bauweise lehnen sich die Semirurali vage an das Modell der englischen Gartenstadt an, aber im Unterschied zu ihrem Vorbild entbehren sie völlig jeder öffentlichen Einrichtung. Die planerische Ver-

antwortung des Parzellierungsplans, die direkt dem Institut übertragen wurde, hat ausschließlich den Wohnaspekt berücksichtigt und dagegen die Aufgabe vernachlässigt, das Viertel zumindest mit den notwendigen Einrichtungen zu versehen. Das architektonische Bild der Semirurali vermischt einige originale Merkmale mit anderen, die typisch für die italienischen ländlichen Wohnungen sind, wodurch eine gefällige Form zustande kommt, *„reizende Häuser wie Einfamilienhäuser, die aufgrund ihrer Außentreppe an das kleine Haus von Predappio erinnern, in welchem der Duce geboren wurde“*.

Garbini arbeitet 3 Wohnungsformen mit 2 Zimmern und 3 mit 3 Zimmern aus, mit vom Wohnzimmer aus zugänglicher Kochnische, ohne Bad aber mit Toilette [Abb. 54], und verwendet mehr Sorgfalt auf die Straßenplanung, wo er Alleen, Verbindungsstraßen, Querstraßen und Fußwege vorsieht. Das 1. Los der Semirurali wird auf den vorerst verfügbaren Grundstücken erstellt. Es umfasst 340 Wohnungen und wird am 8. Oktober 1939 eingeweiht. Im gleichen Jahr teilt das Institut weitere 400 Wohnungen zu und erreicht damit den zweiten Platz in Italien, hinter dem Mailänder Institut [Abb. 55]. Nach weiteren 350 Wohnungen, die 1940 erbaut werden, gelingt es aufgrund der inzwischen im Zuge des Zweiten Weltkriegs aufgetretenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht mehr, das geplante 6. Los zu vergeben.

Nach dem Fall des Faschismus werden die Bauprogramme des Regimes erheblich eingeschränkt, und dank der im Zuge der Parzellierung von Garbini geschaffenen Bauflächen sind für die Vorhaben keine weiteren Grundstücke mehr erforderlich. Innerhalb dieser Parzellierung werden in der Tat mit dem Gesetz „INA casa“ die Wohnungen der Parmastraße (Arch. Pelizzari) und der Sassaristraße (Arch. Ronca) geschaffen.

1957 liegt das Viertel der Semirurali noch abgeschieden auf dem Land. In tausendfünfhundert Wohnungen leben ca. 5.000 Personen [Abb. 56]. Gegen die Planung eines neuen großflächigen Viertels mit Sozialwohnungen westlich der Reschenstraße, die eine neue italienische Zuwan-

derung begünstigt hätte, wendet sich der Südtiroler Protest von Schloss Sigmundskron. Man beschuldigt den italienischen Staat, weiterhin die Mittel der faschistischen Regierung einzusetzen, und verlangt energisch, auf weitere Enteignungen von landwirtschaftlichen Anbauflächen für einen rein italienischen Sozialwohnungsbau zu verzichten. So entsteht die Idee, die Semirurali abzureißen, um auf der großen Baufläche, die bereits öffentliches Eigentum ist, eine erheblich höhere Anzahl von Sozialwohnungen zu errichten.

Der schwierige politische Kompromiss, der in der Ausarbeitung des Bebauungsplans der Stadt Bozen durch den Arch. Luigi Piccinato aus Rom im Jahre 1964 gipfelt, legt fest, dass alle Semirurali-Häuser durch neue Bauten mit hoher Belegungsdichte ersetzt und eine zweite „Erweiterungszone“ auf dem Gelände zwischen Reschenstraße und Drususallee errichtet werden soll, wo die ersten Hochbauten vorgesehen sind. Nach dem Inkrafttreten des Zweiten Autonomiestatuts und der Wohnbaureform von 1972 wird sofort die „Zweite Erweiterungszone“ der Europaallee in Angriff genommen. Durch die sofortige Verfügbarkeit des Baulands wird die Errichtung neuer Häuser ermöglicht [Abb. 57, 58], ohne dass Zwangsräumungen der Mieter durchgeführt werden müssen, wie es im Fall des Abrisses der Semirurali erforderlich sein wird.

Die zweite Erweiterungszone der Europaallee (16 Hektar, 1.400 Wohnungen, 5.000 Einwohner, 55% privater Wohnungsbau, 45% öffentlicher Wohnungsbau) wird gegen Ende der siebziger Jahre geschaffen und sieht ca. 80% der Fläche für den Wohnungsbau und ca. 20% für ein Büroviertel vor. Der Durchführungsplan wird von Arch. Gigi Dalla Bona im Auftrag der Besitzer der Grundstücke, wie vom Gesetz vorgesehen, Zukunftskriterien folgend ausgearbeitet, die eine absolute Neuheit für Bozen darstellen: sehr breite Stadtautobahnen und Hochbauten mit bis zu fünfzehn Stockwerken, wobei allgemein verwendete Lösungswege beschränkt werden, nach der Anpassung der Enteignungspreise und dem Beginn einer breiteren Stadtplanung. Im Verkehrskonzept sind die Fußgängerwege von den Fahrbahnen, die sich in Straßen für Zufahrten zu den einzelnen Gebäuden verzweigen

und in die Tiefgaragen führen, getrennt. Die Fußgänger können mit einem System von Überführungen das Einkaufszentrum erreichen, ohne dass sie mit dem Fahrzeugverkehr in Berührung kommen. Zum ersten Mal wird eine einheitliche Planung zwischen privatem und öffentlichem Wohnungsbau vorgenommen, wobei ein bestimmter Anteil der Gebäude für den Dienstleistungsbereich vorgesehen wird. Es handelt sich um ein absolut neuheitliches Schema, das noch heute nur in Südtirol Anwendung findet und der besonderen sozialen Sensibilität des Verfassers des Gesetzes, Alfons Benedikter, zu verdanken ist.

Auf einer für das Wohnbauinstitut bestimmten Fläche wird eine Anlage mit 150 Wohnungen errichtet. Die erste mit diesen Ausmaßen in Bozen, wobei sowohl in der Bauweise als in der Bautechnik innovative Lösungen angewendet werden. Mit einer Verteilung der Räume auf zwei Stockwerken und einer teilweisen Fertigbauweise wird versucht, eine Experimentierphase zu eröffnen, die sich auch auf Bau- und Wartungskosten auswirken soll.

Dank der Einplanung einer Gruppe von Büro- und Geschäftsgebäuden auf dem Gebiet um das „Plaza“, mit den überhöhten Fußgängerstegen, die die beiden Seiten der großen Mittelfahrbahn miteinander verbinden, besteht das Viertel nicht nur aus Wohnungen und hat ein sehr ausgeprägtes Zentrum.

Die „früheren Semirurali“ (23 Hektar – 2.000 Wohnungen – 7.000 Einwohner – 100% öffentlicher Wohnungsbau) werden von neuem und diesmal endgültig vom Stadtentwicklungsplan 1976 geregelt [Abb. 59, 60], der das gesamte Gebiet einem Durchführungsplan unterstellt, jedoch mit einer geringeren Wohndichte als 1964 geplant war. Das Projekt wird in nur sechs Monaten von Carlo Aymonino, Siegfried Unterberger, Roland Veneri und Oswald Zoeggeler ausgearbeitet und im Juli 1976 übergeben. Die Planer schlagen sechs riesige Höfe vor (Seitenlänge von 100 m), mit siebengeschossigen Wohngebäuden, in denen 85% des Gesamtvolumens verbaut werden sollen, und ein Zentrum mit Gebäuden mit bis zu 9 Stockwerken. Die restlichen 15% sind für Dienstleistungsunternehmen geplant. Die Straßen des alten Ver-

kehrnetzes werden gestrichen und der Verkehr und die Parkplätze werden unter die Erde verbannt.

1978 plant Aymonino das 1. Los auf der nördlichen Seite der Cagliaristraße, und sofort beginnen heftige Kritiken, den Ansatz des soeben angenommenen Durchführungsplans zu schwächen. Ziel der Kritiken sind die Gliederung der Gebäude, die Ausmaße der Höfe, die Aufreihung der Wohnungen an langen Hausfluren und die maßlose Anhäufung von Tiefgaragen. Gedrängt durch die Befürchtungen, mit Gebäuden dieser Ausmaße keine ausreichende Wohnqualität garantieren zu können, und bestärkt durch die Unzufriedenheit der Mieter der kurz zuvor in der Europaallee fertiggestellten 150 Wohnungen, die sich über die starke Konzentration und die Geringschätzung für die zweigeschossige Bauweise beklagen, beginnt das Institut, den Plan mit den großen Höfen von Aymonino fallen zu lassen und die Kriterien für die Errichtung der nachfolgenden Baulose neu zu überdenken.

Die Engländer Darbourne & Darke, Sieger des für das 2. Baulos südlich der Cagliaristraße ausgeschriebenen Wettbewerbs, planen Wohneinheiten mit nur 8 Wohnungen, die sich um kleine Innenhöfe gruppieren (Seitenlänge 6 Meter). Die übermäßige planerische Gliederung des einheitlich konzipierten Komplexes scheint ein vorgefertigtes Bild der spontanen Vereinigung kleiner Gruppen geben zu wollen, die in sich selbst geschlossen und geschützt sind. Aymonino und die Engländer, „Alcatraz“ und „Inglese“, wie die Einwohner des Viertels die beiden Wohnanlagen nennen, bringen also zwei gegensätzliche Annäherungsweisen an die Planung des Sozialwohnbaus zum Ausdruck und wiederholen nach fünfzig Jahren, was sich schon mit dem aufgegebenen Projekt der Hochbauten der Turinstraße ereignet hatte, um Platz zu schaffen für das neue „semirurale“ Wohnmodell.

Nachdem das Institut also die Änderung der Stadtplanung erreicht und einen größeren Konsens erzielt hat, überträgt es den Engländern auch die Überarbeitung des 3. Bauloses, des Zentrums des Viertels, in strategischer Lage gegenüber der Kirche und den Schulen: der wich-

tigste Teil des Projekts, der auch auf repräsentative Weise die früheren Semirurali kennzeichnen soll. Die Engländer sehen die Trassierung einer Straße und eines Platzes innerhalb des Viertels vor und schließen die Front zum Don-Bosco-Platz mit einer langen Barriere. Diese Lösung wird heftig von Arch. Marcello Vittorini bekämpft, der in der Zwischenzeit an der Überarbeitung des allgemeinen Stadtentwicklungsplans arbeitet. Das Los wird unter Arch. Zeno Abram, der das religiöse Zentrum und eine Gruppe von Wohnungen plant, Darbourne & Darke (an deren Stelle dann Arch. Erwin Plattner tritt), die den langen Abschluss planen (die „Mauer“ für die Einwohner des Viertels, so genannt, weil es nicht gelingt, die Erwartungen an einen neuen Platz in die Tat umzusetzen), und eine Gruppe von Gebäuden für den Dienstleistungsbereich, die nicht errichtet werden können, weil sie nach Ansicht des Instituts überdimensioniert sind, obwohl sie die Einzweckfunktion als Wohnviertel (des nur öffentlichen Wohnungsbaus) hätten unterbrechen können, aufgeteilt. Die ausschließliche Entscheidungsgewalt des Instituts beschneidet so die Möglichkeiten der Zentrumswirkung, eine positive Besonderheit des Projekts von Aymonino, der die Notwendigkeit einer Nahtstelle mit dem alten Don-Bosco-Platz, dem geschichtlichen und kulturellen Bezugspunkt des Viertels, erkannt hatte.

Wiederum ein neuer Wettbewerb liegt der Planung des 4. Bauloses zwischen Alessandriastraße und Parmastraße zugrunde, nachdem die Engländer aufgegeben hatten. Arch. Peter Paul Amplatz gewinnt den ersten Preis und überarbeitet, außer der zentralen Gruppe von Wohnungen, den Durchführungsplan; er unterteilt, auch auf Wunsch der Architekten vor Ort, das Gebiet in kleinere Lose. Gegenüber den vorhergegangenen Projekten wird hier, nach der Fertigstellung, nicht die Einheitlichkeit des Ansatzes ersichtlich, es sei denn durch die Sperrung der Innenhöfe für Kraftfahrzeuge. Bezeichnend ist das Projekt der Architekten Facchini und Clauser, die vielleicht unter allen bis jetzt untersuchten Projekten die am ehesten zufriedenstellende Gruppengröße der Wohnungen (Seitenlänge der Höfe 30 m) gefunden haben [Abb.

61]. Die Bögen im Erdgeschoss, die Breite der Baukörper, die Mittelkerker erinnern ein bisschen zu sehr an das mittelalterliche Vorbild der Laubengänge in Bozen und bieten sehr umfangreiche Formenmuster, als Versuch, Andersartigkeit und Individualität im öffentlichen Wohnungsbau zum Ausdruck zu bringen.

Man kann sagen, dass es nach der Operation „frühere Semirurali“ zwar eine heftige Debatte über die Zahl der Wohnungen, der Wohneinheiten und der Ausmaße der Innenhöfe gibt, aber keine angemessene städtische Planung stattfindet, vor allem hinsichtlich der Beziehungen zwischen der alten Bausubstanz des Viertels und den neuen Anlagen; diese Planung steht bis heute aus.

LITERATUR

AZZOLINI C., Semirurali/1. Parte, in: *Turris Babel*, 1 (1985), S. 7–34.

AZZOLINI C., Contrasti nell'architettura sudtirolese/altoatesina, in: *Turris Babel*, 26 (1991), S. 39–65.

Bolzano Anno XIV , S.I.T.E., Bolzano 1936.

Bolzano/Bozen 1945–1985. Stadt im Wandel. Una città che cresce, hg. vom Urbanistikassessorat, Bozen, 1985.

Bolzano 1948–1952. Una città risorge, hg. von Gemeinde Bozen, Bozen 1952.

BORTOLOTTI F., PLAICKNER G., ANESI F., Semirurali/2. Parte, in: *Turris Babel*, 2 (1985), S. 3–33.

Bozen Stadt im Umbruch Beiträge über Bozen seit 1900, (Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstituts, VIII), Bozen 1973.

La casa per l'Alto Adige, 1936.

Comune di Bolzano – Diciotto mesi di amministrazione, Bolzano 1930.

CUCCHETTI G., Il nostro Monumento, in: *Rivista della Venezia Tridentina*, 7 (1928), S. 20–38.

EMMER E., Le grandi opere del regime: Bolzano e la nuova zona industriale, in: *Le vie d'Italia*, 2 (1937), S. 82–87.

FORRER F., FRANCHINI S., ROSSIN I., Le semirurali: un'occasione per Bolzano. Gli abitanti, il patrimonio edilizio, la partecipazione della utenza. Un'indagine, Bolzano 1982.

GIARRATANA A., Il contributo all'autarchia, in: *Atesia Augusta*, 3 (1939), S. 23–67.

MARCONI P., Concorsi per il piano regolatore di Bolzano e Arezzo, in: *Architettura e arti decorative*, 9 (1930), S. 540–565.

Opere pubbliche nella Venezia Tridentina, in: *Atesia Augusta*, 3 (1939), S. 12–14.

PELLIZZARI G., La nuova Bolzano, in: *Rivista della Venezia Tridentina*, 3–4 (1934), S. 19–21.

Il rione Dux nelle case semirurali, in: *Atesia Augusta*, 5 (1940), S. 49–51.

Semirurali/3. Parte, in: *Turris Babel*, 15 (1988), S. 3–66.

TOLOMEI E., I provvedimenti per l'Alto Adige, in: *Archivio per l'Alto Adige*, 23 (1928), S. 5–50.

ZOEGGELER O., IPPOLITO L., *L'architettura per una Bolzano italiana*, Lana 1992.

Die Industriezone am Grutzen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs

Im Unterschied zu Trient und Rovereto sowie dem Inntal und anderen Tälern Nordtirols und des Vorarlbergs war die Gegend um Bozen, Meran und Brixen im 19. Jh. von der industriellen Entwicklung weitgehend unberührt geblieben. Der durchaus bemerkenswerte Wohlstand der führenden städtischen Schichten basierte auf spezialisierter Landwirtschaft, dem Handel sowie dem beginnenden Fremdenverkehr. Von den rund 19.000 Einwohnern der Stadt Bozen ließen sich im Jahre 1890 höchstens 350 der Beschäftigung in industriellen Herstellungszweigen im engeren Sinne zuschreiben. Im Zuge der umfangreichen Modernisierungsmaßnahmen in der Amtszeit des Bürgermeisters Julius Perathoner (1895–1922), in die auch die Elektrifizierung mit Hilfe der Etschwerke fällt, nahm zwar die gewerbliche Beschäftigung deutlich zu, doch entfiel der Großteil davon auf die Bauwirtschaft und das Handwerk. Noch 1927 als immerhin fast 4.900 gewerblich Beschäftigte gezählt wurden, arbeiteten über 40% im Baugewerbe, die meisten anderen im Handwerk¹. Im Jahre 1934 betrug die Zahl der gewerblichen Betriebe 121, doch waren davon ebenfalls noch 40% der Bau-

1 Handels- und Gewerbekammern Bozen, Statistischer Bericht der Handels- und Gewerbekammern in Bozen, Bozen 1857, 1864, 1871 e 1894; Istat, Censimento industriale e commerciale al 15 ottobre 1927, vol. I., Roma 1928, S. 112–113; PAN C., Die Südtiroler Wirtschafts- und Sozialstruktur von 1910 bis 1961, Südtiroler Wirtschafts- und Sozialinstitut, Bozen/Bolzano 1963, S. 82; MUMELTER N., Das Werden von Groß-Bozen, in: Südtiroler Kulturinstitut (Hg.), Stadt im Umbruch. Beiträge über Bozen seit 1900, Ferrari-Auer, Bozen/Bolzano 1973; ALEXANDER H., Geschichte der Tiroler Industrie. Aspekte einer wechselvollen Entwicklung, Haymon, Innsbruck 1992, S. 82–85, 106, 144; MEIXNER W., Tirols Gewerbe und Industrie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Chronik der Tiroler Wirtschaft, Verlag GFW, Wien 1992, p. 1/176; LEONARDI A., L'economia di una regione alpina: le trasformazioni economiche degli ultimi due secoli nell'area trentino-tirolese, Itas, Trento 1996.

wirtschaft zuzurechnen. Allerdings hatten sich neben den zahlreichen Handwerksbetrieben auch einige Industriebetriebe neu angesiedelt bzw. weiter entwickelt. Neben den traditionellen Möbel- und Textilbetrieben stachen vor allem Nahrungsmittelindustrien und Druckereien hervor. Sie verliehen der industriellen Tätigkeit in Bozen ein in Grenzen typisches Gepräge². Gegenüber diesem Branchenmuster und seinem eher gemächlichen Entwicklungstempo bedeutete die kurz darauf begonnene Errichtung der Industriezone am Grutzen einen radikalen Bruch.

Die vom faschistischen Italien betriebene Industrialisierung der neuen Provinz Bozen war vor allem auf die Nutzung der Energieressourcen gerichtet. Im Jahr 1919 konnten die bereits bestehenden Wasserkraftwerke nur geringe, zur städtischen Selbstversorgung dienende Mengen elektrischer Energie erzeugen. Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs stieg die Kapazität auf über 2 Mrd. kWh/a an, was rund 12% der italienischen Kapazitäten entsprach. An der Errichtung neuer Kraftwerke war neben den Staatseisenbahnen sowie den Elektrizitätsgesellschaften SIP und Edison vor allem der Chemiekonzern Montecatini beteiligt. Ein großer Teil der erzeugten Energie wurde in die Lombardei und nach Piemont exportiert³, doch bildete sie zugleich einen wichtigen Standortfaktor für die energieintensiven Produktionsanlagen, die etwa in Sinich bei Meran, Mori bei Rovereto und eben auch in Bozen errichtet und betrieben wurden⁴.

In der Tat sprachen aus der Sicht damaliger technischer Entwicklung der Reichtum der Wasserressourcen und der hohe Energieverlust längs der Überlandleitungen für die Einrichtung elektrochemischer und elektrometallurgischer Produktionsanlagen direkt vor Ort. Das galt zumin-

2 Jahrbuch für Geschäft und Wirtschaft, Bozen/Bolzano 1930; Guida anagrafica e commerciale della città di Bolzano, Trento 1935.

3 CASTELLANI C. L., *Attività idroelettrica in Alto Adige*, „Archivio per l'Alto Adige“ (1945), S. 379–383 sowie VISINTIN M., *La Grande industria in Alto Adige tra le due guerre mondiali*, Veröffentlichung in Vorbereitung, Manuskript S. 1–72.

4 Stadtarchiv Bozen (ABZ), Zona industriale, XI 3–8, f. Montecatini.

dest in dem Maße, in dem die Vorteile günstiger Energie nicht durch andere, standortspezifische Zusatzkosten aufgewogen wurden. Bei den großvolumigen Rohstoffen, die von den genannten Industriebranchen bewegt werden mußten, spielten insbesondere Transportkosten eine wichtige Rolle. Sofern also die Entscheidung zugunsten einer derartigen Investition in Südtirol gefallen war, kam unter dem Gesichtspunkt der Transportkosten, aber auch der Arbeitskräftekonzentration und der Minderung sonstiger Informations- und Transaktionskosten, am ehesten eine stadt- und eisenbahnnahe Tallage in Betracht. Das Bozner Becken bot dafür, als Knotenpunkt internationaler und regionaler Verkehrswege, die günstigsten Voraussetzungen. Das war auch dem alteingesessenen Bürgertum, dessen wirtschaftliche Aktivität eher auf Obst- und Weinanbau, Handel und Entwicklung des Tourismus denn auf Industrialisierung zielte, bewußt. Dank ihres anfänglich noch erhalten gebliebenen Einflusses auf die Geschicke der Etschwerke/*Azienda elettrica consortile Bolzano-Merano* versuchten seine Exponenten seit den zwanziger Jahren, die im Zusammenhang mit der Erweiterung des Kraftwerks Marling mit Montecatini abgeschlossenen Verträge so zu gestalten, daß eine Schädigung von Landwirtschaft und Fremdenverkehr durch industrielle Ansiedlungen in Bozen-Gries ausgeschlossen würde.

Dementsprechend wurden Proteste erhoben gegen das Gesetz 1621 vom 28. September 1934, auf dessen Grundlage die Ansiedlung von Industrie in der Gemeinde Bozen steuerlich und durch Zuschüsse gefördert werden sollte. Die Widerstände bezogen sich insbesondere auf das Ansinnen der Montecatini, ein Aluminiumwerk einzurichten, dessen schädliche Wirkung auf Landwirtschaft und Gesundheit durch die in Mori gemachten Erfahrungen in der Region bekannt waren. Allerdings hatten sich innerhalb der Gemeinde die Machtverhältnisse so verändert, daß die Stadt Bozen von ihren vertraglichen Einspruchsrechten gegenüber Montecatini keinen konsequenten Gebrauch machte. Immerhin nötigten die Widerstände den Chemiekonzern zum Einbau einer Filteranlage. Gegenüber anderen potentiellen Verschmutzern bestand keinerlei derartige Handhabe.

Juristisch entstand eine Industriezone im engeren Sinne erst durch das Gesetzesdekret 234 vom 7. März 1935. Dadurch wurde die Wirkung der bereits festgelegten und in der Folgezeit erweiterten Fördermaßnahmen (Zollbefreiung, Steuernachlässe, Vergünstigung von Fracht- und anderen Tarifen, verlorene Zuschüsse) de facto auf eine *area „compresa fra il fiume Isarco e la strada nazionale del Brennero“* (Artikel 1) eingeengt. Zumindest galt das für die Neueinrichtung von Industriebetrieben, denn praktisch wurden allein in dem „am Grutzen“ genannten Gebiet durch Bodenenteignung, Bauvorbereitung und Infrastruktur die Voraussetzungen für neue Fabrikansiedlungen geschaffen [Abb. 62, 63]. Die *zona industriale* rationalisierte nicht nur den Einsatz der Mittel, sie erleichterte qua Genehmigungsverfahren und Grundstückszuweisung auch die behördliche Kontrolle über das technische sowie das ethnische Profil der anzusiedelnden Unternehmen. Sie kam schließlich der funktionalen Spezialisierung des städtischen Gebietes, und damit den Stadtplanern und in gewissen Grenzen selbst den Interessen der am Tourismus interessierten Gewerbetreibenden entgegen, da sie die industrielle Zersiedelung des Stadtkernes und der Grundstücke zwischen Bozen und Gries verhinderte. Mit der Koordinierung und Umsetzung der Maßnahmen war ein technisches Büro betraut, das in enger Abstimmung mit Präfektur und Regierung handelte. Dem Büro stand der Ingenieur Emilio Emmer vor, welcher bereits die Anlage der Industriezone von Porto Marghera bei Venedig geleitet hatte.

Die industrielle Nutzung der Wasserkräfte in der Nähe der Provinzhauptstadt, am Knoten wichtiger Verkehrswege, entsprach durchaus wirtschaftlichen oder doch zumindest wirtschaftspolitischen Interessen. Das gilt besonders im Kontext der italienischen Industrialisierung, die seit den Zeiten des liberalen Staatsmannes Francesco Saverio Nitti und seiner Pläne zur Entwicklung moderner Schwerindustrien unter dem Zeichnen der „weißen Kohle“ stand. Italien setzte seit Beginn des 20. Jh. große – und, wie sich im Verlauf des Zweiten Weltkrieges zeigen sollte, übertriebene – Hoffnungen darauf, daß die hydroelek-

trische Energie und ihre industrielle Nutzung den Wettbewerbsnachteil ausgleichen konnte, der den Schwerindustrien des Landes durch das Fehlen nationaler Steinkohlelager entstand⁵. Die Industriellen, Politiker und Technokraten des faschistischen Italien, die sich diese Maximen des liberalen Politikers zu eigen gemacht hatten, betrieben die Industrialisierung Bozens auch aus diesem Grund. Sonst stünde die Bozner Industriezone nicht in einer Reihe mit anderen, ganz ähnlich gelagerten Initiativen, wie die zur Nutzung der Wasserkräfte des Piavebeckens in Porto Marghera, des Zentralapennins zur Alimentierung der Industrien um Terni und im Pescaratal, der Sila zum Betrieb elektrochemischer Anlagen in Crotone und so weiter.

Die wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Motive hinter der Industrieansiedlung sind von der deutschtiroler historischen Interpretation lange Zeit nicht beachtet worden, da die Aufmerksamkeit ganz auf die Italienisierungsbemühungen des Regimes gelegt wurde, für welche die Bozner Industriezone ohne Zweifel eine ebenfalls große Rolle spielte⁶. Demzufolge interessierten sich diese Autoren nicht für das Entstehen diverser anderer, nach dem selben Muster geförderter Industriezonen in ethnisch homogenen Gebieten, für die zwischen 1904 und 1948 ähnliche, später von der *Cassa per il Mezzogiorno* übernommene Sonderregelungen erlassen wurden. In sämtlichen derartigen Fällen sollten Subventionen, Steuer- und Gebührennachlässe in der Kostenstruktur der einzelnen Unternehmen spezifische Standortnachteile ausgleichen und sie so zu einer Ansiedlung bewegen⁷. Ohne Staatsintervention wären die meisten dieser Ansiedlungen also nicht

5 PETRI R., Von der Autarkie zum Wirtschaftswunder. Wirtschaftspolitik und industrieller Wandel in Italien (1935–1963), Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2001, S. 165–233.

6 STEINEGGER V., Die Bozner Industriezone. Bedrohung einer deutschen Stadt, in: „Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstituts“, Bozen/Bolzano 1961, S. 347–357; LEIDLMAIR A., Bevölkerung und Wirtschaft, in: Franz Huter (Hg.), Südtirol. Eine Frage des europäischen Gewissens, Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1965, S. 362–381, hier: 374–380; GRUBER A., Südtirol unter dem Faschismus, Athesia, Bozen/Bolzano 1978, S. 204–214.

7 PETRI R., La frontiera industriale. Territorio, grande industria e leggi speciali prima della Cassa per il Mezzogiorno, Franco Angeli, Milano 1990, S. 19–35 und 298–304.

zustande gekommen. Aus einer dogmatisch wirtschaftsliberalen Sicht, deren Tragfähigkeit für die korrekte Beurteilung historischer Prozesse allerdings in Zweifel gezogen werden kann, waren alle genannten Industriezonen „unwirtschaftlich“. Sie entsprachen nämlich sämtlich dem letztlich erfolgreichen Ansinnen des – liberalen, dann faschistischen und schließlich republikanischen – Interventionsstaates, den Industrialisierungsprozeß trotz manifester komparativer Nachteile (wie eben den besonders hohen Energiekosten) in seiner ganzen Breite zu entfalten und voran zu treiben⁸.

So waren auch die mit dem Ministerialdekret 2437 vom 14. April 1936 für die Bozner Industriezone festgelegten Sondertarife für den Eisenbahntransport⁹ kein Einzelfall, andere Industriegebiete unter Sondergesetzgebung profitierten ebenso von Tarifabsenkungen. In Bozen waren die Bestimmungen insbesondere für die Firmen Montecatini und Lancia von Interesse. Die erste transportierte die in Porto Marghera aus Bauxit hergestellte Tonerde nach Bozen und das Primärmetall von dort zu seinen Bestimmungsorten. Lancia bewegte anfangs täglich rund 150 Tonnen Material auf Lkw zwischen seinen Turiner und Bozner Anlagen hin und her, weshalb „*una tariffa speciale per il trasporto ... tra i due stabilimenti*“ gefordert wurde¹⁰. Solche Schwierigkeiten trugen paradoxer Weise zum Wachstum des Bozner Lancia-Werkes bei, welches die enge technische Verzahnung mit dem Mutterwerk zugunsten eines eigenständigen Produktionsprogramms reduzierte. Für die im Vergleich arbeitsintensive Automobilindustrie konnten die Standortfaktoren, die für die Elektrochemie und Elektrometallurgie sprachen, nur begrenzt geltend gemacht werden. Für die Standortentscheidung von Lancia ist denn auch eine nachhaltige politische Einflußnahme im Rahmen des (nicht nur) in der faschistischen Zeit

8 PETRI R., *Storia economica d'Italia. Dalla Grande guerra al miracolo economico (1918–1963)*, il Mulino, Bologna 2002, S. 291–326.

9 POLIMADEI P., *Il partito nazional-socialista NSDAP e la questione dell'Alto Adige 1933–1936*, Diplomarbeit, Facoltà di scienze politiche, Università La Sapienza, Rom, 1982–83, S. 100.

10 ABZ, *Zona industriale*, XI 3–8, f Lancia.

üblichen Interessenausgleichs zwischen Regierung und Industrie mehrfach belegt.

Andere Fabriken kombinierten den für elektrometallurgische und elektrochemische Anwendungen jedenfalls entscheidenden Vorteil günstiger Energiekosten mit dem der Verarbeitung in der Region geförderter Rohstoffe, die vom magnesiumhaltigen Dolomitgestein und Quarzen bis zum Holz reichten. Auch für ausländische Rohstoffe stellte der Bozner Standort eigentlich keinen Nachteil dar. Kohle und Schrott für die Stahlgewinnung kamen vor und im Krieg überwiegend über die Alpen nach Italien. Insofern verwundert es, daß Falck seine Rohstoffe offenbar aus Oberitalien bezog¹¹, obwohl doch die Frachtgebühren für Direktimporte in Bozen hätten niedriger liegen müssen als in Mailand, Turin oder Genua, zumal der Seehandel mit Nordeuropa praktisch zum Erliegen kam.

Die wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Motive hinter der Einrichtung der Industriezone am Grutzen können auf der anderen Seite nicht die bevölkerungspolitischen Gründe vergessen machen, die gleichermaßen Teil des Projekts waren und in Einzelfällen, wie etwa der Ansiedlung von Lancia, gewiß den Ausschlag gaben. Dieser Umstand wiederum ist von jener italienischsprachigen historischen Lesart, die die Industriezone vor allem als „*centro economico attivo e vitale, vanto e orgoglio del lavoro italiano in Alto Adige*“¹² gefeiert hat, lange Zeit unbeachtet geblieben. Dabei sprachen die juristischen und politischen Fakten eine eindeutige Sprache. Die Eigenart des Bozner Sondergesetzes auch gegenüber ähnlichen Gesetzen ergab sich aus den Artikeln 5, 6 und 7. Artikel 5 erlaubte die Bereitstellung eines „*contributo annuale per il funzionamento degli stabilimenti, limitatamente ad un periodo non eccedente i cinque anni*“. Während durch Artikel 6 für die Haushaltsjahre 1934–1935 bis 1938–1939 Zuschüsse für insgesamt

11 LEIDLMAIR A., Bevölkerung, S. 249, bemerkt, die Rohstoffe seien „zunächst“ aus den alten Provinzen eingeführt worden.

12 VACANTE S., La situazione economica dell'Alto Adige, in: Carlo Battisti (Hg.), L'Alto Adige nel passato e nel presente, Istituto di studi per l'Alto Adige, Firenze 1963, S. 180.

25 Mio. Lire bereitgestellt wurden, legte Artikel 7 die Bildung einer Kommission aus Ministerial-, Gewerkschafts- und Industrievertretern fest, die über die Zuweisung der Gelder zu entscheiden habe.

Im Gesetz, das die formale Gleichheit der Staatsbürger zu beachten hatte, war von ethnischen Diskriminanten natürlich keine Rede: „*nessuna clausola circa l'origine regnicola delle maestranze impiegate è stata inserita nei relativi decreti*“¹³. Bei der Umsetzung der Bestimmungen wurde jedoch klar, daß es bei den Zuschüssen um eine Art Einfuhrprämie (die Rede war anfangs sogar von 800 Lire pro Kopf) für die Anwerbung „echter“ Italiener ging (der mehrfache Hinweis auf das „alte Königreich“ schloß offenbar auch das Trentino aus). Wie im Sommer 1936 verlautbarte, sollte neben der Qualifikation der Arbeiter und der Kapitalquote „*il maggior impiego di mano d'opera regnicola e non allogena*“¹⁴ zur wichtigsten Vergaberichtlinie erhoben werden. Die Bestimmungen standen zu den Standortfaktoren, die eher kapitalintensive Industrien begünstigten, und damit zur wirtschaftlichen Ratio, im Widerspruch. Der Amtsantritt des Präfekten Mastromattei und das Scheitern der bis dato betriebenen Assimilationspolitik gegenüber der deutschsprachigen Bevölkerung bestärkte jedoch den bevölkerungspolitischen Aspekt der Industrieansiedlung. Anfang 1940 forderte die Präfektur einen Nachschlag von weiteren 15 Mio Lire. Bisher leer ausgegangen seien nämlich „*parecchie industrie, anche di notevole importanza, ... che hanno contribuito al trasferimento a Bolzano di larghe masse di operai*“¹⁵.

Die Enteignung der Böden aufgrund „öffentlichen Interesses“ (Artikel 2 und 3), an sich keine juristische Besonderheit im Rahmen der erwähnten Sondergesetze, ist in Bozen ebenfalls vor allem unter dem Gesichtspunkt der Schwächung der landwirtschaftlichen Aktivitäten der deutschsprachigen Gruppe bewertet worden¹⁶. Die zwangsweise Ver-

13 Archivio storico della Confindustria (AConf), b 89, f Zone industriali, sf Bolzano.

14 AConf, b 89, f Zone industriali, sf Bolzano.

15 Archivio Centrale dello Stato, PCM 1940–1941, Ministero delle Corporazioni, b 63, lettera del ministero degli Affari interni del 7 marzo 1940.

äußerung von ertragreichen Obstplantagen „*al puro valore venale del terreno considerato come fondo rustico*“ fügte den Betroffenen in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, als Export und Preis der Früchte nach den Jahren der Krise endlich wieder anzogen, gewiß einen wirtschaftlichen Schaden zu. Sieht man von der möglichen ethnischen Zuordnung der Akteure ab, unterschied sich ihre Handlungsstrategie jedoch nicht von der anderer in vergleichbaren Situationen. Es wurde nicht enteignet, sondern offenbar häufig zwischen dem zwangsweisen Veräußerer, der Gemeinde und dem Käufer der Ländereien verhandelt. Die meisten Verhandlungen endeten einvernehmlich. Streit gab es hingegen häufig wegen der zögerlichen Zahlung einiger Kaufparteien. Preise, Vertragsbedingungen und Zahlungsmodalitäten wurden vor allem von der sozialen Rangordnung und den wirtschaftlichen und juristischen Möglichkeiten der Akteure beeinflusst. Es machte eben einen Unterschied, ob sich etwa ein kleiner Landbesitzer und Montecatini gegenüberstanden, oder die Grafen Huyn und die Fonderia Pippa¹⁷.

Die Zuweisung von Grundstücken in der Industriezone zeigte einerseits, daß eingesessene bzw. der deutschsprachigen Gruppe zuzuordnende Unternehmen durchaus Interesse hatten, in den Genuß der Fördermaßnahmen zu gelangen. So stellten unter anderem die Firmen Mondial, Ladeger, Arexon, Plorer, Kinkinger, Six, Schmidt, Caser, Oberrauch, Ertl, Wedel und Perwanger Anträge. Auf der anderen Seite sprach es für die bevölkerungspolitische Stoßrichtung der Maßnahme, daß diese Anträge abgelehnt wurden, während jedoch weitere Kleinbetriebe – Togni, Dorigoni, Anselmi, Peracini, Savegnago, Lungghi und andere – zur Antragstellung aufgefordert wurden, obwohl ihre Dimension und ihr technisches Profil genau so wenig dem sich abzeichnenden großindustriellen Gepräge entsprach¹⁸. Noch im Jahre

16 STEINEGGER V., Die Bozner Industriezone, S. 349.

17 Mehr Details in: PETRI R., Storia di Bolzano, il Poligrafo, Padova 1989, S. 99–102, sowie VISINTIN M., La Grande industria, S. 105–111 und MIORI F., Aspetti dell'economia di Bolzano nel periodo tra le due guerre. La nascita e il primo sviluppo della zona industriale, Diplomarbeit, Facoltà di economia e commercio, Università di Bologna, 1984–85, S. 185–198.

1935 erließ die Gemeinde auf Drängen der Präfektur einen Bebauungsplan für das Gebiet am Grutzen. Bereits zwei Jahre später waren 320.000 m² Grundstücke mit Industrieanlagen bebaut, auf weiteren 220.000 m² lag eine Option, 150.000 m² waren der Infrastruktur vorbehalten¹⁹ [Abb. 64]. Straßennetz und Gleisanschlüsse dehnten sich entsprechend des Bebauungsfortschritts nach Süden hin aus. Ende 1942 wurden zwanzig aktiv produzierende Unternehmen verzeichnet, während sich weitere acht noch in der Bauphase befanden. Einige Initiativen kamen wegen politischer Umstände zum Erliegen. So wurde die Fa. Cadsky zur Rückgabe ihres Grundstücks aufgefordert, weil ihre Eigentümer für Deutschland optiert hatten. Zwischen 1939 und 1942 zogen sich zwei weitere Unternehmen zurück. Offenbar stellten auch einige der bereits zur Produktion übergegangenen Betriebe im Krieg ihre Aktivitäten vorübergehend oder endgültig ein. Die Beschäftigung wuchs zwischen 1939 und 1942 von rund 3.000 auf rund 6.500 Arbeiter an.

Die Automobil- und Lkw-Fabrik von Lancia & C. wurde zum Bozner Industriebetrieb mit der größten Beschäftigtenzahl [Abb. 65]. Wie bereits erwähnt, war die Niederlassung in Südtirol auf den sanften Druck hin erfolgt, den politische Kreise auf das Turiner Unternehmen ausüben wußten. Anfangs wollte Lancia hier nur einige Guß- und Ersatzteile produzieren, d.h. offenbar mit einer Gießerei sich den gegebenen Standortfaktoren so gut es ging anpassen. Dennoch stellte die 420 km betragende Entfernung der Bozner Abteilungen vom Turiner Hauptwerk ein großes Transport- und somit Kostenproblem dar. Die unbefriedigende Situation trug zur Entscheidung bei, in Bozen einen kompletten und damit (im Verhältnis) weniger stark von Transporten abhängenden Produktionszyklus aufzubauen. Die unter Inkaufnahme weiterer Schwierigkeiten umgesetzte Entscheidung führte zum Ausbau des Werkes und zur kompletten Herstellung und Ausstattung von Last-

18 PETRI R., Storia di Bolzano, S. 254–255.

19 EMMER E., Le grandi opere del regime: Bolzano e la nuova zona industriale, „Le vie d'Italia“ 2 (1937), S. 84.

kraftwagen und Militärfahrzeugen. Aus den ursprünglich 400 Arbeitern wurden 2.000 im Jahre 1942. Der Aufbau kompletter Produktionszyklen konnte ohne gut ausgebildete Metallfacharbeiter, die in Bozen fehlten, nicht bewältigt werden. Angesichts der enormen Schwierigkeiten bei der Anwerbung entschloß sich das Unternehmen 1941, die Berufsschule „Vincenzo Lancia“ zu eröffnen, um vor Ort lebende Arbeiter ohne Fachausbildung bzw. deren Söhne selbst zu schulen²⁰. Mehr als andere Betriebe, deren Facharbeiter- bzw. Technikerstamm im Verhältnis zu den Un- und Angelernten geringer war, mußte Lancia versuchen, einmal angeworbene Belegschaften an sich und die Stadt zu binden. Deshalb waren z.B. auch das Freizeitangebot der Firma an seine Mitarbeiter, die Sport-, Kultur- und anderen Initiativen, die das Zugehörigkeitsgefühl stärken sollten, bei Lancia besonders breit entwickelt.

Unkomplizierter dürfte die Entscheidung der Firma Falck gewesen sein, in Bozen eine Anlage für Elektrostahl zu errichten, zumal die Ausweitung dieses Produktionstyps durch private Stahlproduzenten (zum Ärger der Manager der staatlich beteiligten Stahlwerke) während der Autarkieperiode im Trend lag. Elektrische Energie war für diesen Betrieb der wichtigste einzelne, den Ausschlag gebende Produktionsfaktor. Mit etwa einem Drittel der im Schnitt höher qualifizierten und damit teureren Arbeitskräfte von Lancia verbrauchte der Stahlproduzent etwa fünf Mal soviel elektrische Energie wie das Automobilwerk. Als Rohstoffe dienten vor allem Schrotte, deren Einfuhr damals günstiger war als der Import von Eisenerz. Zusätze wie Tungsten, Molybden und Vanadium dürften vor allem aus Nordeuropa und damit über den Brenner nach Bozen gekommen sein. Produziert wurden Spezialstähle verschiedener Art, darunter auch Rasierklingen. Die Produktion wurde 1938

20 LEIDLMAIR A., *Bevölkerung*, S. 250; AMBZ, *Zona industriale*, XI 3–8, f Lancia; „La Provincia di Bolzano“, 1.8.1940 e 9.2.1941; AMATORI F., *Impresa e mercato. Lancia 1906–1969*, Fabbri Editori, Milano 1992, S. 67; MIORI F., *Le baracche Lancia. Piccole e grandi vicende nella Zona industriale di Bolzano tra il 1935 e il 1959*, in: *C'era una volta un villaggio... Frammenti e immagini di storia operaia a Bolzano*, Edizioni La fabbrica del tempo, Bolzano 1999, S. 19–26.

mit rund 400 Arbeitskräften aufgenommen, 1942 waren es 750, doch wuchs der Betrieb während des Krieges noch weiter²¹.

Die italienische Luftwaffe sowie die Luftfahrt- und Rüstungsindustrie drängten in den dreißiger Jahren darauf, das Land müsse zur eigenen Verfügung größere Mengen von Magnesiummetall und Magnesiumlegierungen herstellen. Nachdem die verschiedenen Versuche des führenden deutschen Herstellers, der IG Farbenindustrie, faktisch gescheitert waren, in Italien sein neuestes Herstellungsverfahren auszuprobieren (die italienischen Vertragspartner mußten feststellen, daß das Verfahren längst nicht ausgereift war), nutzte die Società Italiana per il Magnesio e Leghe di magnesio (SAIMEL) die Gunst der Stunde. Sie schlug den Behörden die Errichtung einer traditionellen, thermoelektrischen Produktionsanlage in Bozen vor. Die nach dem Vorbild eines französischen Verfahrens von Professor Miolatti konzipierte Anlage sollte zur Ergänzung der anderen Produzenten 2.300 Tonnen Magnesium und Legierungen pro Jahr bereitstellen. Nach einer relativ kurzen Anlaufphase ging die Anlage früher als geplant in die reguläre Produktion über. Wegen der Schwierigkeiten und Mißerfolge der Konkurrenz (Cogne, SAVA, Montecatini) begünstigte der Nachfragedruck einen raschen Ausbau²². Nachdem der Chemiker und Unternehmer Ilario Montesi die Kontrolle über die Firma übernommen hatte, wurde die zehnte Ofenbatterie installiert. Nach dem Krieg wurde die von der deutschen Konkurrenz gern als veraltet bezeichnete, aber dennoch lebensfähige Anlage modernisiert und, nachdem die weltweite Absatzkrise aufgrund der im Krieg angehäuften Reserven überwunden war, auf eine Kapazität von 8.000 Jahrestonnen erweitert. Sie fand ihre Abnehmer nicht zuletzt in der westdeutschen und westeuropäischen Automobilindustrie.

21 RICCI M., La zona industriale di Bolzano, „Bollettino ufficiale e notiziario economico della Camera di commercio di Bolzano“ 6 (1948), S. 8.

22 „La Provincia di Bolzano“ 6.1.1940; sowie PETRI R., Innovazioni tecnologiche tra uso bellico e mercato civile, in: Vera Zamagni (Hg.), Come perdere la guerra e vincere la pace, il Mulino, Bologna 1997, S. 266-272.

Die Industriezone in Bozen 1942

Zweig	Unternehmen	Produkte
Metallurgie	Acciaierie di Bolzano INA Italiana Magnesio Guido Pippa	Spezialstahle Aluminium Magnesium Eisenprodukte
Metallbau	Lancia Ditta Favaretti	Lkw, Militärfahrzeuge Werkstatt
Chemie u. Bergbau	CEDA Dall'Aglio & Palvarini Fabbriche Riunite Ossigeno SA Gestione miniere atesine Carbural	Synthetische Treibstoffe Waschmittel, Seifen Sauerstoff, Acetylen Antimonaufbereitung Ätherifikation
Nahrungsmittel	Distillerie Federali La Frutticola	Brennerei Früchteverarbeitung
Textil u. Bekleidung	Calzificio Gardin Calzaturificio Martini	Strumpfwaren Schuhe
Holzverarbeitung	SIDA Feltrinelli Masonite SAFFA Viberti Flli Amati Ligure-atesina / Flli Reni Soc.Gen. Farine di legno Ditta Pompermaier Flli Frisanco Ditta Tamanini	Möbel Spanplatten Holzmischprodukte Karosserien, Aufbauten Sägewerk Holzverarbeitung Holzmehl Schreinerei Karosserien, Wagen Schreinerei
Bauwirtschaft	Ognibene & Gazzotti Ditta Pontalti Luigi Piombo Ditta Rabbiosi	Zement Zimmerei Baubetrieb Baumaterialien
Dienstleistungen	Flli Collodo	Transporte
<i>Beschäftigte</i>		6.513

Quellen: R. PETRI, *La frontiera industriale*, Milano 1990; F. MIORI, *Oltrisarco*, Bolzano 1998

Die Nachfragesteigerung der Flugzeugindustrie und Rüstungswirtschaft betraf nicht nur Magnesium, sondern auch Aluminium, sowie die Magnesium-Aluminium-Legierungen. Im Zusammenhang mit der deutlichen Steigerung der Aluminiumkapazitäten in den dreißiger Jahren ist auch die 1937 am Grutzen erfolgte Einrichtung der Aluminiumhütte der *Industria Nazionale Alluminio (INA)*, eines Tochterunternehmens von Montecatini, zu sehen. Da die von der Kriegswirtschaft angeheizte Nachfrage weiter stieg, wurden die Herstellungskapazitäten der Anlage in den Folgejahren wiederholt ausgebaut und modernisiert. 1940 wurde ein von Chefingenieur Luigi Manfredini modifiziertes, mit Söderberg-Elektroden ausgestattetes System installiert. Dennoch mußte die Produktion während des Krieges mehrfach unterbrochen werden, weil es der Elektrizitätswirtschaft nicht immer gelang, die kontinuierlich benötigte hohe Energiezufuhr zu garantieren²³.

Eine weitere Sorge der Autarkieplaner betraf den Mangel Italiens an industriellem Alkohol und Glycerin. Deshalb wurden gewisse Hoffnungen auf die Verzuckerung von Zellulose gesetzt. Die Anwendung eines solchen, technisch längst nicht ausgereiften Verfahrens gehörte zu den Aufgaben, die sich die Firma *Carburanti e Derivati Autarchici (CEDA)* gesteckt hatte. Da das Verfahren wie andernorts Probleme bereitete, wurde offenbar aus der Poebene Melasse importiert. Obwohl der Erfolg in dieser Produktionssparte offensichtlich bescheiden blieb (es wurden auch andere Produkte, wie Dünge- und Pflanzenschutzmittel, hergestellt), existierte die Firma unter dem selben Namen noch bis Anfang der 1960er Jahre weiter.

Die Holz verarbeitende Industrie spielte in der Industriezone eine wichtige Rolle. Die beschäftigungsstärkste war die *Società Industriale dell'Arredamento S.p.A.* ehemals *Ditta Giovanni Martini*, die Schulmöbel, Verpackungsmaterial und Baracken herstellte und dabei dreihundert Arbeiter beschäftigte. Die Mailänder Firma *Feltrinelli* stellte mit Hilfe einer amerikanischen Konzession und amerikanischen Ma-

23 PETRI R., *Innovazioni*, S. 257–266.

schinen „Masonite“-Faserplatten her, deren Einführung in Italien als Sieg der Autarkie gefeiert wurde. Die Zündholzfirma SA Fabbriche Fiammiferi ed Affini (SAFFA) fertigte den Baustoff „Populite“ an, eine zur Gebäudeverkleidung dienende Platte aus Zement, Stroh und Holzabfällen, die ebenfalls den Anforderungen der Autarkiepolitik entsprach. Die Turiner Carrozzeria Viberti gehörte hingegen zu den Tochterfirmen und Zulieferern von Lancia, für deren Fahrzeuge damals meist noch aus Holz bestehende Karosserieaufbauten, Ladeflächen, Anhänger und ähnliches produziert und montiert wurde. Daneben arbeiteten noch fünf kleinere Firmen in der Holz verarbeitenden Branche.

Im Bereich der Textil- und Bekleidungsindustrie gab es nur zwei Initiativen zu vermelden. Im Dezember 1939 bat die Firma F.lli Rossi aus Verona um Zuteilung eines Grundstücks, um als Calzaturificio Martini dort Lederschuhwerk zu produzieren. Die vorgesehene Beschäftigtenzahl von achthundert Arbeitern und Arbeiterinnen wurde wegen der Rohstoffverknappung im Krieg jedoch nicht erreicht, die Zahl der Arbeiter betrug nicht einmal 150. Der Aufbau der Strumpffabrik Pietro Gardin, deren Eigner ebenfalls aus dem Veneto stammten, wurde zwar 1940 beendet, doch arbeiteten hier ebenfalls nicht mehr als etwa 150 Personen; nach Kriegsende wurde die Anlage wieder abgebaut.

Unter den Unternehmen der Bauwirtschaft überwogen die Kleinbetriebe lokalen Ursprungs, d.h. Unternehmen, die ihren Hauptsitz bereits vorher in Bozen besaßen, auch wenn einige ihrer Eigner sich erst wenige Jahre zuvor in der Stadt niedergelassen hatten. Am deutlichsten wurde der Unterschied zwischen Industriezone und traditionell ansässiger Industrie in der Branche der Nahrungs- und Genussmittel. Ursprünglich waren aus dieser Sparte viele Anträge sowohl einheimischer als auch auswärtiger Firmen (darunter der CIRIO) eingereicht worden, da durch Wein- und Obstbau sowie durch die örtliche Tradition der Waffelherstellung gute Standortbedingungen gegeben waren. Nachdem aber ein Teil der Anträge von Seiten der Behörden abgelehnt worden war, während sich andere Firmen zurück-

zogen, blieben nur noch fünf Firmen der Sparte übrig. Von diesen fünf verzichteten drei – zwei Bäckereien und eine Verarbeiterin von Fruchtfleisch – vorläufig darauf, die ihnen zugewiesenen Grundstücke zu bebauen²⁴.

Damit läßt sich das Branchenprofil der Industriezone am Grutzen im Zweiten Weltkrieg wie folgt beschreiben. Die sogenannten traditionellen Branchen nahmen eine untergeordnete Rolle ein. Unter den 28 aktiv oder inaktiv auf bebauten Grundstücken anwesenden Unternehmen befanden sich nur jeweils zwei der Branchen Textil- und Bekleidung sowie Nahrungsmittel, drei Baufirmen und eine Transportfirma. Die Gewinnung und Verarbeitung von Eisenmetall vereinigte auf sich allein schon einen Beschäftigungsanteil von rund 45%. Die Herstellung von Kraftfahrzeugen, Spezialstählen, Aluminium, Magnesium und synthetischem Treibstoff in den sechs wichtigsten, oben vorgestellten Fabriken, band 84% aller in der Industriezone beschäftigten Belegschaften. Den Zeitläuften entsprechend entsprach dieses Profil den Anforderungen nicht nur des Standortes, sondern auch der Autarkiepolitik, die zwei nicht immer klar zu trennende Elemente aufwies: ein kriegswirtschaftliches und ein industriepolitisches. Letzteres war eher mit langfristigen Strukturveränderungen und strategischen Zielstellungen verbunden²⁵.

Bei offiziellen Anlässen wurde vor allem der politische Wert der Industrieansiedlung betont. „*Questa grande iniziativa*“, schrieb Emilio Emmer kurz nach seinem Amtsantritt, „*sarà una concreta affermazione delle energie realizzatrici della nostra razza*“²⁶. „*Con la zona industriale*“, hieß es in einem Pressebericht von 1937, „*Mussolini ha voluto valorizzare la città che Druso fondò nel 14 a. C. e che Lui, continuatore della tradizione di Roma, porterà a radioso avvenire*“²⁷.

24 Siehe auch MIORI F., Aspetti, S. 216-288; PETRI R., La frontiera, S. 131-159, und ders., Storia di Bolzano, S. 104-114.

25 PETRI R., Storia economica, S. 125-157.

26 EMMER E., Le grandi opere, S. 84.

27 GAIFAS E. jun., I grandi centri di domani: Bolzano, „Il Gazzettino illustrato“, 29.8.1937.

Bei den Orts- und Betriebsbesichtigungen der „Autoritäten“, deren Reigen Mussolini in August 1935 selbst eröffnet hatte, gab es die üblichen *„applausi degli operai che hanno inneggiato al Duce e alle nostre armi“*²⁸. *„Il nome di ‚Duce, Duce‘, cui si univa spesso quello di Hitler, è stato scandito come un’invocazione“*²⁹. Und so weiter. Entsprechend deutlich wurden von der deutschsprachigen Bevölkerung vor allem die politischen Absichten, symbolischen Handlungen und demographischen Wirkungen, die sich mit der Industriezone verbanden, wahrgenommen und als Bedrohung verstanden.

Trotz der anfänglich strikten Gegnerschaft der SVP, welche erst zu Beginn der 1960er Jahre unter dem Einfluß der „Aufbau“-Bewegung nachließ, wurde die Industriezone nach dem Krieg nicht von allen örtlichen Unternehmen mit Argwohn betrachtet. Obwohl ein Großteil der staatlichen Vergünstigungen weggefallen war, stieg die Zahl der Unternehmen, darunter auch örtliche, noch etwas an. Auf der Ganze betrachtet blieb allerdings die industrielle Investition in Bozen vor allem eine Sache größerer italienischer Kapitalgruppen. Mehr als vier von fünf der in der Bozner Industriezone Beschäftigten arbeiteten weiter in den Betrieben der vier Konzerne Lancia, Montecatini, Falck und Montesi.

Von konjunkturellen Einbrüchen abgesehen hielt das Wachstum der wichtigsten angesiedelten Industrien bis zur Krise der 1970er Jahre an. Rom hielt weiter mit Steuernachlässen, Tarifermäßigungen, Staatsaufträgen und politischen Interventionen bei der EWG (z.B. zur Garantie des Magnesiumabsatzes) eine schützende Hand über die Bozner Industriezone. Allerdings wäre es übertrieben, deren Überleben und Prosperität allein auf die weiter bestehenden, nicht zuletzt bevölkerungspolitisch motivierten Zuwendungen der italienischen Politik zurück zu führen. In analog entstandenen Industriezonen wie Neapel, Venedig, Ferrara, Massa-Carrara florierte die Produktion ebenfalls - mit oder

28 „La Provincia di Bolzano“ 23.1.1941.

29 „La Provincia di Bolzano“ 21.4.1941.

ohne weitere staatliche Anschläge. Die Bedeutung staatlicher Hilfen war übrigens auch in anderen westeuropäischen Ländern und strukturschwachen Regionen keineswegs so gering, wie eine auf lokale Besonderheiten abhebende Analyse suggerieren mag. Jedenfalls hatten Magnesium, Aluminiumprodukte, Spezialstähle und Lkw einen langfristig steigenden Absatz. Mit den seit den fünfziger Jahren fallenden relativen Energiekosten nahm auch das Gewicht der Transportkosten als Standortfaktor ab. In der Industriezone wurden die tiefgreifendsten Beschäftigungskrisen von technischen Neuerungen, Rationalisierungswellen und Strukturkrisen ausgelöst, welche die Branchen der Schwerindustrie und des „fordistischen“ Fabriksystems seit den siebziger Jahren erfaßten.

Es wäre demnach angesichts des vier Jahrzehnte andauernden produktiven Wachstums der wichtigsten am Grutzen angesiedelten Industrien, der mit ihrer Hilfe erzielten Einkommen und geschaffenen Werte, schlicht überzogen, von einem generellen ökonomischen Fehlschlag zu sprechen. Wie in anderen europäischen Ländern glichen struktur- und industriepolitische Maßnahmen spezifische Nachteile aus, um den beteiligten, für die Volkswirtschaft oder die Rüstung als wichtig erachteten Unternehmen ein gewinnbringendes Wirtschaften zu ermöglichen. Unbeschadet aller auf Markt und Wettbewerbsfreiheit abhebenden „Wirtschaftswunder“-Mythen wurde das hohe Wachstum der fünfziger bis siebziger Jahre in vielen Ländern eben auch von struktur- und prozeßpolitischen Staatseingriffen abgestützt. Die nach 1973 einsetzende Strukturkrise der Großindustrie alten Typs schließlich hatte ebenfalls mehr weltwirtschaftliche als lokale Gründe. Sofern man also nicht in unrealistischer Weise davon ausgeht, die für eine Industrieansiedlung sprechenden Faktoren müßten ewige Gültigkeit behalten, läßt sich schwerlich behaupten, die wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Motive hinter der Errichtung der Bozner Industriezone seien „von der Geschichte“ rund heraus dementiert worden. Ein unbestrittener Erfolg war den bevölkerungspolitischen Intentionen beschieden, die sich ebenfalls mit der Einrichtung der Industriezone

verbanden. Zwischen 1935 und 1947 wuchs die Bozner Bevölkerung um 18.730 Einwohner, wovon 88% auf die fast ausschließlich aus dem italienischen Sprachraum rührende Einwanderung zurückgingen. Unbeschadet der Tatsache, daß die Industriezone auch später noch für eine gewisse Zeit die Rolle eines demographischen Treibmittels beibehielt, läßt sich besonders für die Anfangsphase ein enger Zusammenhang zwischen Einwanderung und Wachstum der Industriezone behaupten. Schon rein rechnerisch wird der Zusammenhang der Immigranten zu den neu geschaffenen industriellen Arbeitsplätzen plausibel. Die in der Nähe der Industriezone wachsenden Wohnquartiere und Arbeiterviertel – darunter eben die *Semirurali* – zeigen jedoch, daß der Zusammenhang nicht nur eine Frage mathematischer Plausibilität war, sondern gelebte Erfahrung mehrerer tausend Familien³⁰.

Die Industriezone hat also wesentlich zur „Italianisierung“ Bozens beigetragen.

30 Siehe unter anderen MARCELLI E., La parrocchia San Giovanni Bosco nel rione delle semirurali, Pluristamp, Bozen/Bolzano 1994, S. 14–28; MIORI F., Oltrisarco. Ricostruzione storica ed economica dello sviluppo di un quartiere di Bolzano, dipdruck, Bruneck/Brunico 1998, S. 65–98.

LITERATUR

BRUCCOLERI F., Il significato sociale di una struttura economica: La zona industriale di Bolzano dalla nascita attraverso i decenni, in: *Un sistema museale per la città di Bolzano. Aspetti dell'industrializzazione*, hg. von La Fabbrica del tempo, Bolzano 2001.

CASTELLANI C. L., Attività idroelettrica in Alto Adige, in: *Archivio per l'Alto Adige*, XL (1945), S. 379–383.

EMMER E., Le grandi opere del regime: Bolzano e la nuova zona industriale, in: *Le vie d'Italia*, 2 (1937), S. 82–87.

FAUSTINI G., *L'economia dell'Alto Adige tra le due guerre*, Trento 1985.

GRUBER A., *Südtirol unter dem Faschismus*, Bozen 1978.

LEIDLMAIR A., Bevölkerung und Wirtschaft, in: *Südtirol. Eine Frage des europäischen Gewissens*, hg. von F. Huter, Wien 1965, S. 362–381.

MARCELLI E., *Semirurali, per non dimenticare ... um zu verstehen*, Bolzano 1995.

MARCELLI E., *La città operaia*, Circolo Culturale „Don Bosco“, Bozen 2001.

MIORI F., *Aspetti dell'economia di Bolzano nel periodo tra le due guerre. La nascita e il primo sviluppo della zona industriale*, Tesi di laurea, Università di Bologna, 1984–1985.

MIORI F., *Oltrisarco. Ricostruzione storica ed economica dello sviluppo di un quartiere di Bolzano*, Bruneck 1998.

MIORI F., *Le baracche Lancia. Piccole e grandi vicende nella Zona industriale di Bolzano tra il 1935 e il 1959*, in: *C'era una volta un villaggio ... Frammenti e immagini di storia operaia di Bolzano*, hg. von La Fabbrica del Tempo, Bolzano 1999, S. 19–26.

OTTO C., *Kritische Untersuchung über die Industriezone von Bozen unter besonderer Berücksichtigung des Standortproblems, Diplomarbeit*, Innsbruck 1963.

PETRI R., *Storia di Bolzano*, Padova 1989.

PETRI R., *La frontiera industriale. Territorio, grande industria e leggi speciali prima della Cassa per il Mezzogiorno*, Milano 1990.

Semirurali prima, durante, dopo la guerra. Documentazione storico-fotografica. Semirurali vor-während-nach dem Krieg. Eine Dokumentation, hg. von G. Tireni, Circolo Fotografico "Tina Modotti", Bolzano 2000.

STEINEGGER V., Die Bozner Industriezone. Bedrohung einer deutschen Stadt, in: Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstituts, I, Bozen 1961, S. 347–357.

Il tempo delle fabbriche. Alumix: archeologia industriale a Bolzano, hg. von La Fabbrica del Tempo, Bolzano 2000.

Uomini e macchine. Lancia e Viberti Bolzano: due stabilimenti, una storia – Lancia und Viberti zwei Betriebe, eine Geschichte, hg. von La Fabbrica del Tempo, Bolzano 2000.

VISINTIN M., La Grande industria in Alto Adige tra le due guerre mondiali (Manuskript, in Druckvorbereitung).

ZANETTI J., Untersuchung über die Industrie in Südtirol unter besonderer Berücksichtigung der Bozner Industriezone, Doktorarbeit, Universität Innsbruck 1959.

Das Bozner NS-Durchgangslager

Das Bozner NS-Durchgangslager in der Operationszone Alpenvorland

Von 1918 bis 1943 war Südtirol eine Provinz Italiens. Als Italien nach dem 8. September 1943 sein Bündnis mit Hitlers Deutschem Reich löste, wurde auch Südtirol vom deutschen Heer besetzt.

Am 11. September 1943 verfügte Hitler die Einrichtung zweier von der deutschen Verwaltung abhängigen Operationszonen in den mittelöstlichen Provinzen Italiens. Somit wurden zwei Operationszonen – jene des Adriatischen Küstenlands (mit den Provinzen Udine, Görz, Triest, Pola, Fiume und Ljubljana) und jene des Alpenvorlands (mit den drei Provinzen Bozen, Trient und Belluno) – gegründet.

Triest wurde zur Hauptstadt der Operationszone Adriatisches Küstenland, Bozen zur Hauptstadt der Operationszone Alpenvorland. Zu Gauleitern der beiden Zonen wurden Karl Friedrich Rainer (Triest) und Franz Hofer (Bozen) ernannt.

In beiden Städten wurden anschließend Konzentrationslager errichtet, von denen eines, das KZ von Triest, auch zum Vernichtungslager wurde.

Das Bozner NS-Durchgangslager: Geschichte und Eigenschaften

Das Bozner NS-Durchgangslager gehörte zum europaweiten nationalsozialistischen KZ-Netz und war eines der vier Lager, die sich auf derzeit italienischem Staatsgebiet befanden. Die anderen lagen in Borgo S. Dalmazzo (Cuneo), in Fossoli di Carpi (Modena) und in der Risiera di San Sabba bei Triest.

Der amtliche Name des Bozner KZs lautete *Pol- (izeiliches) Durchgangslager* – Bozen. Dessen Verwaltung fiel vermutlich in die Zuständigkeiten des in Verona stationierten Befehlshabers der *Sicherheitspolizei und des SD*.

Das Bozner NS-Durchgangslager befand sich auf dem Grundstück der derzeitigen Hausnummer 80 in der Reschenstraße, wo einige Hallen des italienischen Militärkorps standen.

Das Bozner NS-Durchgangslager wurde im Sommer 1944 eröffnet [Abb. 66], als nach der Schließung des Nazi-KZs von Fossoli di Carpi dessen Deportierte zusammen mit den beiden Kommandeuren, dem SS-Untersturmführer Karl Titho und dem SS-Oberscharführer Hans Haage, und mit einem Teil des Wacht- und Aufsichtspersonals hierhin übersiedelt wurden.

Vom Sommer 1944 bis Ende April 1945 wurden Männer, Frauen und einige Kinder aus allen nazifaschistischen Gefängnissen Mittel- und Nordwestitaliens ins Bozner NS-Durchgangslager geschickt [Abb. 67, 68]. Bei ihrer Ankunft wurden alle, vermutlich mit Ausnahme der aus rassistischen Gründen Deportierten, eingetragen und mit einem farbigen Dreieck klassifiziert. Die größte Gruppe bestand aus von den Nazis als „politische Gefangene“ klassifizierten Personen, denen das rote Dreieck zugewiesen wurde, und zwar handelte es sich hierbei um Widerstandskämpfer gegen den Nazifaschismus, Mitglieder geheimer antifaschistischer politischer Parteien, Streikanhänger, Priester, die die Widerstandskämpfer unterstützt hatten, und Opfer von Säuberungsaktionen [Abb. 70]. Außerdem gab es zahlreiche Sippenhäftlinge, die mit dem grünen Dreieck gekennzeichnet wurden, sowie aus rassistischen Gründen Deportierte wie Juden, die das gelbe Dreieck trugen, und Zigeuner.

Zahlreiche Deportierte des Bozner NS-Durchgangslagers wurden in organisierten Arbeitstätigkeiten an unterschiedlichen Orten eingesetzt: innerhalb des Lagers, in den dazugehörigen Werkstätten, in der mechanischen Werkstatt, die im Virglunnel eingerichtet wurde [Abb. 69], in der Stadt zur Räumung der Bombardementtrümmer oder in

Außenlagern. Das Bozner NS-Durchgangslager wies nämlich im Unterschied zu den anderen drei genannten Nazi-KZs einige Außenlager auf, die über Südtirol verstreut waren. Einige befanden sich in Meran Untermais, andere in Karthaus im Schnalstal, am Eingang des Sarntals, in Moos in Passeier und in Sterzing.

Möglicherweise blieben zahlreiche Deportierte gerade aufgrund dieser Organisation im Bozner NS-Durchgangslager, während andere in die KZs jenseits der Alpen weiterbefördert wurden [Abb. 71].

Es ist anzunehmen, dass die Gesamtanzahl der in das Bozner KZ Deportierten über 11.000 Personen betrug.

Ungefähr 4.000 davon wurden in 13 Transporten in Lager jenseits der Alpen deportiert: 5 Transporte hatten das KZ von Mauthausen, 3 jenes von Flossenbürg, 2 den KZ von Dachau, 2 das Frauen-KZ von Ravensbrück und 1 den KZ-Komplex Auschwitz als Bestimmungsort. Eine nachgewiesene Stelle, an der die Deportierten auf die Viehwaggons geladen wurden, ist ein Gleis in der derzeitigen Pacinottistraße, heute in der Nähe eines Hypermarkets.

Ab Ende des Monats April 1945 bis zum 3. Mai 1945 wurden die Deportierten des Bozner NS-Durchgangslagers nach und nach freigelassen [Abb. 72].

Für die Geschichte des Bozner NS-Durchgangslagers ist auch die Rolle von Belang, welche viele Bewohner des Semirurali-Viertels, in dem sich das KZ befand, gespielt haben.

Don Guido Pedrotti, Priester im Semirurali-Viertel, der in die KZs von Bozen, Mauthausen und Dachau deportiert wurde, weil er den Deportierten des Bozner KZs geholfen hatte, erinnert sich folgendermaßen an den Einsatz der Viertelbewohner:

„Nach dem Nazi-Einfall wurde es sehr schwierig, sich um das Seelenheil der Menschen zu kümmern. Umso mehr, als in meiner Pfarrei, im Viertel der

Semirurali, gegen Ende meines Aufenthalts in der Reschenstraße das Bozner NS-Durchgangslager errichtet wurde. Dies brachte mich dazu, mir Eintritt in das KZ zu verschaffen, um Hilfe zu bringen. Dabei möchte ich ein wunderschönes Ereignis hervorheben: Als ich die Heilige Kommunion verteilte, brachten die Frauen der Semirurali und der Volkswohnhäuser die Marken ihrer Lebensmittelkarten und legten sie auf den Teller, damit ich die Möglichkeit hätte, in einem Geschäft in der Nähe Brot zu kaufen und es ins KZ zu schicken. Dies erwies sich als sehr einfach, denn einige meiner Pfarrkinder arbeiteten beim Militärkorps in der Nähe des Konzentrationslagers und konnten sich den Menschen nähern, die vom Lager aus zum Militärkorps zur Arbeit geschickt wurden.¹

Das Zeugnis von Renato Dalfollo, eines Bewohners des ehemaligen Semirurali-Viertels, gibt den geheimen Einsatz seiner Mutter zu Gunsten der Deportierten im KZ wieder:

„Ich arbeitete bei Lancia (...). Pakete von den Familien der Lager-Deportierten, die über Lancia oder die Post verschickt wurden, kamen zu uns ins Haus. Meine Mutter kümmerte sich um alles Weitere. Sie öffnete die Pakete und machte anstatt eines großen zwei oder vier kleinere daraus; als Absender schrieben wir „Freunde“ darauf. Einmal brachte ich die Pakete weg und einmal jemand anders; ich brachte sie ins KZ hinein und gab sie dort bei den SS-Leuten ab.²

Die Zeit nach dem KZ: das Gedächtnis

Während der unmittelbaren Nachkriegszeit wurden zahlreiche Strukturen des KZs für Unterhaltungs- und Pflegeaktivitäten verwendet. In Bezug auf diesen besonderen Aspekt verweisen wir auf den Beitrag von Ennio Marcelli in diesem Band.

1 Stadtarchiv Bozen (ABZ) und Biblioteca Civica Popolare del Comune di Nova Milanese (BCP): Testimonianze dai Lager/Zeugenaussagen aus den NS-Lagern: Pedrotti Guido, Nr. 008

2 ABZ und BCP: Altri Video/Andere Videoproduktionen: Dalfollo Renato, Nr. 46.

Ende der sechziger Jahre wurden alle Gebäude des Lagers abgebrochen und die Flächen für Wohngebäude verwendet, wie sie heute noch hier stehen. Das einzige Überbleibsel des Lagers ist die Mauer, die die Hausnummer 80 der Reschenstraße noch heute säumt.

Zum Gedenken an das Bozner NS-Durchgangslager wurden 1955, 1965, 1985 und 1995 Monumente errichtet.

Ab 1996 hat sich auch die Bozner Stadtverwaltung durch das vom Stadtarchiv ins Leben gerufene Projekt *Geschichte und Erinnerung: das Bozner Lager / Storia e memoria: il Lager di Bolzano* für die Geschichte und das Gedenken des Bozner NS-Durchgangslagers eingesetzt. Diesbezüglich wurde ein Programm zur Verwirklichung von Videozeugnissen der Überlebenden des Bozner Lagers eingeleitet. Außerdem begann auch eine Sammlungsaktion von Untersuchungen, Veröffentlichungen und Artikeln im Hinblick auf das Bozner KZ.

Was das Gedächtnis dieser Zeit anbelangt, so befasst sich das Stadtarchiv derzeit mit dem Schutz und der Aufwertung der Grenzmauer des ehemaligen Lagers.

Ein weiterer wichtiger Tätigkeitsbereich des Stadtarchivs ist die Verbreitung der im Zusammenhang mit dem Bozner Lager und der Deportation von Menschen aus der Zivilbevölkerung erworbenen geschichtlichen Kenntnisse. Von 1995 bis heute wurden Wanderausstellungen zu diesem Thema veranstaltet; es wurden Treffen mit ehemaligen Deportierten des Bozner Lagers abgehalten, und in Zusammenarbeit mit der Bozner RAI wurde 1997 das Programm *Il Lager di Bolzano – memorie e testimonianze* (Das Bozner Lager – Erinnerungen und Zeugnisse) verwirklicht.

Für die Schulen wurde das Lehrprojekt *Was ein Lager ist: Vergangenheitsbewältigung im Klassenzimmer/Conoscere e comunicare i Lager* entwickelt, das in den letzten Schuljahren in mehreren Südtiroler Schulen abgewickelt wurde.

Ab 1996 kam eine fruchtbare Zusammenarbeit mit der Biblioteca Civica Popolare der Gemeinde Nova Milanese zustande, die zur Entwicklung weiterer Aktivitäten geführt hat, wie z. B. der internationalen Veranstaltung *Erinnerungen Revue passieren lassen – Videos über Widerstand, Deportation und Befreiung in Europa* und der Teilnahme an RAI-Sendungen und -Projekten.

Aufgrund der historischen Bedeutung des von den beiden Gemeinden Bozen und Nova Milanese verwirklichten Videoarchivs hat RAI Educational 50 Aufnahmen erworben, woraus das Programm *Testimonianze dai Lager* und die Website www.testimonianzedailager.rai.it entstanden sind.

LITERATUR

A) Werke zur allgemeinen Orientierung über den Zeitraum 1943–1945

BOSCHIS L., Le popolazioni del Bellunese nella guerra di liberazione 1943–1945, Feltre 1986.

COLLOTTI E., L'amministrazione tedesca dell'Italia occupata (1943–1945), Milano 1963.

KLINKHAMMER L., L'occupazione tedesca in Italia 1943–1945, Torino 1994.

STUHLPFARRER K., Le zone d'Operazione Prealpi e Litorale Adriatico 1943–1945, Gorizia 1979.

Südtirol 1939–1945 Option, Umsiedlung, Widerstand, Bozen 1989².

Tedeschi, partigiani e popolazioni nell'Alpenvorland (1943–1945), Venezia 1984.

B) Werke über die Deportation und das Bozner NS-Durchgangslager

A dieci anni – La Resistenza e il Trentino (8 settembre 1943–4 maggio 1945), Trento 1955.

Aspetti e problemi della Resistenza nel Trentino Alto Adige – Il Lager di via Resia, hg. von Circolo Culturale dell'Associazione Nazionale Partigiani d'Italia di Bolzano, Bolzano 1980.

Canti dai Lager / Musik aus dem Lager, hg. von C. Giacomozzi e G. Paleari, Bozen 1996.

CAUVIN A., GRASSO G., Nacht und Nebel (notte e nebbia) uomini da non dimenticare 1943–1945, Torino 1981.

COLANGELO G., PEDRON P., PONTALTI N., Ora, Fumo, Tempesta e gli altri – Storie di Resistenza trentina e italiana proposte a studenti di scuola media superiore, Trento 1994.

DE GENTILOTTI A., Don Narciso Sordo. Da Trento a Mauthausen per l'olocausto, Bolzano 1946.

HAPPACHER L., Il Lager di Bolzano, Trento 1979.

Il Lager di Bolzano / Das NS-Lager Bozen, hg. von C. Giacomozzi, Katalog und Wanderausstellung, Bozen 2004.

MARCELLI E., Don Narciso Sordo. Un testimone della fede, Bolzano 2000.

La memoria e la storia. Alto Adige-Südtirol, hg. von Circolo Culturale dell'Associazione Nazionale Partigiani d'Italia di Bolzano, Bolzano 1991.

La Memoria in Rassegna, 208 Video di Resistenza, Deportazione e Liberazione in Europa/ Erinnerungungen Revue passieren lassen, 208 Videos über Widerstand Deportation und Befreiung/ La Mémoire en Revue, 208 Vidéos sur Résistance Déportation et Liberation en Europe/Memory in Review, 208 Videos about Resistance Deportation and Liberation in Europe, hg. von C. Giacomozzi e G. Paleari, Bozen 2003.

MEZZALIRA G., VILLANI C., Anche a volerlo raccontare è impossibile. Scritti e testimonianze sul Lager di Bolzano, Bolzano 1999.

L'ombra del buio. Lager a Bolzano / Schatten, die das Dunkel wirft. Lager in Bozen, hg. von C. Giacomozzi, Bozen 1996².

Perché?, Bolzano 1946.

PICCIOTTO FARGION L., Il libro della memoria, Milano 1991.

PONTIROLI C., Odoardo Focherini. Lettere dal carcere e dai campi di concentramento, Carpi 1995.

Scrivere dai Lager/Briefe aus dem Lager, Ausstellungskatalog, hg. von C. Giacomozzi e G. Paleari, Bolzano 2000².

STEINHAUS F., Ebrei/Juden, Firenze 1994.

STEURER L., VERDORFER M., PICHLER W., Verfolgt, verfehmt, vergessen: lebensgeschichtliche Erinnerungen an den Widerstand gegen Nationalsozialismus und Krieg: Südtirol 1943–1945, Bozen 1993.

TIBALDI I., Compagni di viaggio. Dall'Italia ai Lager nazisti. I „trasporti“ dei deportati 1943–1945, Milano 1994.

TURBIANI F., P. Costantino Amort o.f.m., Bronzolo 1995.

VILLANI C., Ebrei fra leggi razziste e deportazioni nelle province di Bolzano, Trento e Belluno, Trento 1996.

WETZEL J., Das Polizeidurchgangslager Bozen, in: Die vergessenen Lager, Dachauer Hefte 5, S. 28–39, 1994.

ZAMPICCOLI E., Bolzano 1943–45. Testimonianze dal carcere di don Nicolli, Bolzano 1981.

C) Memoiren über das Bozner NS-Durchgangslager

- BECCARIA ROLFI L., BRUZZONE A. M., *Le donne di Ravensbrück*, Torino 1978.
- BOCCHETTA V., 40–45 *Quinquennio infame*, Melegnano 1995.
- CALEFFI P., *Si fa presto a dire fame*, Milano 1968⁷.
- CANTALUPPI G., *Flossenbürg. Ricordi di un generale deportato*, Milano 1995.
- CHIODI P., *Banditi*, Torino 1975.
- COALOVA S., *Un partigiano a Mauthausen. La sfida della speranza*, Cuneo 1993.
- DESANDRE' I., *Vita da donne*, Milano 1995.
- FARONATO G., *Ribelli per la libertà. Testimonianze sul Lager di Bolzano, Feltre* 1995.
- GAGGERO A., *Vestito da omo*, Firenze 1991.
- LIGGERI P., *Triangolo rosso 134381*, Milano 1986⁵.
- MASSARIELLO ARATA M., *Il ponte dei corvi. Diario di una deportata a Ravensbrück*, Milano 1979.
- Nei Lager c'ero anch'io*, hg. von V. Pappalettera, Milano 1973³.
- PANTOZZI A., *Sotto gli occhi della morte. Da Bolzano a Mauthausen*, Bolzano 1946.
- SCOLLO A., *I campi della demenza*, Milano 1994².
- VASARI B., *Mauthausen bivacco della morte*, Firenze 1991.

D) Memoiren und Werke über die Deportierten des Alpenvorlands

- IBLACKER R., *Keinen Eid auf diesen Führer*, Innsbruck, 1979
- INNERHOFER J., *Südtiroler Blutzeugen zur Zeit des Nationalsozialismus*, Bozen 1985.
- Le periferie della memoria – Profili di testimoni di pace*, hg. von ANPIPIA Turin und Movimento non violento di Verona, Torino, Verona 1999.

PERWANGER V., VALLAZZA G., Follia e pulizia etnica in Alto Adige, Pistoia 1998.

THALER F., Unvergessen, Bozen 1999.

E) Videoproduktionen

Testimonianze / Die Überlebenden 1–2–3, hg. von C. Giacomozzi und G. Paleari, Bozen 1997.

RAI Bozen in Zusammenarbeit mit der Stadtgemeinde Bozen, Il Lager di Bolzano – Memorie e testimonianze, Bolzano 1997.

RAI Educational in Zusammenarbeit mit der Gemeinde Nova Milanese und der Stadtgemeinde Bozen, Testimonianze dai Lager, Milano 2001.

F) Website mit Zeugnissen der ehemaligen Deportierten, auch des Bozner NS-Durchgangslagers

RAI Educational in Zusammenarbeit mit der Gemeinde Nova Milanese und der Stadtgemeinde Bozen, www.testimonianzedailager.rai.it, Milano, 2001.

Bozen von Kriegsende bis zur Gegenwart

Der schwierige Neubeginn

Das Ende des Zweiten Weltkrieges bedeutete für die Bevölkerung von Bozen die Notwendigkeit und die Chance eines Neuanfangs, der allerdings unter schwierigen Voraussetzungen stattfand.

Da waren zunächst die materiellen Schäden: Mit Treviso gehörte Bozen zu den am stärksten durch den Bombenkrieg beschädigten oberitalienischen Städten [Abb. 73]. Von den Zerstörungen betroffen waren vor allem die Zone um den Bahnhof, Teile der Altstadt und die Anlagen in der Industriezone.

Im Laufe der vergangenen zwanzig Jahre hatte sich die ethnische Zusammensetzung der Stadtbevölkerung grundlegend verändert. Die italienischsprachige Bevölkerung war von einer kleinen Minderheit zur zahlenmäßig stärksten Gruppe geworden, die im Jahr 1951 76% der Einwohnerschaft betrug. Damit war Bozen als Landeshauptstadt gleichzeitig eine Besonderheit im weiterhin mehrheitlich deutschsprachigen Land, in dem die italienischsprachige Bevölkerung im gleichen Zeitraum etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachte. Die Besonderheit Bozens war und ist umso bedeutsamer, da es sich um die Landeshauptstadt handelt, in der rund ein Viertel der Südtiroler Bevölkerung lebte und lebt.

Auch die Stadt selbst war ethnisch segmentiert, die Wohnviertel der deutsch- und italienischsprachigen Bevölkerung waren relativ klar voneinander abgegrenzt und definiert. Die sprachlichen Unterschiede korrelierten darüber hinaus mit einer sozialen Verschiedenheit: Während

die deutschsprachige Stadtbevölkerung mehrheitlich im Handel und Gewerbe tätig war, konzentrierte sich die italienischsprachige Bevölkerung auf den industriellen Sektor und den Staatsdienst. Es handelte sich letztlich um ein Fortleben der sozialen Segmentierung wie es der faschistischen Ideologie des Korporativismus entsprochen hatte. Das Zentrum des deutschsprachigen Handels war die Altstadt, an den Rändern der Stadt (Gries und Rentsch) siedelte die bäuerliche Bevölkerung. Die italienischen Beamten konzentrierten sich vorwiegend um den Siegesplatz und in Quirein, während die Arbeiterschaft in Oberau und in den Semirurali wohnten. Diese Tendenz zur sozialen und ethnischen Segmentierung blieb auch in den folgenden Jahrzehnten wirksam und lässt sich in abgeschwächter Form bis in die Gegenwart feststellen.

Diese sozialen und kulturellen Unterschiede zwischen den beiden Sprachgruppen erschwerten die Verständigung und ließen Platz für Vorurteile.

Die Voraussetzungen für das Zusammenleben der beiden Sprachgruppen waren auch in mentaler Hinsicht belastet. Die Erinnerung an die Jahre des italienischen und deutschen Faschismus war in den beiden Sprachgruppen sehr unterschiedlich und nicht dazu geeignet, die eigene Verantwortung am Geschehenen zu sehen und die andere Gruppe zu verstehen. Vielmehr versuchten beide Seiten sich durch eine pauschalisierende Schuldzuweisung der jeweils anderen Sprachgruppe aus der Affäre zu ziehen, was zur Folge hatte, dass nicht nur eine ehrliche Aufarbeitung der faschistischen Vergangenheit unterblieb, sondern auch die Entfaschisierung und Entnazifizierung der Politik und öffentlichen Verwaltung in Südtirol äußerst oberflächlich und immer durch die ethnische Brille bestimmt, durchgeführt wurde.

Kontinuitäten und Brüche

Nach dem Krieg setzte sich die Zuwanderung von Menschen in die Stadt Bozen fort. Die Zunahme konzentrierte sich allerdings auf die italienischsprachige Bevölkerung, da ein Wachstum der deutschspra-

chigen Bevölkerung durch einen Zuzug vom Land bis zum Inkrafttreten des Zweiten Autonomiestatutes nur sehr zögernd einsetzte. Auch nach dem Krieg bot nämlich die Industriezone in Bozen Arbeitsperspektiven für ZuwandererInnen aus vorwiegend süditalienischen Provinzen. Bozen verzeichnete in den Jahren zwischen 1946 und 1955 eine jährliche Zuwachsrate von über 2%, d.h. in den Jahren zwischen 1946 und 1955 wuchs die Einwohnerzahl der Stadt von 61.778 auf 76.906. Diese Zunahme der Bevölkerung ist zunächst als allgemeine Nachkriegerscheinung zu sehen, die sich im ganzen Land zeigte. Die Tatsache, dass sie sich in der Stadt Bozen allerdings weitgehend auf die italienische Sprachgruppe beschränkte, führte zu einer Verschärfung der ethnischen und auch sozialen Spannungen und zu harten politischen Polemiken, in denen sich grundsätzlich folgende Positionen gegenüberstanden: Dem Vorwurf der deutschsprachigen Seite, der italienische Staat fördere bewusst die Zuwanderung der ItalienerInnen in Südtirol und setze damit die Majorisierungspolitik des italienischen Faschismus fort, hielten die Vertreter der italienischen Sprachgruppe entgegen, dass es sich bei diesem Zuwanderungsprozess um ein ganz natürliches Phänomen der Arbeitsmigration von wirtschaftlich stagnierenden in prosperierende Gebiete handle und insofern ein grundlegendes Recht jedes Staatsbürgers darstelle.

Die Problematik des Bevölkerungszuwachses wurde durch die kriegsbedingte Wohnraumnot verschärft. So entstanden in den unmittelbaren Nachkriegsjahren an mehreren Orten der Stadt Notlösungen: Barackensiedlungen (Haslach, Genuasträße, Bozner Boden), Unterkünfte für die Rücksiedler in Rentsch, Haslach und an der Reschenstraße und die spontane Nutzung leerstehender z.T. baufälliger Gebäude [Abb. 74, 75, 76, 77]. So wurde auch das Areal des ehemaligen Polizeilichen Durchgangslagers in der Reschenstraße bis in die späten 60er Jahre hinein zu Wohnzwecken genutzt, wobei die Menschen dort unter sehr prekären Bedingungen lebten.

Am 11. Juni 1948 wurden in Bozen die ersten freien Wahlen nach dem Krieg abgehalten. Im Gemeinderat waren in der Folge die Democrazia Cristiana (DC), die Sozialistische Partei (PSI), die Sozialdemokratische Partei (PSDI), die Kommunistische Partei (KPI), der neo-faschistische Movimento Sociale Italiano (MSI) und die Südtiroler Volkspartei (SVP) vertreten. Die Stadtregierung bestand aus einer Koalition zwischen DC, PSI, KPI und SVP. Eines der dringendsten Probleme der mehrheitlich italienischsprachigen Stadtverwaltung war die Schaffung von Wohnraum für die wachsende Stadtbevölkerung. In diesem Bestreben wurde die Stadt auch von staatlichen Fördermaßnahmen unterstützt.

Das Wachsen der Landeshauptstadt in den 50er Jahren vertiefte die Spannungen zwischen der Stadt und dem Land Südtirol. Der Bedarf an Wohnraum und die Wohnbaupolitik wurden zum bevorzugten Feld der ethnischen Konfrontation. Verschärft wurde die Polemik noch zusätzlich durch die Rückoptanten, die seit 1948 wieder legal nach Südtirol zurückkommen durften [Abb. 78]. Letztlich lief es häufig darauf hinaus, politische und ethnische Machtkonkurrenz auf dem Rücken der sozial Schwachen auszutragen: der italienischsprachigen Arbeiterschaft einerseits und der besitzlosen deutschsprachigen Rück-optanten andererseits. Dabei wurde das Problem durch die Presse der beiden Sprachgruppen jeweils spiegelverkehrt interpretiert: *„Dare casa ad un ripoatante significa toglierla ‘ai senzatetto’ qui residenti [...] costringerebbe i lavoratori qui residenti a fare le valigie.”*¹ *„Dass die undisziplinierte Zuwanderung eines der Hauptbindernisse ist für die endliche Rückführung der vom Faschismus und Nazismus aus dem Land gedrängten Südtiroler [...] ist ja schon zur Genüge gesagt worden.“*²

Die seit der Erfahrung des italienischen Faschismus noch stärker gewordene Feindlichkeit gegenüber Industrie und Urbanität auf der Seite der deutschsprachigen SüdtirolerInnen fand nun in der Bevöl-

1 Alto Adige, 5.11.1949

2 Dolomiten, 7.6.1951

kerungsentwicklung, sowie der Wohnbaupolitik und Stadtplanung Bozens ihr bevorzugtes Angriffsziel. Kanonikus Michael Gamper, der schon den bis heute symbolisch sehr wirksamen Begriff „Katakombenschule“ geprägt hatte, gab 1953 in der deutschsprachigen Presse eines neues Schlagwort aus: *„Es ist ein Todesmarsch, auf dem wir Südtiroler uns befinden, wenn nicht noch in letzter Stunde Rettung kommt.“*³ Die sogenannte „Todesmarsch“-Parole prägte die Politik der Südtiroler Volkspartei bis in die 60er Jahre hinein. Die ethnische Psychose ist auch vor dem Hintergrund der Migration deutschsprachiger Südtiroler aus dem bäuerlichen Milieu in das „Wirtschaftswunderland“ Deutschland sowie in die Schweiz und später auch nach Österreich zu sehen, die im Jahrzehnt zwischen 1955 und 1965 ihren Höhepunkt erreichte. Im Jahre 1956 wurde die Heimatfernenstelle innerhalb des Katholischen Verbandes der Werktätigen (KVV) eingerichtet. So realisierten sich in den Nachkriegsjahren innerhalb der beiden großen Sprachgruppen in Südtirol durchaus parallele und gleichzeitig entgegengesetzte Entwicklungen: Während die italienische Bevölkerung durch die Arbeitsmigration nach Südtirol zunahm, verließen viele Südtiroler aus dem gleichen Grund ihre Heimat Richtung Norden.

Eskalation der Konflikte und Verständigung

Das Erste Autonomiestatut von 1948 hatte die Erwartungen und Forderungen der deutschsprachigen SüdtirolerInnen nicht wirklich erfüllt. Die Provinz Bozen hatte im Verhältnis zur im Februar 1948 konstituierten autonomen Region Trentino-Tiroler Etschland nur sehr begrenzte Befugnisse. In der zweiten Hälfte der 50er Jahre und zu Beginn der 60er Jahre war Südtirol ein dauerndes Spannungsfeld. Im November 1957 wurde in der von der SVP veranstalteten Kundgebung auf Schloss Sigmundskron das „Los von Trient“ ausgegeben. Es war nahelegend, dass sich der ethnopolitische Konflikt vor allem am „Problem

3 Dolomiten, 28.10.1953

Bozen“ entzündete. Der Auslöser für die Kundgebung auf Schloss Sigmundskron war die Ankündigung des italienischen Ministers für öffentliche Arbeiten, Togni, in Bozen ein mit 2,5 Milliarden dotiertes Wohnbauprogramm zu starten. 1959 traten die Vertreter der SVP aus Protest gegen die Praxis des Volkswohnbaus aus dem Regionalrat aus. In den folgenden Jahren kam es zu einer Reihe von Sprengstoffanschlägen gegen Objekte, die für die deutschsprachige Bevölkerung Symbole der fortgesetzten italienischen Kolonialisierungspolitik darstellten: Elektromasten und Volkswohnbauten. So explodierte am 8. April 1959 eine Sprengladung in einem Wohnhaus-Rohbau (INA-Casa) in der Sassaristraße 8 [Abb. 79]. Der Beginn der Anschläge stand im Zusammenhang mit dem Tiroler Gedenkjahr zum 150. Todestag von Andreas Hofer. Weitere Anschläge in Meran und Bozen folgten: Im Dezember 1960 war ein Volkswohnbau in der Bozner Palermostraße betroffen. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juni 1961 – der sogenannten „Feuernacht“ – wurde die Stromversorgung der Landeshauptstadt lahmgelegt.

Der österreichische Staatsvertrag von 1955 hatte dem nunmehr souveränen Staat Österreich seine außenpolitische Handlungsfähigkeit zurückgegeben, auf die sich die deutschsprachigen Südtiroler in Zukunft berufen konnten. In den Jahren 1960 und 1961 befasste sich die UNO auf Initiative Österreichs in zwei Resolutionen mit dem Südtirolproblem.

Trotz des massiven Eingreifens der italienischen Sicherheitskräfte gegen die Sprengstoffattentäter, die zu zahlreichen Verhaftungen mit anschließenden Folterungen führten und Demonstrationen zur Wahrung der „Italianità“, kam es zu keiner gewaltsamen Konfrontation zwischen den Volksgruppen.

Ein Grund dafür lag auch in dem Umstand, dass die deutschsprachige Bevölkerung von Bozen zwar die Begrenzung des Ersten Autonomiestatutes mehrheitlich ablehnte, aber doch weniger mit den Attentätern sympathisierte als etwa die Bevölkerung auf dem Land. Gleichzeitig lösten diese Aktionen natürlich auch Ängste innerhalb der

italienischsprachigen Bevölkerung aus. Der beachtliche Erfolg von 16%, den die neofaschistische Partei Movimento Sociale Italiano (MSI) bei den Gemeinderatswahlen in Bozen im Jahre 1961 verzeichnen konnte, kann als Indiz dafür gelten.

Ab 1964 beruhigte sich die Situation und die Kompromissbereitschaft der beiden Konfliktpartner Italien und Österreich als Schutzmacht Südtirols nahm konkrete Formen an. In den bilateralen Verhandlungen der folgenden Jahre wurde der Weg zum zweiten, umfassenden Autonomiestatut des Jahres 1972 gelegt.

Die kontrollierte Ausdehnung der Stadt

Für die Stadt Bozen bedeutete die Verabschiedung des Zweiten Autonomiestatut, welches dem Land weitreichende Kompetenzen übertrug, zunächst eine Verschärfung der Konfliktebene zwischen Provinz und Landeshauptstadt. Die politischen Auseinandersetzungen um die verschiedenen Bauleitpläne und -programme der Stadt sowie das Schlagwort von „*Bolzano frenata, Bolzano bloccata*“ machten deutlich, dass ethnopolitische Konfrontationen und die Auseinandersetzung zwischen städtisch-industrieller und ländlich-agrarischer Realität und Mentalität weiterhin miteinander verknüpft wurden und virulent blieben. Der politische Widerstand gegen Enteignungen von landwirtschaftlichem Grund, vorgebracht von einer nun weitaus selbstbewussteren und handlungsfähigeren Landesregierung, brachte auch das Konzept der extensiv bebauten Semiruralzone in Krise.

Bis 1957 wohnten in der – immer noch deutlich von der Stadt abgesetzten – Semiruralzone in 1.000 Wohnungen insgesamt etwa 4.000 Menschen. Auch das Leben in dieser Siedlung war von Kontinuitäten und Brüchen geprägt. Einerseits wurden auch nach dem Kriegsende noch Wohnungen fertiggestellt und italienischsprachige ZuwandererInnen siedelten sich dort an. Andererseits hatten sich die politischen Rahmenbedingungen doch entscheidend geändert. Die Siedlung stand nun nicht mehr unter dem Protektorat des faschistischen Regimes, was

für das Alltagsleben der BewohnerInnen eine große Veränderung bedeutete. Das soziale und kulturelle Leben des Viertels musste neu aufgebaut und organisiert werden, wobei jetzt nicht mehr die Orientierung am Regime, sondern die Bedürfnisse der BewohnerInnen und ihre Integration in das Stadtgefüge im Mittelpunkt standen.

Das sich bereits in öffentlicher Hand befindliche Areal sollte also intensiver genutzt werden: Bereits Ende der 50er Jahre waren die ersten größeren Gebäude in der Parma- und der Sassaristraße entstanden. Der Bozner Bauleitplan von 1964 sah den Abbruch der gesamten Semiruralizone vor; an der Stelle der kleinen Zwei- und Vierfamilienhäuser sollten höhere und größere Wohnblöcke treten [Abb. 80]. Außerdem war die Errichtung einer Wohnbauzone zwischen Drusus- und Reschenstraße geplant: das spätere Europaviertel, in dem die ersten bis zu fünfzehnstöckigen „Wolkenkratzer“ stehen sollten.

Mit der Realisierung dieser Bauvorhaben konnte jedoch erst nach Verabschiedung des Zweiten Autonomiestatutes und der Wohnbaureform (beides 1972) begonnen werden.

Bereits seit 1970 begann man allerdings mit der systematischen Entleerung der Semiruralizone [Abb. 81]. Wohnungen, deren BewohnerInnen weggezogen oder gestorben waren, wurden nicht mehr besetzt, um Abbruch und Neubau vorzubereiten.

Für die Bevölkerung der Stadt, die an chronischem Mangel an Wohnraum litt, wurden diese leerstehenden Häuser zur Provokation. Ende Mai 1975 kam es zur Besetzung einiger Semiruralihäuser durch wohnungssuchende Familien. Über ein halbes Jahr lang wurden die leerstehenden Wohnungen von über 50 Familien besetzt.

Die ehemalige Semirurali-Zone wurde dann durch den Bauleitplan von 1976 reguliert. Vorgesehen wurden an Stelle der bestehenden 800 Wohnungen 2.000 neue Wohneinheiten für rund 7.000 Menschen. Für die Neustrukturierung lagen verschiedene Konzepte vor: Eines, das durch relativ dicht stehende Hochbauten die Urbanität unterstreichen wollte und ein zweites, das – sich am Modell der englischen Gartenstadt orientierend – kleinere Wohneinheiten, die sich um begrenzte

Innenhöfe gruppierten, vorschlug. In der Diskussion um diese unterschiedlichen Modelle des Volkwohnbaues wurden auch die verschiedenen Interessenlagen zum Thema „Wohnen in der Stadt“ deutlich: da war die ästhetische Argumentation der Architekten, daneben stand die Kosten-Nutzen-Rechnung der Politiker und nicht zuletzt ging es auch um die verschiedenen Vorstellungen von und Bedürfnisse an Wohnqualität der BewohnerInnen.

Der Beginn einer gemeinsamen Geschichte: Kontakte und Konflikte

1971 stand Bozen am Höhepunkt seiner Bevölkerungsentwicklung und zählte rund 107.000 EinwohnerInnen. Die Verabschiedung des Zweiten Autonomiestatutes 1972 signalisierte auf politischer Ebene zunächst zweifellos ein Klima der ethnischen Entspannung, das zudem durch eine Phase der wirtschaftlichen Prosperität unterstützt wurde.

Die 70er Jahre waren für Südtirol insgesamt eine Phase des wirtschaftlichen Aufschwunges. Den größten Zuwachs erlebte dabei der Bereich der Dienstleistungen, während sich in der Landwirtschaft ein beschleunigter Modernisierungs- und Schrumpfungsprozess vollzog. Die Betriebe in der Bozner Industriezone expandierten bis zum Beginn der 70er Jahre und kamen auf der Suche nach Arbeitskräften auch in die umliegenden Dörfer und Täler von Bozen. Deutschsprachige Arbeiter aus dem bäuerlichen Milieu, v.a. aus dem Sarntal kamen in die Industriezone. Auch wenn ihr Anteil nie über 10% hinausging, wurde damit doch erstmals eine Grenze überschritten. Die Industriezone war kein rein italienisches Phänomen mehr. Die Kontakte zwischen deutsch- und italienischsprachigen Arbeitern waren allerdings begrenzt. Bei den deutschsprachigen Arbeitern handelte es sich hauptsächlich um Pendler, die nicht in Bozen wohnten, sondern täglich von ihrem Wohnort in die Stadt und zurück pendelten. Die Betriebe der Industriezone hatten zu diesem Zweck einen eigenen Pendlerdienst eingerichtet. Ab Mitte der 70er Jahre begannen sich in der Bozner

Industriezone die ersten Krisenerscheinungen zu zeigen. Vorher allerdings manifestierte sich dort seit Mitte der 60er Jahre eine politische Mobilisierungsphase, mit Streiks und Protestkundgebungen, die auf die gesamte Stadt ausstrahlten. Viele Jugendliche und StudentInnen beider Sprachgruppen erlebten diese „heiße Phase“ als Beginn der eigenen Politisierung, die europaweit unter dem Schlagwort der 68er zum Begriff wurde.

Die in den 70er Jahren einsetzende allgemeine kulturelle Öffnung in Bozen ist auch in diesem Zusammenhang zu sehen. In dieser Zeit beginnen in der Stadt Bozen zweisprachigen Initiativen zu entstehen, vor allem Jugendliche beider Sprachgruppen suchten den Dialog und den Kontakt.

Eine der wichtigsten Ebenen für das Zusammenwachsen der beiden Sprachgruppen befand sich jedoch abseits von Arbeit und Politik. Vor allem in der Stadt Bozen wählten immer mehr Menschen ihre/n Ehepartner/in auch aus der anderen Sprachgruppe. Das Phänomen wurde zwar von Medien und Politik bisweilen misstrauisch beobachtet und auch offen kritisiert, ließ sich aber doch nicht verhindern, denn die Menschen ließen sich in ihren privaten Entscheidungen eben nicht von politischen Leitlinien bevormunden.

Unsichtbare Grenzen

Trotz dieser punktuellen Zunahme von Kontakten und gemeinsamen Realitäten blieben sich die Sprachgruppen auch in den 70er und 80er Jahren weiterhin weitgehend fremd. Nach wie vor gab es in Südtirol und insbesondere in Bozen zwei „*nebeneinander und auch gegeneinander existierende Parallelgesellschaften*“⁴, deren Kontakte episodenhaft und fragil bleiben.

Gerade die Industriezone und auch die Zone der Semirurali blieben für die deutschsprachigen BoznerInnen nach wie vor fremdes Terrain,

4 LANGER A. 1996, S. 171

dem man sich nur mit Vorsicht näherte. Folgende Erinnerungen zeigen dies anschaulich. Hansjörg Viertler, 1968 Schüler an der Handelsober-
schule in Bozen und als solcher auch politisch aktiv, erinnert sich: „[...] *ich habe überhaupt keine italienischen Freunde in Bozen gehabt, wir haben in einer Abgeschlossenheit gelebt, die nicht viel besser war als zu Hause in Sexten. Wir haben uns zum Beispiel nicht mal in die Bozner Industriezone getraut, die war tabu für uns.*“⁵

Die Erinnerungen des Bozners David Casagrande sind sehr ähnlich: „*Wenn ich als Schulbub in ganz besonders abenteuerlustiger Stimmung war, hab ich mich mit dem Fahrrad hingetraut. Den Kopf voller Schauergeschichten über messerstechende Südländer, fühlte ich mich wie ein Apache mitten im feindlichen Kiowalager. [...] Inzwischen wohne ich selbst da, seit 11 Monaten, im vorletzten Abschnitt der Mailandstraße, an der Nahtstelle zwischen dem Don-Bosco-Viertel, dem Shanghai meiner Kindertage, und der Europa-
zone, dem neuerbauten Stadtteil.*“⁶

Josef Stricker, Arbeiterpriester und in den 70er Jahren selbst als Arbeiter und später als Gewerkschaftsbeauftragter in und mit der Bozner Industriezone beschäftigt, erzählt, dass er anlässlich einer Kundgebung in der Industriezone sein Auto vorsichtshalber schon vor der Rombücke abgestellt habe, denn jenseits der Brücke schien im die Gefahr groß, dass es beschädigt oder gestohlen werden könnte.

Fremdheit und Ferne drücken auch die Namen für diese Bozner Stadtteile aus: Shanghai für das Semiruraliviertel, Bronx und Manhattan wurden gängige Bezeichnungen für das neu entstandene Europaviertel mit seinen Hochhäusern und Stadtautobahnen. Nicht nur die Bozner Bevölkerung nahm diese Fremdheit war, auch für viele Menschen vom Land, die durch die Drususstraße in die Landeshauptstadt fuhren, waren die entstandenen „Wolkenkratzer“ Symbole eines unbekanntes Terrains.

⁵ Tageszeitung, 30.12.1998

⁶ Sturzflüge 4 (1983), S. 13

Gleichzeitig wurde gerade dieses neue Viertel für viele deutschsprachige Südtiroler Familien zum neuen Wohnort. Durch die Verschiebungen in der Wirtschaftsstruktur in diesen Jahren, insbesondere der Ausweitung des Dienstleistungsbereiches wurde die Stadt vermehrt zum Arbeitsort und in der Folge auch zum Wohnort vieler Menschen aus den umliegenden aber auch fernerer Dörfern. Die Situation dieser deutschsprachigen Familien wies zweifellos einige Ähnlichkeiten mit dem Leben in der ehemaligen Semiruralzone auf, so etwa die Erfahrung des „Ghettodaseins“, des Lebens in einer als fremd empfundenen Umgebung und insofern vielleicht auch ein stärkerer Zusammenschluss innerhalb der eigenen Gruppe, wobei diese „eigene“ Gruppe durchaus heterogen war. Dies galt für die italienischsprachigen BewohnerInnen der Semirurali mit ihren unterschiedlichen Herkunftsgebieten genauso wie für die deutschsprachigen BewohnerInnen der neu errichteten Stadtviertel, die aus verschiedenen Dörfern und Tälern mit unterschiedlichen Dialekten etc. kamen.

Die Stadt in der Krise

Die allgemeine wirtschaftliche Rezession ab Mitte der 70er Jahre machte sich in Bozen stärker bemerkbar als im übrigen Land und schlug sich dort auch in besonderer Weise in ethnischen Frontstellungen nieder. Die Verschiebung der Wirtschaftsstruktur hin zum Tertiärsektor ging in der Landeshauptstadt vor allem auf Kosten des produzierenden Gewerbes, mit vorwiegend italienischsprachigem Beschäftigtenanteil und betraf deshalb die italienische Sprachgruppe stärker als die deutschsprachigen BewohnerInnen. Um das Jahr 1980 begann sich das Wachstum der Südtiroler Wirtschaft deutlich zu verlangsamen und stagnierte in den folgenden Jahren. Bozen wurde durch die Industriezone zum „Krisengebiet“ des Landes. Einige der größten Betriebe in der Grundstoff- und der metallverarbeitenden Industrie kamen in Schwierigkeiten, so etwa die Lancia-Iveco und die Alumina. Es kam zu zahlreichen Entlassungen und bei Alumina konnte nur durch Landessubventionen die

Stilllegung verhindert werden. Da es keine anderen Betriebe in diesen oder ähnlichen Produktionsbereichen gab, war es für die entlassenen Arbeiter nahezu unmöglich gleichwertige Arbeitsplätze zu finden.

Die wirtschaftliche Stagnation bzw. Rezession wirkte sich auch auf die Bevölkerungsentwicklung der Stadt aus: Die Einwohnerzahl von Bozen begann seit dem Jahr 1975 ständig zu sinken.

Der ständig wachsende Dienstleistungsbereich wurde sowohl für die deutsch- wie auch für die italienischsprachige Bevölkerung zum wichtigsten Beschäftigungsfeld. 1976 wurden die Durchführungsbestimmungen zum ethnischen Proporz und zur Zweisprachigkeit erlassen. Zunehmend besetzten daraufhin deutschsprachige SüdtirolerInnen auch Stellen in der öffentlichen Verwaltung. Auch diese Tendenz kam vor allem in Bozen als Verwaltungszentrum zum Tragen. Erstmals kam es also zu einer Aufweichung der traditionellen Arbeitsbereiche für Deutsch- und Italienischsprachige. Gemeinsame Arbeitsplätze für beide Sprachgruppen ermöglichten direkte Kontakte und hätten eine Phase der Verständigung einleiten können.

Die Rahmenbedingungen für diese Veränderungen waren allerdings nicht günstig. In einer Zeit, in der die Industrie zunehmend an Bedeutung verlor und auch die deutschsprachigen SüdtirolerInnen verstärkt aus dem Bereich der Landwirtschaft in den tertiären Sektor überwechselten, bekam die Anwendung des ethnischen Proporztes zunehmend den Charakter eines Verteilungs- und Konkurrenzkampfes um Arbeitsplätze und soziale Ressourcen.

Der öffentliche Dienst, bis dahin Domäne der ItalienerInnen in Südtirol, wurde nun auch für deutsch- und ladinischsprachige SüdtirolerInnen attraktiv. Dazu kam die Forderung nach dem Zweisprachigkeitsnachweis als Voraussetzung für den Zugang zu den öffentlichen Stellen [Abb. 82]. Der Erwerb des „patentino“ war für viele SüdtirolerInnen – und für die Italienischsprachigen meist noch mehr – eine große Hürde und ließ insgesamt die Zweisprachigkeit eher zur lästigen Pflicht als zur positiven Chance werden. Das Gefühl vieler ItalienerInnen insbesondere in Bozen ihre traditionellen Sicherheiten zu verlieren und zu einer

schutzbedürftigen Minderheit innerhalb des Landes zu werden, wurde durch die Ergebnisse der Sprachgruppenzählung von 1981 verstärkt. Laut der abgegebenen Erklärungen hatte nämlich die italienische Bevölkerung in Bozen im Vergleich zu 1971 um 6.000 Personen abgenommen, während der deutschsprachige Bevölkerungsanteil einen Zuwachs von fast 3.000 verzeichnete. Während die anonyme Sprachgruppenerhebung von 1971 noch rein statistischen Charakter gehabt hatte, bildete die Zählung von 1981 ein zentrales Element für die individuelle Anwendung der inzwischen erlassenen gesetzlichen Bestimmungen im Rahmen des Autonomiestatutes.

Auch in Bezug auf die Baupolitik in Bozen kam es in dieser Zeit wieder zu Polemiken. Wiederholt musste sich die Landesregierung den Vorwurf gefallen lassen, die städtebauliche Ausdehnung Bozens gewaltsam zu behindern und die Ansässigkeit von ItalienerInnen zu erschweren. Alle diese Faktoren bilden den Hintergrund, auf dem der in den Medien so oft zitierte „disagio“ der italienischsprachigen Bevölkerung insbesondere in Bozen zu sehen ist, und der den Erfolg des MSI bei den Gemeinderatswahlen im Mai 1985 (die Partei erhielt die relative Mehrheit von 22,5 %) miterklären kann.

Auf der Suche nach einem eigenen Profil

Mit Beginn der 90er Jahre beginnt für die Entwicklung der Stadt Bozen eine neue Phase. Ein neues Selbstbewusstsein der Stadt drückt sich in der Realisierung verschiedener Großprojekte aus, die auch von der Landesregierung mitgetragen werden. Die Eröffnung verschiedener Museen, die Gründung der Universität Bozen oder der Bau des Stadttheaters sind Zeichen dafür, dass die Stellung Bozens als Landeshauptstadt nunmehr auf breite politische Akzeptanz trifft.

Ebenso scheint innerhalb der Einwohnerschaft Bozens die Identifikation mit der Stadt gewachsen zu sein, auch wenn nach wie vor einige Probleme ungelöst sind. Probleme, die letztlich auch aus der komplizierten Geschichte der Stadt herrühren.

- So wird nach wie vor die fehlende Kohäsion der Stadt beklagt: Es gibt Versäumnisse und Defizite in der organischen Entwicklung der Stadtviertel einerseits und dem Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie andererseits. Touristen und NichtboznerInnen kennen meist nur einen kleinen Ausschnitt von Bozen und zwar nicht den, der die Realität der Bevölkerungsmehrheit widerspiegelt.
- Obwohl die Bevölkerung Bozens momentan nicht wächst, gibt es doch einen steigenden Bedarf an Wohnraum. Das Problem der Stadt-erweiterung war in Bozen immer schon ein sehr sensibles Feld und ist es bis heute geblieben. Gerade in Bozen mit seinem ländlichen Umfeld ist es sehr schwierig und gleichzeitig sehr wichtig eine Ausfransung der Stadtgrenze zu verhindern und erkennbare Trennlinien zwischen Stadt und Land zu schaffen.
- Ein offener Umgang mit der eigenen faschistischen Vergangenheit hat in Bozen nur in Ansätzen und sehr verspätet stattgefunden, obwohl die Stadt sowohl für den italienischen Faschismus wie auch für den Nationalsozialismus von großer Bedeutung war. Eine Aufarbeitung und Vermittlung der Geschichte des Polizeilichen Durchgangslagers in der Reschenstraße wurde in den letzten 10 Jahren begonnen. Die Historisierung der faschistischen Vergangenheit wird zunehmend als wichtiger Beitrag für die Normalisierung des Verhältnisses zwischen den in Bozen lebenden Sprachgruppen verstanden und in Angriff genommen.
- Bozen wurde in den letzten Jahren wieder zum Ziel von Einwanderung und entwickelt sich immer mehr in Richtung einer multikulturellen Realität. Diese neuerliche Zuwanderung von Menschen (auch aus nicht EU-Ländern) stellt sowohl die Verwaltung als auch die Bevölkerung der Stadt vor neue Herausforderungen und Aufgaben, die noch bei weitem nicht als gelöst angesehen werden können. An den Rändern der Stadt sind Barackensiedlungen mit Notunterkünften entstanden, die den dort lebenden Menschen und ihren Bedürfnissen nicht gerecht werden. Diese prekäre Situation führt auch zu vielfältigen sozialen Problemen. Die Integration dieser neuen Bevölkerungsgruppen ist eines der zentralen Probleme für die Zukunft.

– Nicht zu vergessen schließlich sind die beiden Problembereiche Umwelt und Verkehr, die wiederum in der Landeshauptstadt ganz besonders spürbar sind und zu den politischen Dauerthemen der letzten 10 Jahre gehören. Seit den 80er Jahren hat sich der Trend verstärkt, den Wohnsitz von Bozen in eines der umliegenden Dörfer zu verlegen. Eine hohe Pendlerate ist aber nicht nur eine ökologische Belastung, sondern trägt auch zur sozialen Verarmung der Stadt bei. Auch in dieser Hinsicht werden Lösungen nur in Diskussion und Zusammenarbeit zwischen Bevölkerung und Verwaltung der Stadt zu realisieren sein, um Bozen zu einer lebens- und liebenswerten Stadt zu machen.

LITERATUR

ACHENBACH H., Bozen. Raumgliederungsdynamik und Raumgliederung einer zweisprachigen Stadt, in: *Die Erde*, 106 (1975), S. 151.

AGOSTINI P., *La convivenza rinviata*, Bolzano 1985.

ALCOCK E., *Geschichte der Südtirolfrage. Südtirol seit dem Paket*, Wien 1982.

AUTONOME PROVINZ BOZEN – ASTAT, *40 Jahre Bautätigkeit in Südtirol 1954–1997*, (ASTAT-Schriftenreihe 64), Bozen 1999.

BASILICO G., *Bolzano Ovest Bozen West*, Ausstellungskatalog 15. September – 1. Oktober 2000, Milano 2000.

BAUMGARTNER E., MUMELTER G., MAYR H., *Feuernacht. Südtirols Bombenjahre. Ein zeitgeschichtliches Lesebuch*, Bozen 1992.

BENEDIKTER R., *Die Erfolge des Movimento Sociale Italiano (M.S.I.–D.N.) bei den Gemeinderatswahlen vom 12. Mai 1985 – Ursachen, Bedingungen, Auswirkungen, in Nationalismus und Neofaschismus in Südtirol*, Wien 1987.

BERGHOLD J., *Italien-Austria. Von der Erbfeindschaft zur europäischen Öffnung*, Wien 1997.

Bolzano 1948–1952. Una città risorge, hg. von Gemeinde Bozen, Bolzano 1952.

Bolzano-Bozen. 1961–1964, hg. von R. Germiniasi, Bozen 1965.

Bolzano/Bozen 1945–1985. Stadt im Wandel. Una città che cresce, hg. vom Urbanistikassessorat, Bozen 1985.

Bolzano-Bozen. Ideen für eine neue Identität. La città del futuro, (Atti del 1. Convegno internazionale sui problemi della città. Akten der 1. Internationale Tagung über die Probleme der Stadt, Bozen, Schloss Maretsch 6., 7., 8. April 1989), Bozen 1990.

Bozen 1953–1956. Weiterer Aufstieg, hg. vom Presseamt Bozen, Bozen 1957.

Bozen 80. 5 Jahre im Dienste der Stadt, hg. von Gemeinde, Bozen 1980.

CAGNAN P., *Frammenti di storia della comunità italiana in Alto Adige*, Bolzano 2001.

La casa a Bolzano. La questione delle abitazioni e la lotta dei proletari a Bolzano e nel Sudtirolo, hg. von Commissione Lotte Sociali di Lotta Continua, Bolzano 1976.

CHRISTL O., Kritische Untersuchungen über die Industriezone in Bozen unter besonderer Berücksichtigung des Standortproblems, Diplomarbeit, Innsbruck 1963.

DI GÈSARO P., MARCHETTI B., Bozen, europäische Stadt, Bozen 1998.

Fabbisogno di abitazioni nel Comune di Bolzano al dicembre 1961, (Ripartizione VII – Centro studi), hg. von Gemeinde Bozen, Bozen 1962.

Fabbisogno di abitazioni nel Comune di Bolzano, al dicembre 1981, hg. von Gemeinde Bozen, Bozen 1982.

FALCH S., Südtiroler Arbeitsmigration der 50er und 60er Jahre, in: Zeitgeschichte, 27 (2000) 5, S.109–122.

GÄTTERER C., Im Kampf gegen Rom. Bürger, Minderheiten und Autonomien in Italien, Wien-Frankfurt–Zürich 1968.

EGGER K., Mehrsprachige Stadt Bozen. Der Mehrsprachigkeit einer Stadt auf der Spur, in: Fler-sprachighetens dimensioner, hg. von H. Kjell u. A., University of Vaasa, o. J.

HEISS H., „Bewegte Gesellschaft: Südtirol 1968“, in: Geschichte und Region/Storia e regione, 7 (1998), S. 57–100.

HEISS H., Gelungene Pazifizierung? Die Stadt Bozen/Bolzano im Spannungsfeld nationaler und kultureller Auseinandersetzungen 1919-1999, in: Grenzkultur – Mischkultur? (Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung 35), hg. von R. Marti, Saarbrücken 2000, S. 209–242.

HILLEBRAND L., Medienmacht und Volkstumspolitik. Michael Gamper und der Athesia Verlag, Innsbruck–Wien 1996.

LANGER A., Aufsätze zu Südtirol – Scritti sul Sudtirolo 1978–1995, hg. von S. Baur, R. Dello Sbarba, Meran 1995.

Le piace Bolzano?, in „Lecture trentine e altoatesine“, 28/29, Trento, Dezember 1982.

LECHNER S., Rückoption und Rücksiedlung nach Südtirol, in: Die Option. Südtirol zwischen Faschismus und Nationalsozialismus, hg. von K. Eisterer, R. Steininger, Innsbruck 1989, S. 365–384.

LEIDLMAIR A., Bevölkerung und Wirtschaft seit 1945, in: Südtirol eine Frage des europäischen Gewissens, hg. von F. Huter, München 1965.

MEZZALIRA G., „Der ethnisch fremde Süden.“ Die italienischen Einwanderer in der Nachkriegszeit, in: Nie nirgend daheim. Vom Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol, Bozen 1991, S. 201–215.

MITTERMAIR K., Südtirol. Geschichte, Politik und Gesellschaft, Wien 1986.

Oltre i muri. Cantieri, territorio e società in Alto Adige tra Ottocento e Novecento, hg. von A. Holzer u. A., Bolzano 1995.

PERKMANN J., Arbeitskämpfe in Südtirol (Sonderdruck von Die Arbeiterstimme), hg. von AGB/CGIL, Bozen, o.J.

PETRI R., Storia di Bolzano. (Le città nelle Venezie dall'unità ai nostri giorni 3), Padova 1989.

PIXNER A., Industrie in Südtirol. Standorte und Entwicklung seit dem Zweiten Weltkrieg, Innsbruck 1983.

PRISTINGER F., Dominanza etnica e dipendenza economica. La modernizzazione nel Sudtirolo, Padova 1977.

SEBERICH R., Der Fall Bozen: Stadtentwicklung im Brennpunkt der Nationalitätenpolitik in Südtirol, in: Dorf – Stadt – Nation. Beispiele und Vergleiche aus Süddeutschland, der Schweiz, Österreich und Südtirol, hg. von K. Pellens, Stuttgart 1987, S.143–158.

Das Sprachdilemma. Verständigungsprobleme im deutsch-welschen Land, in: FF Südtiroler Illustrierte, Bozen 1986.

STAMMLER P., Der soziale Wohnbau in Südtirol, (Schriftenreihe des Südtiroler Wirtschafts- und Sozialinstituts 58), a.a.O., 1972.

STEININGER R., Südtirol im 20. Jahrhundert. Vom Leben und Überleben einer Minderheit, Innsbruck 1997.

STEURER L., Die Entstehung von „Groß-Bozen“, in: Bolzano-Bozen. Ideen für eine neue Identität. La città del futuro, a.a.O., S.61–70.

Turris Babel. Notiziario ordine degli architetti provincia di Bolzano, Mitteilungsblatt Architektenkammer der Provinz Bozen, Nr. 1 u. 2, 1985.

Uomini e macchine. Lancia e Viberti: Due stabilimenti, una storia. Lancia und Viberti: zwei Betriebe, eine Geschichte, hg. von La Fabbrica del tempo, Bolzano 2001.

C'era una volta un villaggio ... Frammenti e immagini di storia operaia a Bolzano, hg. von La Fabbrica del tempo & UGAF – Iveco Bolzano, Bolzano 1999.

WEBER-EGLI D., Gemischtsprachige Familien in Südtirol/Alto Adige, Meran 1992.

1900 – 2000: Bozen, Schulgeschichten

Wenn man sich näher mit der Geschichte einer Stadt befasst, scheint die Geschichte der Schule und der Bildung zwischen neuer und alter Geschichtsschreibung, Quellen und Dokumenten, Texten von Geschichtswissenschaftlern, die unterschiedlichen Denkweisen und Jahrhunderten mit oft gegensätzlichen Gesichtspunkten und Annäherungsweisen angehören, einen Randbereich einzunehmen, wenn nicht gar völlig bedeutungslos zu sein. Erst in den letzten Jahrzehnten hat die Geschichtsforschung in der Schule (als Institution, aber auch Stätte der Erlebnisse der verschiedenen Generationen) einen der Orte erkannt, wo die gesellschaftliche und kulturelle Erfahrung sich im Laufe der Zeit abgesetzt hat und wo Erinnerungen kleiner und großer Ereignisse erhalten bleiben, die die Stadt als Mittelpunkt hatten. In diesem Sinn hat die Gemeinde Bozen mit großem Vorsprung diese potenzielle Möglichkeit vorweggenommen und das erste *Museo della Scuola-Schulmuseum* in Italien eingerichtet. Auf den folgenden Seiten soll die *Geschichte*, nicht nur die institutionelle, sondern auch die gesellschaftliche und kulturelle, der Schule in Bozen im 20. Jh. aufgezeichnet werden, insbesondere hinsichtlich der Situation im Viertel der Semirurali, ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Mehr als die Geschichte werden es notwendigerweise *Geschichten* sein, die durch die verschiedenen Gesichtspunkte, die vielfältigen Erfahrungen und den zeitlichen Abstand rekonstruiert werden, welche aus den Einzel- oder Gruppenerlebnissen Fragmente *einer größeren Geschichte* macht.

Die Wende des 20. Jahrhunderts

Das 20. Jh. beginnt in Bozen im Zeichen der großen urbanistischen Umgestaltungen der Stadt unter der Federführung von Julius Perathoner (1849–1926), Bürgermeister von Bozen von 1895 bis 1922, als er nach seiner zehnten Wiederwahl am 2. Oktober von den Kampfgruppen Mussolinis mit Gewalt in dem Prozess der Amtsenthebung der Bürgermeister abgesetzt wird, der die erste Phase der so genannten „Italianisierung Südtirols“ und in Italien die Abschaffung der Grundrechte und der Demokratie ankündigte.

In den Jahren der Regierung der Stadt hatte Perathoner den Ausbau der Versorgung mit schulischen Einrichtungen stark unterstützt; 1913, am Vorabend des ersten Weltkriegs, gab es nämlich in Bozen viele öffentliche und private Schulen [Abb. 83], sowohl Grund- als Oberschulen, im Vergleich zur Einwohnerzahl, wie wir aus dem Bericht des k. k. Landeschulrat Tirols aus dem Jahre 1913 über den Bildungsstand im Land entnehmen können, der sogar die Namen und einen kurzen Lebenslauf der Lehrer enthält.¹

Die Schule *Kaiser-Josef-Platz: Staatl. Übungsschule für Knaben*, erbaut 1908, hatte vier Grundschulklassen und 121 Schüler.

Die Schule in der *Kaiserin-Elisabeth-Straße* (die heutige Grundschule „Dante Alighieri“ in der Sparkassenstraße, erbaut 1911) [Abb. 84] umfasste die Volks- und Bürgerschule für Knaben (*Allgemeine Volks- u. Bürgerschule*). Die *Bürgerschule* hatte 110 Schüler, unterteilt in drei Klassen, davon zwei Volksschulklassen. Die *Systematische Fünfklasser – allgemeine Volksschule* hatte 834 Schüler.

Die Schule am *Marienplatz* (erbaut 1912): Volks- und Bürgerschule für Mädchen. Sie umfasste die *Bürgerschule* mit drei Klassen, davon zwei Volksschulklassen, und hatte insgesamt 191 Schülerinnen. Die *Systematische Fünfklasser – allgemeine Volksschule* hatte sechs Klassen und 566 Schülerinnen.

¹ K. K. LANDESCHULRAT FÜR TIROL (hg. von), *Jahrbericht des Volksschulwesens in Tirol* 1913, Innsbruck 1913. Vgl. SEBERICH R., *Südtiroler Schulgeschichte*, Bozen 2000.

Die Schule in der *Weggensteinstraße*, Volksschule (sechs Klassen) für Knaben, die in *Rentsch*, Volksschule (drei Klassen), 132 Schüler; die in *Ober-au*, erbaut 1912: es handelt sich um eine Volksschule für Knaben mit 58 Schülern; die Schule in *Kampenn*, Volksschule mit 44 Schülern.

Privatinstitutionen betrieben dagegen die Schulen in der *Rauscher-torgasse*, geleitet von den Tertiariern. Sie umfasste die Volksschule und eine anschließende Schulstufe für Mädchen mit 85 Schülerinnen. Die *Bürgerschule*: drei Klassen, davon zwei Volksschulklassen. 85 Schülerinnen und die private Volksschule für Mädchen: sechs Klassen, 251 Schülerinnen.

Die Privatschule in der *Runkelsteinerstraße*, ein Privatinstitut für Mädchen, geleitet vom Orden der Elisabethinerinnen: 67 Schülerinnen; die Schule in der *Vintlerstraße*, eine private Mädchenschule mit persönlich zugeschnittenem Unterricht: 28 Schülerinnen.

In *Gries*, einer unabhängigen Gemeinde, gab es eine Grundschule mit sechs Klassen und 518 Schülern; außerdem sechs Mädchenklassen (die Anzahl der Schülerinnen ist nicht bekannt). Außerdem waren Vorbereitungskurse für Lehrer eingerichtet. Diese wurden im Benediktinerkloster von Gries abgehalten, das als Internat fungierte. Sie wurden von 25 Schülern für die Vorbereitungskurse und 58 für die Kurse der *K. u. k. Lehrerbildungsanstalt* besucht.

Zu den höheren Schulen gehörte die *K. u. k. Lehrerbildungsanstalt (LBA)* – mit Unterricht in deutscher Sprache, sie hatte 129 Schülerinnen, während in den Vorbereitungskursen und den Kursen für Hauswirtschaftslehre 121 Schülerinnen eingeschrieben waren.

Die *Realschule*, erbaut 1904 (die heutige Mittelschule „J. von Aufschnaiter“ in der L.-da-Vinci-Straße): es handelt sich um eine Schule für Buchführungs- und Angestelltenberufe.

Die *Städtische höhere Töchterchule* an Stelle der *Mädchen-Fortbildungsschule*: eine Schule, die die jungen Mädchen auf kaufmännische Berufe und die Hauswirtschaft vorbereitete.

Die *K. u. k. Fachschule für Holzindustrie* mit Sitz am Dominikanerplatz, in einem Gebäude, das 1884 von der Gemeinde zur Verfügung

gestellt wurde. Darin wurden die Schüler für die Arbeit in der Holzindustrie vorbereitet, aber auch in der handwerklichen Anfertigung von Möbeln und Schnitzereien und der kirchlichen Kunst unterrichtet. Die Schüler kamen aus allen Teilen Tirols, aber auch aus Serbien, Bayern und dem Raum Verona. Danach wurde daraus die *Bau- und Kunsthandwerkerschule* und dann die *K. u. K. Staats-Gewerbeschule*.

Ferner gab es das alte und angesehene *Franziskaner-Gymnasium* im gleichnamigen Gebäudekomplex der Franziskaner in der Altstadt.

Die Jahre nach dem Weltkrieg und die Annexion an das italienische Königreich

Nach dem ersten Weltkrieg, mit der Annexion an das italienische Königreich, erleidet die Schulsituation in Bozen keine unmittelbar sichtbaren Rückschläge: Anfänglich liegen Zusagen für die Beibehaltung der Schulen in deutscher Sprache und der Lehrer vor; aber sofort stellt sich das Problem der Räumlichkeiten für die italienischen Schulen der Kinder der Beamten und Militärangehörigen des neuen Staats. Einige offizielle Berichte geben signifikante Daten wieder (Tabelle A).

Der Generalzivilkommissar Luigi Credaro (amtierend von 1919 bis 1922) schreibt im Begleitbericht zum Gesetzentwurf für die radikale Italianisierung der Schulen des Südtiroler Unterlands, wonach die ladinischen Kinder kurzerhand als italienisch angesehen werden sollten, um die Möglichkeiten für die italienische Schule, in Südtirol Fuß zu fassen, zu steigern:

„Nach der Eroberung der natürlichen Grenze des Brenners beschäftigten sich das Kommando der glorreichen ersten Armee vom 8. November 1918 bis 31. Juli 1919 und das Generalzivilkommissariat seit dem 1. August 1919 emsig mit der Einrichtung von Kinderhorten und Volks- und Bürgerschulen für die Kinder der italienischen Familien in Südtirol, die in diesem herrlichen äußersten Zipfel Italiens wohnen, welcher durch die Feldzüge der nordischen

Situation nach dem ersten Weltkrieg:

Schulpflicht in den größeren Orten

Volks- und Bürgerschulen im Schuljahr 1920–1921

Schulbezirke	Klassen 1.11. 1918	Volks- schulen Klassen	Volks- schulen Lehrer	Volks- schulen Schüler	Bürger- schulen Klassen	Bürger- schulen Lehrer	Bürger- schulen Schüler
Bozen - Stadt	54	59	63	2686	15	25	547
Bozen Umland . .	223	237	237	11.835			
Brixen. . . .	98	98	96	4.719	3	6	96
Meran . . .	153	178	181	7.679	7	11	261
Bruneck . .	91	102	102	5.848	8	8	437
Schlanders	98	50	50	2.185	0	0	0
Cavalese . .		5	5	201	0	0	0
Gesamtzahl dt. Schulen	717	729	734	35.153	33	50	1.341
Gesamtzahl it. Schulen		23	24	506			

FERRETTI G., *La scuola nelle terre redente*, Bericht an S.E. den Minister (Juni 1915–November 1921), Florenz 1922.

Schüleranzahl pro Klasse: 48,2 in der Volksschule (sc. Elementare) und 40,6 in der *Bürgerschule* (scuola, media, civica oder complementare).

Tabelle A

Völker in der Zeit der schmerzhaften Verluste unserer Rasse vom großen italienischen Vaterland abgetrennt worden war.

Die Bürgerschulen wurden auf die beiden größten Südtiroler Städte, Bozen und Meran, beschränkt, und sind zufriedenstellend untergebracht; um die Kinderhorte, die im Moment nur in Bozen, Meran, Laag und Pfatten ein-

gerichtet sind, kümmert sich, wie es richtig ist, die Privatinitiative, die mit großzügiger Unterstützung der Regierung sehr vielversprechend ist; aber das Problem der Volks- und Bürgerschulen für die Bürger, die italienisch oder ladinisch sprechen, oberhalb von Salurn, ist noch nicht gelöst.

Dies beabsichtigt dieser Gesetzesentwurf mit höchster Dringlichkeit, wenn sein Nutzen schon mit dem nächsten Schuljahr zu spüren sein soll (1921–22).

Der heutige Stand der italienischen Volksschulen in Südtirol ergibt sich deutlich aus dem folgenden Bild.“ (Tabelle B)

Nr.	Sitz der Schule	Anzahl der gemischten Klassen	Anzahl der Lehrer	Gesamt-schülerzahl	Anm.
1	Bolzano	6	6	158	
2	Oltrisarco (Oberau, Fraz. di Bolzano)	1	1	25	
3	S. Giacomo (Fraz. di Bolzano)	1	1	13	
4	Laives (Leifers)	2	3	55	
5	Bronzolo	1	1	21	
6	Vadena (Pfaten)	2	2	85	
7	Ora (Auer)	1	1	17	
8	Piclon (Fraz. di Vadena)	1	1	18	
9	Egna (Neumarkt)	1	1	16	
10	Salorno (Salurn)	1	1	19	
11	Laghetto (Laag, Fraz. di Egna)	8	3	114	
12	Cortina all'Adige	1	1	14	
13	Magrè (Margreid)	1	1	27	
14	Merano (Meran)	6	7	198	einschließl. Katechist
15	Lana	1	1	22	
16	Postal (Burgstall)	1	1	25	
17	Gargazzone	1	1	9	
18	Bressanone	4	4	90	
19	Vipiteno (Sterzing)	1	1	26	
20	Gossensass	1	1	17	
21	Fortezza (Franzensfeste)	1	1	30	
22	Brunico (Bruneck)	3	3	46	
	Gesamtzahl	41	42	1045	

Tabelle B

Die Worte von Luigi Credaro, einem liberalen Pädagogen und Intellektuellen, sind geprägt von der Kultur jener Zeit, die im Prozess der fortschreitenden Italianisierung Südtirols das einzige mögliche Modell zur Integration des „eroberten Landes“ und seiner Bevölkerung in das italienische Königreich sah, das gerade seit einem halben Jahrhundert vereint war. Nationalismus und Kolonialdenken verschmelzen auch im liberalen Weltbild eines Intellektuellen wie Credaro, der in Leipzig studiert hatte und das österreichische Schulsystem und seine Entwicklung schätzte. Die ganze erste Phase seiner Amtszeit war tatsächlich darauf ausgerichtet, die Versorgung mit Schuleinrichtungen sowohl für die deutschsprachige Bevölkerung als auch für die Italiener zu fördern, welche die Hauptakteure dieses Prozesses der „Neukolonisierung“ Südtirols waren [Abb. 85]. Er unterstützte den Bau oder den Umbau pädagogisch als Schulen nutzbarer Einrichtungen.

Kurz nach dem Krieg waren sogar 57 Grundschulklassen mehr als in den Jahren vor dem Krieg eingerichtet worden. Außerdem waren nach der Abtrennung Südtirols von Nordtirol nach den Friedensverträgen eine *Lehrerinnenbildungsanstalt* mit 47 Schülerinnen in Bozen und eine in Brixen mit 36 Schülerinnen gegründet worden, um dem Fehlen einer Ausbildungsanstalt für Lehrerinnen Abhilfe zu schaffen.

In den frühen zwanziger Jahren erreicht die faschistische Gewalt, die sich in Italien ausgebreitet hatte, Bozen und nimmt die charakteristischen Züge des übersteigerten Nationalismus an: Bei einer Versammlung der Schwarzhemden am 25. April 1921 wird der traditionelle volkstümliche Umzug zur Eröffnung der Bozner Messe mit Gewalt angegriffen. Der Grundschullehrer Franz Innerhofer aus Marling wird dabei getötet: Er ist das erste Opfer der faschistischen Gewalttätigkeit in Südtirol. So endet die Epoche der liberalen Regierung in Südtirol. Auch das Zivilgouvernement des Pädagogen Luigi Credaro dauert nur kurz; am 2. Oktober 1922 fallen Schwarzhemden aus der Venezia Tridentina, aus der Emilia und der Lombardei ein: Sie besetzen zuerst die schönste und neueste Bozner Schule, die *Elisabethschule*, und taufen sie um in *Scuola Regina Elena* [Abb. 86]; dann beset-

zen sie das Rathaus und setzen den rechtmäßig gewählten Bürgermeister Julius Perathoner ab. Am 5. Oktober besetzen sie in Trient auch das Generalzivilkommissariat. Die Gewalt gewinnt die Oberhand über jede mögliche politisch-institutionelle Vermittlung. Danach vollendet die Schulreform von Giovanni Gentile, die die fortschreitende drastische Italianisierung der Schulen Südtirols vorsieht, das Projekt, die deutsche Sprache von jeder Aktivität, Institution, Vereinigung und aus dem öffentlichen Leben fernzuhalten.

Ab Oktober 1923 wird der Unterricht in allen ersten Grundschulklassen in der offiziellen Landessprache, der italienischen Sprache, erteilt. Von den 757 deutschsprachigen Lehrern werden die aus Südtirol gebürtigen gleich nach dem Krieg in ihre Heimatorte zurückgeschickt; diejenigen ohne Diplom (die Aushilfslehrer, die im Notfall die gekündigten Lehrer vertreten hatten) werden ebenfalls mit Inkrafttreten der Gentile-Reform entlassen. Die anderen sind gezwungen, innerhalb von drei Jahren eine Befähigungsprüfung abzulegen, damit sie in italienischer Sprache unterrichten können.

Anfänglich bestehen 59 Lehrer die Prüfung; die 150, die sie nicht bestanden hatten, mussten sich im Sommer 1926 entscheiden, entweder ohne Gehalt weiter zu unterrichten, um sich auf die Prüfung vorbereiten zu können, oder sich zur Ruhe zu setzen. Viele von denen, die die Prüfung bestanden hatten, wurden in andere italienische Regionen versetzt. 1934 gab es keinen einzigen deutschsprachigen Lehrer mehr in Südtirol.

Die neuen Lehrer kamen aus verschiedenen italienischen Regionen, denn selbst die Trientiner waren in den Schulen Südtirols unerwünscht, weil sie zu sehr mit der alten habsburgischen Welt verbunden waren. Aus den Daten der Archive der Schulaufsichtsbehörde entnimmt man, dass es sich hauptsächlich um junge, soeben ausgebildete und Aushilfslehrer handelte, für die die Versetzung in eine andere Provinz kein Problem darstellte und vielmehr konkrete Arbeitsmöglichkeiten eröffnete.

Aus der Analyse der Herkunftsprovinzen der neu ab den 20er Jahren nach Bozen gekommenen Lehrer geht hervor, dass nach Trient, von wo man anfänglich Ersatz für die deutschsprachigen Lehrer berief, die meisten Lehrer aus der Provinz Mantua (81) kamen, gefolgt von Bologna (33) und Ravenna (33), Parma (32), Piacenza (26), Modena (25), Verona (24), Cremona (20), Pavia (20), Mailand, Reggio Emilia (17), Turin (16), Vicenza (15) und anderen. Aus der gleichen Quelle stammen die Angaben hinsichtlich der Regionen. Danach steht die Emilia-Romagna an erster Stelle, gefolgt von der Lombardei und allgemein von Norditalien, dann kommt Mittelitalien und schließlich Süditalien.²

Der italienische Lehrer erzählte den deutschen Kindern von einer unbekanntem und entfernten Welt; die Schulbücher selbst hatten Inhalte und Symbole, die der Welt der Südtiroler Berge fremd waren; Sie stellten ein Milieu dar, das nicht dem bekannten und vertrauten entsprach. Oft war deshalb die Feindseligkeit gegenüber den neuen Lehrern offensichtlich, und nichts half oder regte an zu bleiben.

Claus Gatterer, Historiker und Journalist, beschreibt so seine Schulzeit in Sexten:

„Die Kinder der Minderheiten lernten noch mehr, als dies im Allgemeinen bei allen Kindern der Staaten mit diktatorischer Regierung der Fall ist, sich ein schizophrenes Verhalten zuzulegen. Zuhause, in der Familie, galten Cesare Battisti oder Guglielmo Oberdan als Verräter; in der Schule wurden sie als Helden gefeiert. Die Väter der meisten dieser Kinder hatten – mehr oder weniger gern – auf der österreichischen Seite im Weltkrieg gekämpft. Und jetzt wurde in der Schule gelehrt, dass die österreichischen Soldaten Barbaren, unmenschlich, grausam waren; die Kinder mussten dies im Geschichtsunterricht wiederholen, und sie lernten es auswendig, schrieben die Aufsätze wie vorgeschrieben, jedoch sie wussten, dass man sie zwang, Unwabres zu schreiben. Muss man sich wundern, dass sie alles, was die Italiener – Lehrer oder nicht – ihnen sagten, als unwahr ansahen?“

2 FAGGIANA D., I maestri in Alto Adige 1924-1945, Diplomarbeit, Bologna 2001.

Dass sie den Italienern in ihrer Phantasie all das zuschrieben, was in den Schulbüchern ihren Vätern nachgesagt wurde? Deutschen Schulen in Südtirol und slawischen Schulen in Fjulisch-Venetien wäre es nie gelungen, soviel Hass gegenüber Italien zu säen und zu verbreiten wie den italienischen Schulen, die den Kindern dieses Gebiets aufgezungen wurden.“³

Nach der Einführung des Gentile-Gesetzes (Schulunterricht nur in italienischer Sprache) entstanden deutschsprachige Schulen im Untergrund, die *Notschulen*, die *Katakombenschulen* [Abb. 87], mit der ausschlaggebenden Unterstützung der Kirche am Ort und der Hilfe der Lehrer und Lehrerinnen, die von den Schulen in der Folge der Zwangssitalianisierung entlassen worden waren. Der Unterricht zuhause oder im Untergrund wurde massiv unterdrückt und verfolgt. Ziel war es, die deutsche Sprache, die Muttersprache der neuen Generationen, am Leben zu erhalten. So gingen die Kinder, nachdem sie die italienische Schule, die Schule der faschistischen Jugendorganisationen und der „kleinen Italienerinnen“ besucht hatten, von neuem in den Kellern, den Stuben, den Pfarreien zur Schule und lernten die deutsche Schrift, lernten in den alten ABC-Büchern lesen, die ersten Worte an der Tafel schreiben, ohne eine Spur zu hinterlassen, denn die Carabinieri durften nichts finden, falls sie kamen. Von den *Katakombenschulen* liegen keine Dokumente oder Lehrmaterial vor, außer der Halbmonatszeitschrift „Der kleine Postillon“, herausgegeben von der Druckerei Tyrolia-Vogelweider-Athesia und zusammengestellt von Maria Nicolussi, die mit Kanonikus Gamper die Schulen im Untergrund gegründet und koordiniert hatte. Und dann bleiben die Erinnerungen, die noch nicht verblichen sind, die Sorgen und Ängste. Die Kinder hatten Angst, entdeckt zu werden, Angst, eine Schrift nicht von der anderen unterscheiden zu können, die Buchstaben der deutschen Schrift mit den italienischen zu verwechseln, Angst, in der italienischen Schule als Besucher einer Schule im Untergrund entlarvt zu

3 GATTERER C., Im Kampf gegen Rom, Bozen 1994, S. 530.

werden. Ängste der Lehrer, die nie mehr als vier oder fünf Kinder aufnehmen durften. Sie mussten einzeln ankommen, ohne Hefte, ohne Bleistifte, und dann einzeln wieder weggehen, damit sie nicht von indiskreten Augen ertappt wurden.⁴

Die Schule in Bozen in den 30er Jahren

Kurz zusammengefasst kann man von drei Entwicklungsphasen der faschistischen Schulpolitik in Südtirol sprechen: eine erste Phase, gekennzeichnet durch den Angriff auf die Institutionen und die örtliche Kultur, mit besonderer Gewalt gegenüber den repräsentativen Schulen und Institutionen (wie es auch auf nationaler Ebene mit den politischen Gegnern der Fall war).

Eine zweite Phase, die von der Geschichtsschreibung „Assimilierungsphase“ genannt wird, zwischen 1923 und 1934, sieht die Schule als bedeutendes Terrain für die Zwangsitalianisierung. Am 15. Juli 1923 trägt Ettore Tolomei, Nationalist aus Rovereto, Gründer der Zeitschrift „Archivio per l’Alto Adige“, von der liberalen italienischen Regierung zum *Kommissar für Sprache und Kultur* in Südtirol ernannt, Förderer und Autor des Programms für die Italianisierung in Südtirol, Mitglied der faschistischen Partei seit 1921, im Kommunaltheater von Bozen die 32 Punkte seines Plans für die Italianisierung der Region vor. Das Programm sieht die ausschließliche Verwendung der italienischen Sprache im öffentlichen Leben (Ämter, Ortsnamen, Adressen, offizielle Mitteilungen, Namen usw.) und die endgültige Schließung der deutschen Schule, eine starke Zuwanderung italienischer Arbeitnehmer (öffentliche Angestellte, Arbeiter, Handwerker, Beamte usw.), sowie Anreize für die Entwicklung der Wirtschaft und der Industrie vor, um die Durchsetzung mit italienischem Kapital zu fördern.⁵

Die dritte Phase, zwischen 1934 und 1939, wird von der Geschichtsschreibung als Zeit der Zuwanderung und der Besiedelung bezeichnet

⁴ Vgl. VILLGRATER M., *Katakombenschule. Faschismus und Schule in Südtirol*, Bozen 1984.
⁵ Vgl. SEBERICH R., *Südtiroler Schulgeschichte*, Bozen 2000.

und kennzeichnet sich durch das Entstehen des Industriegebiets von Bozen und Sinich (Meran) und durch den starken Zustrom von Arbeitnehmern und Technikern aus Venetien, Friaul, der Lombardei, der Emilia-Romagna. Dies ist eine Phase, in der neben den Versuchen der Landbesetzung und der landwirtschaftlichen Kolonisierung Südtirols vonseiten venetischer Bauern (was nicht den Erfolg zeigte, auf den ihr Theoriker Ettore Tolomei gehofft hatte) die dauerhafte Ansiedlung der italienischen Bevölkerung eingeleitet wird: nicht mehr nur Zuwanderung von Beamten und Angestellten, sondern die Versetzung von Arbeitern und Technikern mit deren Familien. Die Politik des Faschismus, der – auch aus objektiven Erfordernissen nach mehr Wohnraum – auf ein Bozen als Provinzhauptstadt mit 100.000 Einwohnern abzielte, leitet die urbanistische Umgestaltung der Stadt ein. Die Schule stellt in diesem Bild den Ort der Förderung des Konsens und des Aufbaus der nationalistischen Mythologie dar. Die Schuleinrichtungen, die Veranstaltungen, die die Diktatur feierten, die Rhetorik der Feierlichkeiten, die vor Nationalismus strotzenden Bilder sind der Hintergrund einer Schule, die alle „indoktriniert und zufrieden“ machte [Abb. 88, 89]. Die Schulwandbilder, die das *Museo della Scuola-Schulmuseum* der Stadt Bozen gesammelt und ausgestellt hat, gehören ebenfalls dieser Geschichtsphase der Schule in Bozen an; anfänglich, als das Lehrmaterial rar war, mit der radikalen Zwangsitälianisierung der Schule, fielen auch die Schulwandbilder dem Sturm der Zeit zum Opfer: Beflissene Lehrer überklebten die Originaltexte in deutscher Sprache mit Aufklebern in italienischer Sprache. Später, mit der Einführung der staatlichen Einheitsschulbücher und mit dem Schulstatut, kamen neue

5 Zur Figur von Ettore Tolomei und zur Geschichte seiner Schriften (die Dokumentararchive sind zum Teil verschwunden oder zumindest unzugänglich) wird auf die kürzlichen Studien verwiesen, die vom Trientner Historischen Museum unter der Leitung von Prof. Vincenzo Cali und in Zusammenarbeit mit der Südtiroler Michael Gaismair Gesellschaft und der Forschungsgruppe für Regionalgeschichte zusammengetragen wurden: Ettore Tolomei (1865–1952). *Un nazionalista di confine*. Die Grenzen des Nationalismus, herausgegeben von Sergio Benvenuti und Christoph H. von Hartungen, unter Mitarbeit von Claudio Ambrosi und Rodolfo Taiani, Beilage zu Nr. 1/1998 des „Archivio Trentino“.

Lieferungen von Schulwandbildern (vor allem solche mit rein ideologischem Hintergrund), welche die Schulwandbilder vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts ersetzten, die bis zu den neunziger Jahren in irgendwelchen Schränken vergessen wurden, als sie vom Museo della Scuola-Schulmuseum übernommen wurden [Abb. 90].

Mit dem Entstehen des *Viertels Dux* in Bozen, dem Stadtviertel der Semirurali, steigt zwischen 1937 und 1939 die Bevölkerung rapide an. Hunderte von Arbeitern, die in den Fabriken Anstellung finden und aus Venetien, dem Trentino und Friaul kommen, ziehen in das „Gartenviertel“, in die Häuschen mit Nutzgarten, und haben somit die Möglichkeit, aus der Selbstversorgung das Modell der Familienwirtschaft zu machen. Es gibt keine Schulen oder Gebäude, die für die Bildung bestimmt waren: In einem Häuschen der Semirurali wird eine Grundschule (nur für die beiden ersten Klassen) und ein Kinderhort (im Sommer 1940) untergebracht.

Die Kinder mussten nach der zweiten Volksschulklasse die ganze Stadt bis zur Schule „Regina Elena“ (die heutige „Dante Alighieri“) oder der „S. Quirino“ oder der „Rosmini“ in Gries durchqueren.

Mittlerweile entstehen auch neue Oberschuleinrichtungen [Abb. 91], im Zeichen der Reform von Gentile und angesichts des Bedarfs an Fachpersonal für die Industrie und die öffentliche Verwaltung: Zwischen 1922 und 1923 werden die in Südtirol existierenden (weiterführenden) Schuleinrichtungen umbenannt in:

Regio Istituto Tecnico „C. Battisti“ in Bozen;

Regia Scuola Industriale in Bozen;

Pubblica Scuola di Commercio in Bozen;

Regio Liceo-Ginnasio „G. Carducci“ in Bozen und Meran;

Regio Liceo Scientifico „E. Torricelli“ in Meran;

Regio Liceo-Ginnasio „Dante Alighieri“ in Brixen;

Regio Ginnasio „Generale Cantore“ in Bruneck.

In deutscher Sprache blieb das Franziskaner-Gymnasium erhalten.

In einer zweiten Phase wurden eingerichtet:
das Regio Istituto Tecnico Inferiore in Meran;
die Berufsfachschulen in Bozen und Meran;
die Berufsfachkurse in Sterzing, Kaltern, Franzensfeste, Klausen,
Lana und anderen Orten des Landes;
die Regia Scuola Professionale in Wolkenstein und St. Ulrich.

Die Oberschulen wurden von wenigen privilegierten Schülern besucht, die aus Familien mit Führungskräften oder Angestellten stammten, welche in den um das Siegesdenkmal herum errichteten Gebäuden und in der heutigen Venedigstraße, Quireinstraße, Florenzstraße, Freiheitsallee und Italienallee wohnten [Abb. 92]. Sicherlich wenige Schüler – wenn überhaupt – kamen aus dem Viertel Littorio oder dem Viertel Dux. Die Oberschule war noch ein Privileg.

1939 öffnen sich im Zusammenhang mit den Optionen die Möglichkeiten für die Kinder der Familien, die für Deutschland optierten, Deutschkurse zu besuchen: Paragraph 22 des Abkommens von Berlin sah die Einrichtung von Spezialdeutschkursen für die Kinder der Optierenden vor, um sie auf die Umsiedlung in das Dritte Reich vorzubereiten. Die Spezialkurse konnten nur von Kindern deutscher Staatsbürger besucht werden, die nach Deutschland zurückkehren wollten; es durfte einzig und allein Sprachunterricht erteilt werden.

Nach dem 8. September 1943 bleiben angesichts der Bombenangriffe, der von den Soldaten besetzten Schulen, der prekären Situation der Zivilbevölkerung die Schulen lang geschlossen. Der Gauleiter Hofer, Vertreter Hitlers im besetzten Gebiet, lässt eine Liste von „unerwünschten Lehrern“ aufstellen: Es sind sehr schwierige Jahre, und die Schule wird wie jede andere zivile Einrichtung von den Wirren des Kriegs und der Besetzung durch die Nazis in Mitleidenschaft gezogen. Die Erinnerung an das *Lager* von Bozen ist eine Mahnung für alle.

Der Krieg ist zu Ende: der Blick in die Zukunft

Unmittelbar nach dem Ende des zweiten Weltkriegs kommt es nach vielerlei Wirrungen zur Einrichtung der drei Schulen in Südtirol, der italienischsprachigen, der deutschsprachigen und jener mit paritätischem Unterrichtsangebot für die ladinischen Ortschaften. Zu dieser komplizierten Situation kommen noch die Probleme der Knappheit und Ausbildung der deutschsprachigen Lehrer und der Lehrer für die ladinischen Ortschaften, die Probleme des Schulbaus und des Wiederaufbaus, die Probleme mit der Säuberungsaktion hinzu. In den „Dolomiten“ schreibt am 24. Mai 1945 Don Josef Ferrari, gebürtig aus dem Trentino und aufgewachsen im Bozen der Eisenbahner, Assistent für die deutschsprachige Jugend in der Azione Cattolica Trient, der als Vize-Schulrat der deutschen Sprache für die Aufnahme der Verhandlungen und der Organisation in den neuen Schulen gewählt wurde:

„Wie in einem zerbombten Haus zuerst der Schutt entfernt werden muss, müssen gewisse Einstellungen überwunden werden, damit die Menschen und die Völker die Fähigkeit wieder finden, miteinander zu reden. Wie können wir den Hass überwinden? [...] Der wesentliche Punkt heißt Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit, die aus dem reinen Gewissen kommt, gibt jedem, was ihm zusteht [...].

Wenn wir das sprachliche und kulturelle Wesen der Menschen wahren, tun wir den ersten Schritt hin zur Überwindung des Hasses [...]. Dieses Verhalten stellt sicherlich keine Gefahr für unsere Identität dar. In dem Maße, wie wir versuchen, die Menschen einer anderen Sprache zu verstehen, können wir die Wahrung unserer Identität und die Einhaltung unserer Rechte verlangen.“⁶

Die großen politischen und institutionellen Geschehnisse berühren offensichtlich nicht die Bewohner des Viertels der Semirurali, die mit







⁶ zitiert in SEBERICH R., Alla ricerca di un'autonomia culturale, in „Archivio trentino“, Nr. 2, 2001, S. 120.

den täglichen Schwierigkeiten des Wiederaufbaus, der Arbeit, der Krise nach dem Weltkrieg zu kämpfen haben. Auch mit den Abkommen De Gasperi-Gruber und der Gleichstellung der italienischen und der deutschen Sprache ändert sich nicht viel an der Wirklichkeit des Viertels der Semirurali. Die Kinder sind immer noch zu langen Fußmärschen zur Schule gezwungen, und der Bauplan der Grundschule des Viertels steht vorerst nur auf dem Papier. Sicherlich sieht sich die Gemeinde Bozen, nach den schweren Schäden am Baubestand und den Grundfesten der bürgerlichen Gemeinschaft, einer komplexen Problemsituation gegenüber, auch hinsichtlich des Aufbaus von „Wegen für das Zusammenleben der Sprachgruppen“ nach den Diktaturen von Mussolini und Hitler. Zahlreiche Schulen der Stadt, die auch als militärische Stützpunkte benutzt worden waren, müssen nun wiederaufgebaut und renoviert werden: Es werden Mittel für den Wiederaufbau der Schule „Regina Elena“ bereitgestellt, aus der dann „Dante Alighieri“ wurde, der „Cairolì“-Schule, später „Goethe“-Schule, der „Tambosi“-Schule, des humanistischen Gymnasiums (am Dominikanerplatz), der Schulen der Quireinerstraße, der Schulen der heutigen Neapelstraße... Und dann waren noch die Gewerbeoberschule, die Handelsoberschule, die Handelsschule, die Lehrerbildungsanstalt, das Realgymnasium und die deutschsprachigen Schulen in den verschiedenen Gebäuden der Altstadt unterzubringen.

In den 50er Jahren werden die Volksschule „Don Bosco“ (1952) [Abb. 93], schon von Anfang an mit viel zu wenig Klassenzimmern, und die Schule der Dalmatienstraße zwischen 1955 und 1958 gebaut (die heutige Volksschule „Manzoni“).

Die Zahl der Kinder, die die Kindergärten besuchen, steigt ständig an: zwischen 1949 und 1957 wächst sie von 1.182 italienischsprachigen und 264 deutschsprachigen Kindern auf 1.325 italienischsprachige und 240 deutschsprachige Kinder an.

Die Schülersituation im Jahr 1952, kurz vor der Einweihung der Don-Bosco-Grundschule. (Tabelle C)

Schulgruppen	1949–50		1950–51		1951–52	
	Ital.	Dt.	Ital.	Dt.	Ital.	Dt.
Volksschulen	5.544	1.364	5.458	1.416	5.443	1.463
Vorbildungsschulen	1.001	248	1.186	336	1.330	501
Einheitsmittelschule	715	181	763	177	915	222
Fachschulen	108	78	129	84	162	69
Weibl. Berufsschule	-	-	-	-	15	-
Oberschulen	478	48	495	52	510	54
Lehrerbildungsanstalt*	127	-	164	-	153	28
Lyzeen – Gymnasien	167	99	155	108	155	120
Wissenschaftliche Lyzeen	194	21	198	18	162	17
Insgesamt nach Unterrichtssprache	8.334	2.039	8.548	2.191	8.845	2.474
						
Gesamtzahl nach Schuljahren	10.373		10.739		11.319	
davon aus Familien, die in anderen Gemeinden zuständig sind:						
Volksschulen	94	11	66	23	80	10
Vorbildungsschulen	150	66	122	141	175	160
Einheitsmittelschule	77	84	64	73	104	91
Fachschulen	34	19	33	40	49	39
Weibl. Berufsschule	-	-	-	-	-	-
Oberschulen	123	24	101	24	114	25
Lehrerbildungsanstalt*	51	-	59	-	53	24
Lyzeen – Gymnasien	7	50	16	59	9	77
Wissenschaftliche Lyzeen	40	7	52	5	34	4
Insgesamt nach Unterrichtssprache	576	261	513	365	618	430
						
Gesamtzahl nach Schuljahren	837		878		1.048	
Musikkonservatorium	223		217		251	
davon aus Familien, die in anderen Gemeinden zuständig sind:						
	50		30		40	
* Einschließlich der deutschsprachigen „Marienschule“ für Kindergärtnerinnen						

1952–53		1953–54		1954–55		1955–56		1956–57	
Ital.	Dt.	Ital.	Dt.	Ital.	Dt.	Ital.	Dt.	Ital.	Dt.
5.721	1.495	5.807	1.477	5.925	1.411	5.818	1.299	5.788	1.252
1.490	560	1.583	671	1.596	758	1.601	762	1.482	754
1.026	278	1.051	343	1.086	333	1.064	396	1.068	415
199	81	238	125	238	140	228	151	244	186
19	-	35	-	39	-	42	-	35	-
561	64	645	103	733	129	879	179	1.014	231
185	57	200	65	208	54	220	39	228	25
176	121	194	127	224	145	218	182	219	188
153	-	160	-	161	-	190	-	204	-
9.530	2.656	9.913	2.911	10.210	3.003	10.260	3.008	10.282	3.051
⏟		⏟		⏟		⏟		⏟	
12.186		12.824		13.213		13.268		13.333	
79	-	83	21	69	10	63	21	77	19
211	208	255	234	161	278	219	280	171	306
119	95	138	132	159	142	153	159	103	172
60	42	41	64	86	75	62	78	77	85
-	-	3	-	6	-	9	-	9	-
118	30	81	50	146	68	125	97	187	137
49	53	63	58	76	50	72	34	73	23
2	70	19	75	12	79	13	95	18	94
32	-	27	-	32	-	41	-	34	-
670	498	710	634	747	702	757	764	749	836
⏟		⏟		⏟		⏟		⏟	
1.168		1.344		1.449		1.521		1.585	
199		273		273		224		192	
21		51		28		43		29	

Quelle: Presseamt der Stadtgemeinde Bozen, Bozen 1953–1956. Weiterer Aufstieg, Bozen 1957.

Tabelle C

Stadtgebiet: südlich der Romstraße:	Besuchte Schule	Gesamt­schülerzahl 1884
Viertel Semirurali (Palermo- und Reschenstraße)	Quireinerschule und Palermostraße	831
Viertel Semirurali (Palermo- und Reschenstraße)	Longon-Schulen	70
Viertel Semirurali (Palermo- und Reschenstraße)	Ex Regina Elena	50
Dicht besiedeltes Gebiet (zwischen Rom- und Palermostraße)	Quireinerschule und Palermostraße	568
Dicht besiedeltes Gebiet (zwischen Rom- und Palermostraße)	Longon-Schulen	324
Dicht besiedeltes Gebiet (zwischen Rom- und Palermostraße)	Ex Regina Elena	41
Stadtgebiet: nördlich der Romstraße:	Besuchte Schule	Gesamt­schülerzahl 746
	Quireinerschule	148
	Longon-Schulen	595
	Ex Regina Elena	18

Tabelle D

Die Schulen werden ein sehr wichtiger Bilanzposten für die Gemeinde, da die Schülerzahl ständig anwächst. Diese Tendenz erreicht ihren Höhepunkt mit der Einrichtung der einheitlichen Mittelschule im Laufe der 60er Jahre (Tabelle D).

1963 wird im Viertel der Semirurali das Experiment des ersten Schülerhorts gemacht, der gemeinsam von der Schule und dem Centro Sociale⁷ betrieben wird: Er entsteht auf Drängen der Eltern, um die Jungen und Mädchen beim Übergang von der Grundschule zur Mittel-

schule zu fördern. Zwischen 1962–1963 tritt nämlich die Schulreform in Kraft, mit der die einheitliche und kostenlose Mittelschule eingerichtet und die Schulpflicht von 6 bis 14 Jahren festgelegt wird. Dies ist der Beginn der massiven Versorgung mit Schuleinrichtungen, die auch in Bozen mit wachsender Begeisterung vorangeht, nicht ohne wirtschaftliche, gesellschaftliche, kulturelle und bauliche Probleme hervorzurufen. Die Grundschule „Don Bosco“ muss zwei Schichten einführen: Sie war schon bei ihrer Einweihung zu klein und kann also nachmittags keinen zusätzlichen Unterricht abhalten. Das Centro Sociale, das Schulfürsorgewerk, der Sozialassistent des Viertels und zwei Volksschullehrer haben den Schülerhort mit zwei Zügen aufgebaut, der am 5. November 1963 eröffnet wurde, mit der Beteiligung von ca. 40 Schülern der 3., 4. und 5. Grundschulklasse. Der Schülerhort hat bis zum 15. Juni 1964 ohne Unterbrechung, auch während der Weihnachts- und Osterferien, funktioniert, finanziert und organisiert von den „Müttern“ und koordiniert vom Sozialassistenten. Die Beteiligung war rege und konstant, wie die Lehrer in ihrem Schlussbericht schreiben, erfolgreich sowohl hinsichtlich des Lernergebnisses als auch der kulturellen Anregungen: Nicht nur konkrete Hilfe bei den Hausaufgaben, sondern auch Zeichnen, Laubsägearbeiten, Theaterspielen, Chorsingen, Sport und erste Schritte zum Umgang mit dem Fernsehen wurden angeboten.

Der Ausbau der einheitlichen Mittelschule erhöhte den Bedarf an weiterführenden Schulen: Die italienischsprachige Fachlehranstalt für Industrie und Handwerk entsteht offiziell in Bozen am 1. Oktober 1965, auch wenn ihre Wurzeln zurückreichen in die zweijährigen Kurse für Industrie und Handwerk der Regia Scuola Tecnica Industriale, der Königlichen Gewerbeschule. Sie gliedert sich in zwei Züge: einen für die mechanische Industrie, einen für die Elektroindustrie.

⁷ Eine Initiative der sozialen Förderung für die Bevölkerung des Viertels, die von den Sozialassistentinnen gegründet wurde. Es gab nämlich noch keine eigentliche Sozialfürsorgepolitik des Landes, bevor das neue Autonomiestatut (1972) in Kraft trat, anschließend besiegelt mit dem Landesfürsorgegesetz (achtziger Jahre). Die Centri Sociali waren in den sechziger und siebziger Jahren im Viertel Don Bosco und in Oberau eingerichtet.

Das ist die Schule, die zur Modernisierung und Entwicklung des Industriegebiets von Bozen beitragen soll: Hunderte von Schülern, zusammen mit denen, die dann auf die Gewerbeoberschule „Galileo Galilei“ übergehen, welche die 1939 in Bozen eingerichtete Königliche Gewerbeoberschule ersetzt, und von dort als Fachingenieure abgehen, stellen die neue Generation von Industriearbeitern dar.⁸

Mit der Ausweitung des massiven Angebots an Schulen wechseln die aus dem Viertel der Semirurali kommenden SchülerInnen auf die verschiedenen weiterführenden Schulen über, auch die Gymnasien, die Handelsoberschule, die Lehrerbildungsanstalt, die Fachlehranstalt für kaufmännische Berufe, die Handelsschule sowie die Berufsschulen, die nach und nach die Lehrlingskurse ersetzen.

Hin zum 21. Jahrhundert

Zwischen den 60er und 70er Jahren werden die Mittelschule „U. Foscolo“ in der Neustifter Straße errichtet, wo anfänglich die meisten SchülerInnen des Gebiets der Semirurali zusammentreffen, und dann die Mittelschule „V. Alfieri“ sowie die Grundschule „M. Luther King“ in der Parmastraße, die auch den Einzugsbereich der Reschenstraße versorgen. Außerdem wird die Grundschule „San Filippo Neri“ in der Nähe des Häuschens der Semirurali gebaut, in dem jahrelang die „Zwergschulen“ für die beiden ersten Volksschulklassen des Viertels untergebracht werden, bevor die Schule „Don Bosco“ entsteht.

In den 70er Jahren platzt die Mittelschule gegenüber dem hohen Schüleraufkommen aus allen Nähten: So entsteht die Schule „A. Negrì“, die ursprünglich in den Räumen des Zentrums „Don Bosco“ unterkam, bis zum Bau des endgültigen Sitzes zwischen Europa- und Drususallee (1984). Zwischen 1973 und 1980 werden 150-Stunden-

⁸ ZENDRON A., ROMEO C., Una scuola per l'industria. L'evoluzione dell'insegnamento tecnico a Bolzano nelle immagini della mostra sul cinquantenario dell'I.T.I. e sul venticinquennale dell'I.P.I.A., Calliano 1991.

Kurse angeboten: ein Versuchsmodell der Mittelschule für Berufstätige, das Massen von Arbeitnehmern des Gebiets der Semirurali in die Mittelschulen des Viertels zieht. Durch die „Versuchsmodellkurse der Mittelschule für Arbeitnehmer“ beginnen die Arbeiter der Gegend, ihre Geschichte zu rekonstruieren, sie zu erzählen, zu schreiben und zu dokumentieren: die Geschehnisse, die ganze Familien aus Venetien, dem Friaul, dem Trentino, der Emilia ab den 30er Jahren nach Bozen gebracht hatten, auf der Suche nach Arbeit und Wohnung und um dort „Wurzeln zu schlagen“. Aus dieser Schuldokumentation ergeben sich wertvolle und unbekannte Einblicke in die Geschichte des täglichen Lebens unserer Stadt im letzten Jahrhundert.

Die deutschsprachigen Schulen im früheren Gebiet der Semirurali entstehen mit dem Wandel des Viertels, mit dem Abriss der Häuschen und mit dem Entstehen der Genossenschaften und der Mietwohnhäuser des IPES. Die Entwicklung der Europaallee, der Genossenschaften und Wohnungen des IPES für die drei Sprachgruppen, verlangt nach soziokulturellen Einrichtungen auch für die deutschsprachigen Einwohner: So entstehen die Mittelschule „A. Schweizer“ und die Grundschule „J. H. Pestalozzi“. Auch das Viertel Don Bosco und das Viertel Europa werden mehrsprachig.

Außer der deutschsprachigen Gewerbeoberschule „Max Valier“ mit der Lehranstalt für Industrie und Handwerk „Johann Kravogl“, die in den 90er Jahren in der Sorrentostraße entstanden waren, gibt es keine andere höhere Schule im Viertel. Der Rest gehört zu den Ereignissen unserer Tage.

Ab dem Ende der 90er Jahre wurden auch die Büros der italienischsprachigen Schulaufsichtsbehörde, das pädagogische Institut für die italienische Sprachgruppe, die Landesämter für Kultur, Zweisprachigkeit, Weiterbildung und Bibliotheken in italienischer Sprache in den Neubruchweg verlegt.

Die Grenzen der Stadt haben sich ausgeweitet und das Recht auf Bildung ist in Bozen eine reale Errungenschaft für alle geworden.

LITERATUR

BENVENUTI S., HARTUNGEN VON H. C. (hg. von), Ettore Tolomei (1865–1952). Un nazionalista di confine. Die Grenzen des Nationalismus, Beilage zur Nr. 1/1998 von „Archivio Trentino“.

CAGNATI N., Il Balilla dell'Alto Adige 1928–1935: uno strumento per l'italianizzazione e la fascistizzazione della scuola elementare, Diplomarbeit, Bologna 1983.

COSSETTO M., Bolzano 1900: storie di scuole, nazionalismi e plurilinguismo, in: Tabelloni Didattici Schulwandbilder, Museo della Scuola-Schulmuseum, Bolzano 2001.

COSSETTO M., Breve cronologia della storia della scuola in Provincia di Bolzano tra Settecento e Novecento, in: Museo della Scuola Schulmuseum, Bolzano 1997.

COSSETTO M., Storie di maestre e maestri, in COSSETTO M., Fare storia a scuola, vol. II, hg. von M. Cossetto, Bolzano 1999.

COSSETTO M., (Hrsg.), 1900–1950 Vita quotidiana e storia in Alto Adige–Südtirol. in: I dossier di STORIAE, anno 1, Nr. 3, April 2003.

CREDARO L., Le scuole popolari italiane dell'Alto Adige, in: „Rivista Pedagogica“, anno XVI, fasc. 1–2, 1923.

DELLE DONNE G., Incontri sulla storia dell'Alto Adige, hg. von G. Delle Donne, Bolzano 1994.

DE ROCCO N., Plagiati e contenti. Un anno di scuola con i bambini del duce, Milano 1994.

DI MICHELE A., L'italianizzazione imperfetta. L'amministrazione pubblica dell'Alto Adige tra Italia liberale e fascismo, Doktoratsarbeit, Torino 1999.

FAGGIANA D., Per una storia della scuola in Alto Adige: un'analisi degli insegnanti negli anni dell'italianizzazione. 1919-1939, Diplomarbeit, Bologna 2001.

GATTERER C., Erbfeindschaft Italien–Österreich, Bozen 1986.

GATTERER C., Schöne Welt. Böse Leut, Bozen 1989.

GATTERER C., Im Kampf gegen Rom, Bozen 1994.

K.K. LANDESCHULRAT FÜR TIROL, Jahrbuch des Volksschulwesens in Tirol 1913, Innsbruck 1913.

KIEM O., MOCK H., ZENDRON A., Perdere la patria, in TIROLER GESCHICHTSVEREIN, Option Heimat Opzioni. Eine Geschichte Südtirols – Una storia dell'Alto Adige, Ausstellungskatalog, Innsbruck 1989.

RENNER S., „L'uomo nuovo“ di Mussolini in Alto Adige. Alcuni tentativi rivolti all'infanzia, Diplomarbeit, Bologna 1997.

ROMEO C., La „Nuova Bolzano“. Alcuni aspetti della città negli anni Trenta, in COSSETTO M., Fare storia a scuola. I passaggi e gli intrecci, vol. II, hg. von M. Cossetto, Bolzano 1999.

SAILER O., Schule im Krieg. Deutscher Unterricht in Südtirol 1940–45, Bozen 1985.

SEBERICH R., Südtiroler Schulgeschichte, Bozen 2000.

STAFFLER R., HARTUNGEN VON H. C., Geschichte Südtirols. Das 20. Jahrhundert: Materialien/Hintergründe/Quellen/Dokumente, hg. von R. Staffler, C. H. von Hartungen, Lana (Bz), 1985.

VERDORFER M., Zweierlei Faschismus, Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1990.

VILLGRATER M., Katakombenschule. Faschismus und Schule in Südtirol, Bozen 1984.

ZENDRON A., ROMEO C., Una scuola per l'industria. L'evoluzione dell'insegnamento tecnico a Bolzano nelle immagini della mostra sul cinquantenario dell'I.T.I. e sul venticinquennale dell'I.P.I.A., Calliano (Tn) 1991.

Die „Semirurali“ in Bozen

Im Sommer 1935, zeitgleich mit der Entstehung des Industriegebietes, begann das Faschistische Autonome Institut für Sozialwohnungen IFACP (*Istituto Fascista Autonomo per le Case Popolari*) die Volkswohnhäuser des Viertels „Littorio“ zu bauen. Als Standort für die neue Ansiedlung wurde das ländliche Gebiet von Quirein ausgewiesen, etwas südlich vom Mariaheimer Neustifter Augustiner.

Ziel war es, parallel zu den Fabriken auch Arbeiterwohnungen zu bauen, damit bei Anlauf der Produktionstätigkeit in den Betrieben, bereits auch Wohnungen für die nach Bozen zugewanderten Arbeiter zur Verfügung standen. Das Industriegebiet und das „Littorio“-Viertel wurden am 20. Dezember 1936 eingeweiht.

In der ersten Bauphase des Viertels „Littorio“ liefen die Arbeiten auf Hochtouren. Bis zum Ende des Jahres 1938 wurden fast 900 Wohnungen und 20 Geschäfte gebaut, und im Viertel nahezu 4.000 Menschen untergebracht. In den darauffolgenden Jahren verlangsamte sich die Bautätigkeit, weil es an Geldern und Baumaterialien mangelte. Bezugspunkt für die Einwohner des Viertels war der Littorioplatz (nun Matteottiplatz) [Abb. 94]. Dieser Name sollte an die Hauptstadt der Pontinischen Sümpfe – dem heutigen Latina – erinnern, die unter dem Faschismus trockengelegt wurden.

Die Einwohner des „Littorio“-Viertels kamen größtenteils aus dem nordostitalienischen Raum, vor allem aus dem Veneto. Da diese Menschen von einem geografisch begrenzten Gebiet abstammten, waren eine gewisse Uniformität im Volkstum sowie Ähnlichkeiten zwischen den verschiedenen gesprochenen Mundarten gewährleistet. Man hielt es für wichtig, in diesem Viertel die Grundlagen für eine völlig neue

Gesellschaft zu schaffen, und dabei an ein bestehendes, konsolidiertes und ausreichend geteiltes Erbe von Traditionen anzuknüpfen. Das einzige Element, das die zugewanderte Bevölkerung wirklich vereinte, war die religiöse Tradition. Die Chance, dieses Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken und das Viertel damit zu beseelen, wurde vom Regime bei der Planung und Errichtung des Arbeiterviertels allerdings überhaupt nicht beachtet.

Die ersten Einwohner des „Littorio“-Viertels hatten es nicht besonders leicht. Das Fehlen jeglicher Dienste und die Entfernung zum Stadtzentrum stellten ihren guten Willen hart auf die Probe. Mit den Gebäuden wuchs auch die Anzahl an Geschäften, und in den ersten Jahren des Viertels mussten die Einwohner zum Einkaufen mindestens bis in die Venedigerstraße laufen. Sogar als das Viertel seine endgültige Struktur hatte, waren noch längst nicht alle Produkte in den vor Ort angesiedelten Geschäften verfügbar.

Als das „Littorio“-Viertel errichtet wurde, fehlte es noch an Straßen und Brücken. Im Laufe des Jahres 1938, zeitgleich mit dem Bau der Viale Giulio Cesare (Italienallee) und der Rom- und Florenzstraße, entstanden die Verbindungen zur Stadt. 1939 wurde die Littoriobrücke (Rombrücke) für den Verkehr geöffnet, sodass die Arbeiter die Fabriken des Industriegebietes schneller erreichen konnten. Bis zu jenem Zeitpunkt konnte der Eisack nur über die Eisackbrücke (Loretobrücke), die seit jeher Bozen und Oberau verband, überquert werden. Für das Problem der schulischen Einrichtungen fand die faschistische Gemeindeverwaltung keine geeignete Lösung.

Die Schüler, auch die 6-jährigen mussten die Stadtschulen in der Quireinerstraße oder die Grundschule „Regina Elena“ (heute „Dante Alighieri“ in der Sparkassenstraße) besuchen.

Es wurde kein öffentlicher Verkehrsdienst eingesetzt, um das „Littorio“-Viertel mit der Stadtmitte zu verbinden, sodass das Viertel letztendlich sich selbst überlassen und von der Stadt abgeschnitten blieb. Im Herbst 1941 wurde das erste Kino unter dem Namen „Littorio“ (später „Boccaccio“) eröffnet, während in den ersten Monaten

des Jahres 1943 die erste Apotheke in der Mailandstraße in Betrieb genommen wurde.

Im Frühjahr 1938 begann man mit der Errichtung des Stadtteils „Semirurali“. Wenngleich diese zweite Wohnsiedlung verwirklicht wurde, setzte das IFACP den Bau der fünfstöckigen Wohnhäuser im „Littorio“-Viertel fort und leitete parallel zu dem bereits seit 1935 im Umkreis der Turinstraße laufenden Programm den Bau der kleinen „semiruralen“ (halbbländlichen) Gebäude in die Wege. Der Gedanke, ein Arbeiterviertel zu schaffen, das sich vom bestehenden unterschied, beruhte offiziell auf wirtschaftlichen Überlegungen, z. B. der Einsparung von Baukosten und der Einschränkung des Mietzinses. Die Entscheidung war aber auch von präzisen ideologischen Überlegungen getragen worden, die darauf ausgerichtet waren, der Verstädterung entgegenzuwirken, indem die Arbeiter samt ihren Familien von der Stadt getrennt wurden. Das Viertel „Semirurali“ – vom Regime Viertel „Dux“ benannt – schoss in Rekordzeit aus dem Erdboden. Ab Jänner 1939 wurde das erste Baulos, bestehend aus 92 Gebäuden mit insgesamt 342 Wohnungen, allmählich besiedelt. Im Sommer 1940 zählte das Viertel 228 Häuser mit 808 Wohnungen und einer Wohnbevölkerung von nahezu 3.600 Menschen. 1941 lief die Errichtung einer weiteren Serie von „Semirurali“ an. Wegen des Krieges konnten die Arbeiten allerdings erst nach Kriegsende mit dem Bau der letzten Häuser jenseits der Parmastraße abgeschlossen werden. Den Höhepunkt seiner Ausdehnung erreichte das Viertel als es von der Aostastraße bis jenseits der Parmastraße und von der Mailandstraße bis zum Fluss reichte.

Das Gebiet neben der Wiese, auf der man die Grundschule bauen wollte, wurde mit Porphyrsteinen gepflastert und zum Platz des Stadtviertels. Der Platz war Pontinia – einem Ort auf dem Land in der Provinz Littoria – gewidmet und sollte zwischen den Plätzen und den beiden Arbeitervierteln eine vorrangige Stellung einnehmen.

Das Nationale Mütter- und Kinderhilfswerk ONMI (*Opera Nazionale per la Maternità e Infanzia*) eröffnete im Sommer 1940 in einem Häus-

chen in der Mailandstraße eine kleine Kinderbetreuungsstelle, von deren Nützlichkeit aber jede Spur verwischt wurde. Am gleichen Tag wurde in der Vercellistraße, abermals in einem „halbbländlichen“ Haus, die Kaserne der Carabinieri eingeweiht, die bis Mitte der 60er Jahre aktiv war.

Für das Problem der übergroßen Anzahl von Kindern im schulpflichtigen Alter wurde zunächst eine Übergangslösung gefunden. Im Laufe des Jahres 1942 wurde ein „Semirurali“-Haus gebaut, das doppelt so groß wie die anderen war. Hier, in der Palermostraße, wurde die Schule mit acht Klassenräumen untergebracht. Dem neuen Gebäude wurde nicht einmal ein eigener Name gegeben und die Einwohner des Viertels nannten es einfach „le scuolette“ (die Zwergschulen) [Abb. 95]. Diese Bezeichnung setzte sich dann im allgemeinen Sprachgebrauch durch. Auf dem Platz wurden vier Häuser mit acht Geschäften gebaut und in der Mailandstraße in zwei weiteren „Semirurali“ eine zweite Verkaufsstelle untergebracht.

Schon bei der Bebauung des ersten Loses zeichnete sich die Struktur des Viertels klar ab, denn die Gassen und die Häuser, die alle ähnlich aussahen, waren nach dem geometrischen Ansatz eines Militärlagers gereiht. Dieses immer wiederkehrende Bild drückte dem Viertel einen Stempel globaler Uniformität auf [Abb. 96]. Die Gassen führten zu den im Inneren der Häuserblöcke gelegenen Wohnhäusern und verbanden zwei parallel angeordnete Hauptstraßen miteinander. Die knapp zwei Meter breiten Gassen waren auf beiden Seiten vom typischen Mäuerchen der „Semirurali“ abgegrenzt [Abb. 98]. Normalerweise umschlossen diese Mäuerchen Blöcke von jeweils vier Gebäuden. Unterbrochen waren sie nur an den Stellen, wo sich die Hauseingänge befanden. Diese verfügten über einen Durchlass mit Gitter, um den Privatbereich des Hauses zu schützen.

Jedes Gebäude stand auf einem dazugehörigen Grundstück von etwa 650 m², das zum Großteil als Obst- und Gemüsegarten diente. Der Garten wurde in gleichmäßige Stücke aufgeteilt, sodass jede der vier Familien etwa 100 m² Ackerland zur Verfügung hatte. Der Garten war das Hauptmerkmal dieser Häuser, die eben aufgrund der mit dem

Landleben künstlich hergestellten Beziehung „Semirurali“ („halbländliche“ Häuser) genannt wurden. Für die ehemaligen, nun zu Fabrikarbeitern gewordenen Bauern wurde ein idealisiertes ländliches Umfeld geschaffen, das sie nach der anstrengenden Schicht in der Fabrik erwartete. Neben einer geringfügigen Einnahme bot es ihnen auch die Möglichkeit, dem harten Alltag zu entfliehen und das aufgegebene bäuerliche Leben im Kleinen zu rekonstruieren.

Das Bauprogramm des Stadtviertels sah nur fünf Häusertypen vor, welche ausschließlich für Wohnzwecke bestimmt waren. Vom sechsten Häusertyp, der zwei Geschäfte im Erdgeschoss und zwei Wohnungen im Hochparterre vorsah, wurden ein paar Dutzend Exemplare ausgeführt. Pro Gebäude waren meistens vier Wohnungen untergebracht. Zwei befanden sich genau symmetrisch angeordnet im Parterre und zwei weitere, die genau gleich aussahen, im oberen Stockwerk, welches über eine Außentreppe zu erreichen war [Abb. 97].

Je nach Gebäudeart schwankten die Wohnungen von einer Mindestgröße von ca. 40 m² bis höchstens 70 m² brutto. Eine Ausnahmeregelung galt für Großfamilien, die auch größere Wohnungen erhielten. Bei der Zimmeraufteilung wurde auf die maximale Nutzung des verfügbaren Raums geachtet, wobei aber stets ein Wohnraum, ein oder zwei Schlafzimmer, eine Kochnische und ein kleines Badezimmer eingeplant wurden. Die Böden waren aus Stein, die Tür- und Fensterrahmen aus Holz und die Schlafzimmer hatten Doppelfenster.

In der Kochnische fanden ein Waschbecken aus Kies und der Herd Platz. Der Herd diente sowohl zur Zubereitung der Mahlzeiten als auch zum Heizen des Wohnraums. Ein weiterer Kachelofen befand sich in einem bzw. im einzigen Schlafzimmer. Die Wohnungen verfügten über fließendes Wasser und eine Abwasserleitung. Die elektrische Anlage war unter Putz ausgeführt und auf der Decke eines jeden Zimmers hing ein Drahtgeflecht mit einer befestigten flachen Lampe, in die eine Glühbirne zu 15 Watt geschraubt war.

Eine vom Autonomen Institut für Sozialwohnungen IACP (*Istituto Autonomo per le Case Popolari*) durchgeführte Untersuchung über den eigenen Wohnungsbestand hatte belegt, dass für die Errichtung der beiden Arbeiterviertel etwa 33 Hektar Land verbaut wurden. Ein Drittel davon für das Viertel mit Volkswohnhäusern (ehemaliges „Littorio“-Viertel) und zwei Drittel für den Bau der „Semirurali“. Zum 31. Dezember 1955 waren in den Wohnungen des Institutes insgesamt 14.190 Personen untergebracht. 8.090 in den Volkswohnhäusern und 6.100 in den „Semirurali“¹. In den Arbeitervierteln lebten damals jedoch sicherlich mehr Menschen als vom IACP angegeben. Einerseits weil in den Nachkriegsjahren um die zwei ursprünglichen Kerne eine intensive Bautätigkeit einsetzte und dadurch mehr Menschen herzog. Andererseits weil Mitte der 50er Jahre viele Familien noch in ärmsten Verhältnissen in Kellern, Dachböden, Baracken und in den Hallen des ehemaligen KZ-Lagers in der Reschenstraße wohnten. Eine offizielle Bezugszahl stammt aus der Volkszählung des Jahres 1951, bei welcher in den beiden Arbeitervierteln eine Wohnbevölkerung von 15.530 Menschen erhoben wurde.

Aus den vom IACP 1955 gesammelten Daten geht hervor, dass der Wohnungsbestand des IACP zum 30. Juni 1945 48 Gebäude mit 1.206 Wohnungen im „Littorio“-Viertel und 316 Häuser mit 1.115 Wohnungen im „Semirurali“-Viertel umfasste. Da der Überfüllungsindex sowohl in den Volkswohnhäusern als auch in den „Semirurali“ bei 4,50 und 4,86 Personen pro Wohnung lag, kann mit großer Wahrscheinlichkeit vermutet werden, dass in der ersten Hälfte der 40er Jahre über 5.500 Menschen im „Littorio-Viertel“ und genauso viele im „Semirurali“-Viertel wohnten. In Wirklichkeit war die Einwohnerzahl auch damals zweifelsohne höher. Auf der einen Seite, weil vielfach die Untermiete praktiziert wurde und auf der anderen Seite, weil diese seit jeher zur Solidarität erzogenen Menschen dazu bereit waren, Verwandte oder einfach Mitbürger aus ihrem Heimatort, die sich aus beruflichen

1 IACP Bozen 1956 – Consuntivo relazioni statistiche – S. 113

Gründen in Bozen aufhielten, auch für längere Zeit bei sich aufzunehmen. Die Presse hatte in jenen Jahren bei mehreren Gelegenheiten geschrieben, dass in den Arbeitervierteln über 12.000 Menschen lebten.

Der Mietzins wurde vom IFACP je nach Anzahl der in der Wohnung verfügbaren Zimmer festgelegt. Laut Berichten der heimischen Presse² belief er sich durchschnittlich auf 200 Lire pro Monat für Volkswohnungen und zwischen 100 und 180 Lire pro Monat in den „Semirurali“.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit führte das Institut das in den vorhergehenden Jahren begonnene Bauprogramm zu Ende. Der Wohnungsbestand der beiden Arbeitersiedlungen erreichte 54 Arbeiterwohnhäuser mit 1.336 Wohnungen und 327 „Semirurali“ mit 1.151 Wohnungen.

Im Frühjahr 1937 eröffneten die ersten Fabriken des Industriegebietes („Pippa“, „Montecatini“, „Lancia“) ihre Tore. In diesem Jahr wurde der höchste Bevölkerungszuwachs in der Geschichte der Stadt Bozen verzeichnet. Die in der Industriezone angesiedelten Großbetriebe hatten aufgrund ihrer Anlagen und der Produktionstypologie einen enormen Bedarf an nicht qualifizierten Arbeitskräften, die für Schwerarbeiten benötigt wurden. Die Entstehung des Industriegebietes löste eine Zuwanderungswelle aus, welche sich im Wesentlichen aus zahlreichen ungelerten Arbeitern und deren Familien zusammensetzte.

Die Arbeiter wurden binnen kurzer Zeit ausgebildet und den schwersten sowie unangenehmsten Arbeiten zugeteilt [Abb. 99]. Für die meisten der neuen Arbeiter bedeutete der Alltag Schwerarbeit im Schichtdienst, und das unter äußerst schlechten Arbeitsbedingungen. Die Gefahr am Arbeitsplatz, welcher die Industriearbeiter immer ausgesetzt waren, die mühsame Arbeit und der intensive Arbeitsrhythmus waren leider oft die Ursachen von mittelschweren bis schweren, teilweise auch tödlichen Arbeitsunfällen. Ohrenbetäubender Lärm, Staub, gefährlicher Rauch und äußerst hohe Temperaturen standen für viele

² „La provincia di Bolzano“ – 22. und 28. Juni 1938

der in der Industriezone beschäftigten Arbeiter auf der Tagesordnung. Die Tatsache, über längere Zeit hin gesundheitsschädlichen Substanzen ausgesetzt zu sein, kostete so manchem Arbeiter Jahre später einen hohen Preis, als Berufskrankheiten wie Taubheit, chronische Bronchienleiden und Silikose auftraten.

Gerade für diese Menschen, die tagtäglich mit den Mühen des Lebens konfrontiert waren, wurden die beiden Arbeiterviertel geschaffen. Das der „Semirurali“ war dem fachlich weniger qualifizierten Personal vorbehalten, weil es sowohl finanziell als auch kulturell gesehen eine schwächere Komponente darstellte. Die Einwohner dieses Viertels brachten eine Volkskultur mit sich und sprachen Mundarten, die von ihren Vorfahren in den Herkunftsgebieten überliefert worden waren. Die einzigen Elemente, die der gesamten Bevölkerung gemein waren, bestanden anfänglich in der völligen Abhängigkeit vom Industriegebiet und in der schweren Fabrikarbeit, welche die Männer leisteten. Aus diesem Viertel bezogen sozusagen die Abteilungen Schmelzöfen der „Montecatini“, der „Acciaierie“ und der „Magnesio“ sowie die Gießerei der „Lancia“ ihre Arbeitskräfte.

Das Familienleben hängte ausschließlich von der Arbeitsfähigkeit des Mannes ab. Wenn er jung und kräftig war, konnte er die körperlich anspruchsvollen und unangenehmen Arbeiten verrichten und dafür eine Sonderzulage bekommen. Wer er allerdings erkrankte oder eine Arbeitsunfall erlitt, zahlte die Familie unvermeidlich die Folgen davon. Die Frauen waren für die Hauswirtschaft zuständig und mussten dafür sorgen, dass die Familie mit einem Gehalt überleben konnte. Das war alles andere als einfach. So manche Frauen befließen mussten sich damit, das Familienbudget aufrunden, entweder mit den Einnahmen aus der Geflügelzucht oder, wenn sie Zeit und die nötige Kraft hatten, mit Putz- und Reinigungsarbeiten. Die Buben wurden, sobald die Schule aus war, als Hilfsarbeiter auf den Baustellen eingestellt. Die Mädchen konnten als Serviererinnen in den Betriebskantinen arbeiten oder einer Saisonarbeit in den Obstlagern nachgehen. Einige Betriebe des Bozner Raums beschäftigten auch weibliche Arbeitskräfte.

Nach dem Ausbruch des Weltkrieges arbeiteten die Frauen auch in den Produktionsabteilungen der Schwerindustrie, um die zum Militärdienst einberufenen Männer zu ersetzen.

1940 beschloss die Kurie Trient das Hilfswerk für die religiöse Betreuung in den neuen Bozner Arbeitervierteln zu starten. In einem vom IFACP gemieteten und etwas adaptierten „semiruralen“ Haus, welches an der Kreuzung zwischen der Mailand- und der Parlermostraße stand, wurde im Erdgeschoss eine Kapelle und im oberen Stockwerk eine Wohnung und das Pfarramt eingerichtet [Abb. 100]. Es war dies die erste Kultstätte der beiden Viertel, und der gesamten Bevölkerung blieb die „chiesetta“ (Kirchlein) stets in lieber Erinnerung. Wahrscheinlich um die lokalen zivilen Behörden zufriedenzustellen wurde die religiöse Stätte dem hl. Giovanni Bosco geweiht. Nach Kriegsende übertrug sich dieser Name auf das gesamte Viertel.

Im Frühjahr 1942 begann man mit der Errichtung der neuen Kirche auf dem Pontinia-Platz nach dem Entwurf von Guido Pelizzari. Wegen der nationalsozialistischen Besetzung wurde die Baustelle im Sommer 1943 aufgelassen. Einige behaupten, dass das Gebäude eine Zeit lang als Militärlager diente. Sicher ist, dass es im Frühjahr 1945 ein Schuhlager beherbergte, welches in den ersten Maitagen von den Bewohnern der „Semirurali“ überfallen und geplündert wurde.

Die heulenden Töne der Fabriksirenen waren mit der Zeit allen vertraut geworden. Jahrelang verkörperten sie die sensible Bindung zwischen der Bevölkerung der „Semirurali“ und dem Industriegebiet. Der Ruf der Sirenen erinnerte auch in den Stunden der Ruhe und Zerstreuung daran, dass sich jenseits des Flusses die Fabrik und der Arbeitsplatz, der einzige sichere Bezugspunkt, befanden.

Das schwere Schicksal, das diese Menschen tragen mussten, die leidvolle Kriegszeit und die Vernachlässigung des Viertels seitens der städtischen Behörden waren die Grundlagen des starken Gefühls von Identität, das in den Bewohnern der „Semirurali“ im Laufe der Jahre heranwuchs.

Das Bewusstsein um die erzwungene Absonderung von der größeren städtischen Gemeinschaft, das besondere natürliche Umfeld mit viel Freiraum und der nicht klar definierten Grenze zum Land, vermittelte vor allem den Jugendlichen ein Gefühl von Handlungsfreiheit, Selbständigkeit und Herrschaft über dieses Gebiet – ein Gefühl, dass sich in den anderen Stadtvierteln nicht entwickelte.

Dem „Semirurali“-Viertel wurde der Übername „Shanghai“ verliehen. Dieser Name, den auch die Zeit nicht gelöscht hat, steht für ein Viertel und dessen Einwohner, die vom Stadtleben abgekapselt waren.

In der Zeit der „Operationszone Alpenvorland“ entstand und verbreitete sich in den Fabriken die heimliche Widerstandsbewegung. Es gab Männer, die bereit waren, ihr Leben für die Freiheit zu opfern. Der bekannteste ist Manlio Longon. Mit ihm sind aber auch die Arbeiter der Industriezone zu nennen, die deportiert wurden und in den KZ-Lagern jenseits der Alpen umkamen sowie jene, die am 3. Mai 1945 fielen.

Nach der Einrichtung des Lagers in der Reschenstraße hatten viele Einwohner des Viertels den Gefangenen humanitären Beistand geleistet. An dieser Stelle sind drei Priester zu erwähnen, die sich für die „Semirurali“ einsetzten und dafür den hohen Preis der Festnahme, Verurteilung und schließlich Deportation zahlen mussten. Einer wurde nach Gusen 1 deportiert, wo er dann starb, während die beiden anderen nach der schrecklichen Erfahrung von Dachau und des Zellenblocks in der Reschenstraße überlebten³.

Die Nachkriegsjahre waren für die Menschen der „Semirurali“ eine sehr schwere Zeit. Die Entfernung zur Stadt blieb auch nach dem Umbruch auf institutioneller Ebene bestehen, genauso wie sich an den lokalen Problemen nichts änderte. Im Gegenteil, diese wurden durch die unsichere politische Lage und die Produktionskrise in den größten

³ Don Narciso Sordo starb in Gusen 1 im April 1945. Don Guido Pedrotti wurde nach Dachau deportiert, während Don Daniele Longhi, der gemeinsam mit Manlio Longon Mitglied des Nationalen Befreiungskomitees war, im Lager der Reschenstraße eingesperrt wurde.

Betrieben des Industriegebietes verschärft. Die Arbeitslosigkeit nahm zu und es gab immer mehr zeitlich begrenzte Arbeitsverhältnisse, die sich meistens auf die Sommermonate beschränkten.

Dennoch hatte der Anbruch der Demokratie etwas in den Köpfen der Menschen bewegt. Es überkam sie eine enorme Lebensfreude, sie wollten Spass haben und etwas Neues schaffen. Mit viel Einfallsvermögen und wenig Mitteln wurden hier und dort einige Tanzbühnen aufgestellt. Ein Treffpunkt für all jene, die ein paar Stunden in geselliger Runde verbringen wollten. Am Sonntag Nachmittag versammelten sich viele Familien in der Taverne „Santa Maria“ im Mariaheimweg. So manch einen trieb es sogar bis zum Wirtshaus „All’Alpino“, an der Abzweigung Meran – Mendel oder bis zur Etschbrücke.

Im Kirchhof in der Palermostraße, der gleich groß wie der Garten war, wimmelte es immer von Kindern und Jugendlichen, die sich dort zum Fußball spielen trafen. Jemand hatte die Idee, eine Mannschaft mit eigener Fahne und eigenem Trikot zu gründen. Natürlich brauchte es auch einen Namen. Das war die Vorgeschichte des 1945 entstandenen Fußballvereins „Alba Don Bosco“ [Abb. 101]. Die Jungs entpuppten sich als wahre Torjäger und bald schon waren die ersten positiven Ergebnisse da. Mit der Zeit wurde das Spielfeld auf die Wiese des Don-Bosco-Platzes verlegt. Dort versammelten sich ständig fußballbegeisterte Jugendliche, die endlose Spiele spielten.

Allmählich beteiligte sich die „Alba Don Bosco“ an den offiziellen Turnieren. Die Ergebnisse waren erstaunlich und die Mannschaft festigte sich immer mehr. Einige der Jungs wurden später von wichtigen Mannschaften aufgenommen und erlebten brillante persönliche Erfolge. 1956 wurden die „Alba Don Bosco“ und die „Virtus“ zu einer Mannschaft und die Spielgemeinschaft nahm den heutigen Namen „Associazione Sportiva Virtus Don Bosco“ an.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit, und im Anschluss daran noch für einige Jahre, gab es im Viertel Anzeichen einer Verschlechterung der sozialen Lage. Einige Jugendliche begingen wahrscheinlich in der Verzweiflung, die der Krieg hinterlassen hatte, wegen Arbeitslosigkeit

oder fehlender kurzfristiger Zukunftsperspektiven illegale Handlungen. Der Großteil der Bevölkerung, Erwachsene und Jugendliche, schlug allerdings den langen Weg des moralischen und sozialen Fortschritts des Viertels ein.

Im Dezember 1945 gründete der Pfarrer von Don Bosco ein Komitee, das sich für den Bau eines Kindergartens in den Arbeitervierteln einsetzte. Diese Aktion war aus zwei Gründen von großer Bedeutung. Zum einen, weil es das erste Mal war, dass sich eine Bürgergruppe an einem Projekt von öffentlichem Interesse beteiligte. Zum zweiten wollte der Pfarrer innerhalb des Komitees zurückstehen, und den Bürgern freie Hand lassen. Das Projekt wurde verwirklicht, und dank der Unterstützung des Institutes für Sozialwohnungen konnten die ersten Kinder im Frühjahr 1946 den Kindergarten „Don Bosco“ in der Rovigostraße besuchen.

Wenige Monate nach dem Ende des 2. Weltkrieges erhielt Don Daniele Longhi, der Kaplan des Nationalen Hilfswerks für religiöse und moralische Betreuung der Arbeiter ONARMO (*Opera Nazionale per l'Assistenza Religiosa e Morale agli Operai*) vom Militärkommando die Erlaubnis, das ehemalige NS-Lager in der Reschenstraße für soziale Zwecke zu verwenden. Noch im Sommer 1945 begann er, die Jugend des Viertels in der heliotherapischen Kolonie zu versammeln. Für die Freizeitaktivitäten nutzte man den Landstreifen, der zwischen den Magazinen des Pionierkorps und dem Konzentrationslager lag, dort, wo sich die Baracken der Lagerwerkstätten befanden. Dank der finanziellen Hilfe der Industriebetriebe des Bozner Raums und der Unterstützung des Päpstlichen Hilfswerks POA (*Pontificia Opera di Assistenza*), konnte hunderten Jugendlichen hier ein Frühstück, ein Mittagessen und eine Nachmittagsjause verabreicht werden. Vor allem aber entstand hier eine Struktur mit Erziehungscharakter, die für die menschliche und soziale Entwicklung des Viertels von großer Bedeutung war. Der Kaplan beschloss, eine der beiden großen Hallen des ehemaligen Lagers in einen Theatersaal umzuwandeln. Mit vier Brettern und einer großen Portion Fantasie wurde die Bühne des „Teatro

del Lavo-ratore“ (Theater des Arbeiters) montiert. Es entstand eine Dilettanten-truppe, zu deren Mitgliedern auch die Laienspieler zählten, die unter der nationalsozialistischen Besetzung bei den in den Fabriken – vor allem in der „Magnesio“ – heimlich aufgeführten Theaterstücken mitgewirkt hatten. Es wurden dramatische Stücke inszeniert, die die Zuschauer zu Tränen rührten und zwischendurch mit witzigen volkstümlichen Einlagen aufgelockert wurden. Die Leute lachten, weinten und hofften auf eine bessere Zukunft. Das „Teatro del Lavoratore“ wurde dann auch das erste Kino des Viertels, wo die Kinder die Namen der Indianerstämme kennen lernten und von aufregenden Rittergeschichten in den Bann gezogen wurden.

1946 baute Don Longhi ein neues Holzgebäude, das an die Umschließungsmauer des Pionierkorps anschloss. Die Hütte wurde zu einem Kindergarten ausgebaut, der mit sechs Räumen sowie anderen Zusatzlokalen ausgestattet war. Viele Jahre lang lief der Kindergarten „ON-ARMO“ unter diesem Namen [Abb. 102]. Erst später hieß er „Hl. Pius X.“ (heute „Gulliver“).

Die „scuoletta“ in der Palermostraße wurde nach Don Narciso Sordo benannt, dem Religionslehrer, der deportiert wurde und in Gussen 1 verstarb. Um dem dringenden Problem des Fehlens von schulischen Einrichtungen entgegenzuwirken, hatte die Gemeindeverwaltung 1948 Don Longhi gebeten, eine Außenstelle der Schule in der Palermostraße zu eröffnen. Eine der Baracken - Werkstätten des NS-Lagers wurde umgebaut, um dort zwei Klassenräume unterzubringen. Hier entstand die Grundschule „Scuola elementare don Narciso Sordo al Campo di Concentramento“ (Grundschule Don Narciso Sordo am Konzentrationslager).

Anfang des Jahres 1947 sah Don Luigi Molinari, der neue Pfarrer von Don Bosco, nur eine Möglichkeit, um in relativ kurzer Zeit zu einer richtigen Kirche zu kommen: Die Wiedergewinnung des mitten in den Feldern aufgelassenen Gebäudes. Das Geheimnis für die erfolgreiche

Verwirklichung dieses Projektes lag in der geschlossenen Beteiligung der Bevölkerung an der Sanierung und am Umbau des Gebäudes. Die Errichtung der Kirche wurde zu einer wahren Errungenschaft der Einwohner des Viertels. Viele Menschen, Kinder und Erwachsene, hatten ihre Freizeit und die Tage, an denen die Fabriken geschlossen waren, für das Werk geopfert. Es war ein Jahr harter Arbeit, aber dafür hatte sich der Gemeinschaftssinn stark gefestigt. In jenen Monaten spürten die Menschen immer mehr, dass sie einer Gemeinschaft angehörten und gleichzeitig setzte der Identifizierungsprozess der Einwohner der „Semirurali“ mit ihrem Wohngebiet ein.

Am 21. Dezember 1947 wurde die Kirche geweiht. Die Fertigstellung des Gotteshauses war für die Bewohner der „Semirurali“ ein Ereignis von zentraler Bedeutung. Diese Menschen, die bisher keinen festen Anhaltspunkt hatten, sahen nun, dass sie dank der Beteiligung und der Mithilfe aller ein großartiges Werk vollbracht hatten.

Die Gebäude der Stadt wurde während des Krieges schwer beschädigt und die Wohnungsnot war eines der Hauptprobleme, mit welchen die neue demokratische Stadtverwaltung konfrontiert war. Zur Lösung der hoffnungslosesten Fälle wurde das „Commissariato Alloggi“ (Kommissariat für Wohnungen) ins Leben gerufen. Diese Einrichtung erkannte in der Struktur des ehemaligen NS-Lagers in der Reschenstraße eine wertvolle und vielleicht unvorhergesehene Ressource. Die Familien, die eine nach der anderen ins Lager kamen, versuchten sich den nötigen Lebensraum zu schaffen. Ein Plätzchen, wo sie trotz der ständigen Konfrontation mit den anderen Familien, die dasselbe Ziel verfolgten, ein Minimum an Privatleben führen konnten. Im Juni 1947 wohnten im Lager 45 Familien.

Es ist ein Bild von unglaublicher Trostlosigkeit. Ein großer erdiger Hof, hier und dort liegen Trümmerhaufen. Halbnackte Kinder, einige Kleintiere, zum Trocknen aufgehängte Lumpen. Wir fragen, woran es denn am meisten Not tue. Die Antwort lautet: An den wesentlichen Diensten, wie Wasser und

Kanalisation. Wir betreten den bekannten Zellenblock des NS-Polizeiregimes, wo die gefährlichsten Politiker gefangen gehalten wurden. Es handelt sich um ein langes rechteckiges Gebäude, in der Mitte ein schmaler Gang, an dessen Seiten die Zellen angebracht sind. Auch sie sind rechteckig, etwas mehr als 1 Meter breit und 3 Meter lang. Wir betreten die erste Zelle. Alles erinnert noch an das Gefängnis. Eine Frau sitzt auf dem einzigen vorhandenen Brett und hält ein gebrechliches Kind im Arm. Es ist eine dreiköpfige Familie. Sie verfügen über einen einzigen Tisch und über zwei Militär-Feldbetten. In einer Ecke liegt ein Haufen mit den Kleidern des Mannes, der Frau und des Kindes. Ein Tisch, ein Feldbett und ein Haufen zerknitterter Kleider und schon ist der Raum voll.⁴

Im Laufe der Jahre nahm die Anzahl der in den Räumen des Lagers lebenden Menschen zu statt ab. Im September 1956 wohnten dort insgesamt 385 Personen, auf 91 Familien verteilt⁵. Die Strukturen des Lagers wurden schrittweise abgerissen, und als in der zweiten Hälfte der 60er Jahre die letzten noch bestehenden Gebäude abgebrochen wurden, wohnten dort immer noch zahlreiche Familien.

Angesichts der extremen Not, in welcher die Menschen hier lebten unternahm die Behörden gar nichts. Auch viele Bewohner der „Semirurali“ weigerten sich, sich dem Lager zu nähern, so als ob dieses gar nicht zum Viertel gehörte. Und dennoch arbeiteten auch sie in den Fabriken und auf den Baustellen, und hatten die bittere Erfahrung der extremen Marginalisierung gemacht und diese mit Würde und Hoffnung auf ein besseres Leben durchgestanden.

Andere Familien hatten das Glück in Holzbauten, die hier und dort standen und kleinen Dörfern ähnelten, unterzukommen. In der Genua-, in der Reschen- und in der Sassaristraße lebten etwa 40 Familien – insgesamt 150 Personen – in den Baracken. In der Udinestraße besetzte der Fahrrad-Mechaniker mit seiner Baracke, die Arbeits- und

4 „Alto Adige“ – 13. August 1947 – Umfrage zu den Wohnungen von Libero Montesi

5 IACP Bozen 1956 – Consuntivo relazioni statistiche – S. 130

Wohnstätte war, auf halber Straße die ganze Fahrbahn. Man schrieb den Juni 1948, als der erste Bus der SASA (Städtischer Autobus Service) durch das Viertel fuhr.

Die ersten 50er Jahre standen unter dem Zeichen der Gemeinschaftserfahrungen im religiösen Bereich. Das wirkte sich auch auf das Gesellschaftsleben im Viertel aus und abermals fühlten sich die Einwohner Teil einer gemeinsamen Erfahrung. Die Prozession der hl. Jungfrau im Mai 1950 war ein Ereignis, das für das ganze Viertel von großer Bedeutung war. Die Bevölkerung beteiligte sich mit Andacht und viel Begeisterung und alle waren darum bemüht, die Feier zu einem Erfolg zu machen. Längs der Straßen, durch welche die Prozession führte, wurden mit Girlanden und bunten Lichtern geschmückte Holzbögen aufgestellt. Am Ende der Prozession wurde die Statue der Pfarrkirche von Don Bosco überreicht, wo sie sich auch heute noch befindet.

Einige behaupten, dass die Prozession der hl. Jungfrau im Viertel für die Behörden und für viele Bozner Bürger erstmals die Gelegenheit war, sich dieser verachteten, äußersten Peripherie zu nähern. Sie waren von der Einfachheit, vom Fleiß, von der Würde, dem Enthusiasmus und dem Zusammenhalt der Menschen überrascht.

Nach der verheerenden Überschwemmung im Podelta im November 1951, mussten zahlreiche Menschen vom Überschwemmungsgebiet in andere Provinzen auswandern, insbesondere nach Bozen. Die Einwohner von Don Bosco beiligten sich aktiv an den Solidaritätsmaßnahmen und stellten nicht nur finanzielle Hilfe, sondern auch Kleider, Einrichtungsgegenstände und vor allem ihre Wohnungen zur Verfügung. Viele nahmen Kinder oder allein stehende Menschen auf. Andere boten sogar ganzen Familien, deren Häuser zerstört worden waren, Unterkunft. Aufgenommen wurden aber vor allem Verwandte und Bekannte, die aus demselben Dorf stammten. Einige der Menschen, die aus dem Überschwemmungsgebiet kamen, lebten sich im neuen Umfeld ein, fanden Arbeit und begannen im Viertel ein neues Leben.

Die Hilfsbereitschaft, die die Bewohner der „Semirurali“ in jenen Jahren bekundeten, hatte ihre Wurzeln in der Volkstradition. Sie wurde aber auch von der gemeinsamen Erfahrung der Fabriksarbeit, von den zwischenmenschlichen Beziehungen, die das Viertel fast zu einem großen Dorf machten, wo sich praktisch alle kannten, und vor allem von der Führungsrolle der Kirche genährt, welche die einzige vor Ort anwesende Einrichtung war. Während die Wohlfahrtsorganisationen der Pfarrei den Bedürftigsten beiseite standen, händigten die Kaufleute des Viertels den Familien mit Geldproblemen ihre Produkte gegen das Versprechen aus, ihnen das Geld sobald wie möglich zu geben. Die Fabrikarbeiter waren damit einverstanden, ihren Urlaub in den Wintermonaten zu nehmen, um so die Einstellungszeit der Saisonarbeiter zu verlängern.

Unter den Solidaritätserfahrungen jener Jahre ist auch die „Cooperativa Interaziendale“ (Zwischenbetriebliche Genossenschaft) zu erwähnen. Sie wurde 1945 auf Initiative der Industriellen des Bozner Raums gegründet und von allen politischen Fraktionen getragen. Die Verkaufsstellen der Genossenschaft boten die Grundnahrungsmittel zum Selbstkostenpreis an. Dadurch wurde eine preisstoppende Wirkung im städtischen Bereich ausgeübt und dem Schwarzmarkt der Kampf angesagt. Die Industriellen bemühten sich, die Versorgung mit Produkten zu sichern, während die Führung der Genossenschaft einem Verwaltungsrat übertragen wurde. Nach der Eröffnung des ersten Ladens in der Industriezone, entstand 1948 auch in der Piacenzastraße eine Verkaufsstelle, und zwar in einem jener Geschäfte, die in den „Semirurali“ unterbracht waren.

Anfang der 50er Jahre sehnten sich die Menschen der „Semirurali“ immer mehr danach, ihre soziale und wirtschaftliche Marginalisierung zu überwinden. Einige junge Leute sahen in der kulturellen Weiterbildung den Weg einer persönlichen und gemeinschaftlichen Bereicherung und begannen zu studieren. Wer hingegen mehr auf Eigeninitiative, auf das eigene Talent und Selbstvertrauen baute, versuchte sein

Glück im Beruf. So begannen allmählich einige Handwerker wie Zimmerer, Tischler und Tapezierer ihre Tätigkeit auszuüben. Andere wiederum setzten ihre ganze Kraft und ihre Fähigkeiten im Handel ein. In der Hoffnung eines Tages selbst ein Geschäft eröffnen zu können, gesellten sie sich zu den Händlern der Stadtteilmärkte. Es gab aber auch solche, die um sich einen Kundenstock aufzubauen, durch die Straßen und Gassen zogen und Wasch- und Reinigungsmittel, Obst oder andere Produkte verkauften.

In den 50er Jahren wurden die bedeutendsten öffentlichen Arbeiten im Viertel ausgeführt [Abb. 103]. Der erste Bau der Reihe war die Grundschule „Don Bosco“, die nach dem Projekt des Technischen Amtes der Gemeinde verwirklicht wurde. Im Herbst 1952 begann man mit dem Unterricht, und wenngleich dieser in zwei Turnussen abgehalten wurde, boten die 20 Klassenräume nicht ausreichend Platz für alle schulpflichtigen Kinder des Viertels.

Die Errichtung des Kinderhortes und des Kindergartens wurde dem ONMI übertragen, welches sich für die Planung an das Technische Amt des Landes wandte. Da in der Durchführungsphase finanzielle Probleme auftraten, wurde das neue öffentliche Gebäude erst am 6. März 1955 eingeweiht.

Die Verwirklichung des Schulzentrums „Don Bosco – Montecassino“ war eine sehr wichtige Etappe in der Geschichte des Viertels. Erstmals seit der Gründung der „Semirurali“ hatten die Bürger das Gefühl, dass sich die Stadtverwaltung ihrer wirklichen und alltäglichen Probleme annahm.

Das letzte öffentliche Bauvorhaben jener Jahre, das Altersheim „Don Bosco“, wurde 1956 unter der Leitung der Stadtgemeinde fertiggestellt.

Im selben Jahr veranlasste die Pfarrei Don Bosco den Bau des Hauses für Gemeinschaftsaktivitäten („Casa per le attività sociali“). Im neuen Gebäude wurden Kinderspielräume, einige Lokale für die Pfarrvereine und ein großer Tagungsraum mit über 300 Sitzplätzen untergebracht. Das Vereinswesen, sowohl die Jugend- als auch die Erwachsenenver-

eine, hatte eine wichtige Gruppenbindungs- und Bildungsfunktion. Viele Erwachsene und Jugendliche traten den verschiedenen religiösen Organisationen bei, aber auch andere Vereine, wie Chöre oder Pfadfinder, fanden breite Zustimmung. Besonders die Pfadfinder erfreuten sich großer Beliebtheit und einer steigenden Mitgliederzahl, nicht zuletzt weil sie mit ihren Aktivitäten ein völlig neues Bildungsziel verfolgten.

Sobald die Räumlichkeiten verfügbar waren, startete die Jugendfreizeitstätte ihre Tätigkeit. Die Eröffnung des Gemeinschaftsraums, der über Tischfußball, Tischtennis und andere Spiele verfügte, war ein wahrer Erfolg und über mehrere Jahre lang fast ein Privileg für die Jugendlichen des Viertels. Sonntag nachmittags war es oft fast unmöglich hineinzukommen, weil sich so viele Jugendliche zusammengefunden hatten, um hier ihre Freizeit zu verbringen.

Anfang der 50er Jahre wurde in der Mailandstraße, an der Kreuzung mit der Palermostraße das Kino „Astra“ eröffnet. Das Kino fand bei den Bürgern großen Anklang und sie waren vom neuen Angebot begeistert. Vor dem Kino machten der Eismann und der Verkäufer von Trockenobst immer Halt. Mit einem Eis am Stiel und einem Film wurde der Tag zu einem Festtag.

Mitte der 50er Jahre lebte das Viertel „Semirurali“ noch sein eigenes Leben und war vom Rest der Stadt fast abgetrennt. Die einzigen vorhandenen öffentlichen Einrichtungen waren die Grundschule, das Altersheim und der von den Canossa-Schwestern geführte Kindergarten. Diese Zentren und die Pfarrei wurden zu Bezugspunkten was die Organisation von kulturellen und unterhaltsamen Veranstaltungen anging. Aus diesen Kreisen stammte auch die Gruppe von Personen, die im März 1957 den Kulturverein „Don Bosco“ ins Leben rief. Der Verein spielte mit den Jahren eine sehr wichtige Rolle und das Programm sah neben den Freizeitaktivitäten auch Theateraufführungen und Kinofilme vor. Auch die Einrichtung der Bibliothek „Alessandro Manzoni“ wurde vom Kulturverein gefördert .

Bei jedem Schichtwechsel überquerten die Arbeiter scharenweise die Reschenbrücke, um sich zu ihrem Arbeitsplatz in den Fabriken des Umkreises zu begeben. Daran hatte sich in den letzten 10 oder 15 Jahren nichts geändert. Nur, während die meisten mit dem Fahrrad unterwegs waren, besaßen mittlerweile viele einen Motorroller. Die Jugendlichen der „Semirurali“ trafen sich in der Jugendfreizeitstätte und das Zusammenleben lehrte sie, dass sie alle mehr oder weniger dieselben Probleme hatten, aber auch dieselbe Hoffnung und denselben Willen, diese zu überwinden [Abb. 104,105]. Die Denk- und Lebensart veränderte sich allmählich, ohne, dass die Betroffenen dies merkten. Die ersten, die die Matura in der Tasche hatten – Geometer, Sachverständige und Lehrerinnen – wurden bewundert und respektiert.

In der zweiten Hälfte der 50er Jahre besuchten schon viele Jugendliche die Oberschule. Die anderen, die lieber arbeiteten als studierten, absolvierten Fachausbildungen. Hier und dort kamen die Anzeichen des Wohlstandes ans Licht. Die Häuser wurden mehr gepflegt oder umgebaut, um im „semiruralen“ Haus ein komfortableres Leben führen zu können. Teile der Gärten wurden zum Gemüseanbau genutzt und auf manchen Dächern sah man schon von weitem an der Antenne, dass es dort einen Fernseher gab.

Der erste Satellitenstart, die Unterzeichnung des Vertrages von Rom, die Kundgebung der Südtiroler Bevölkerung auf Schloss Sigmondskron im Jahre 1957 und die Präsentation des „Seicento“ [Abb. 106] waren Momente, die auf neue Perspektiven hindeuteten. Man begriff, dass sich etwas rührte.

Der ständige Anstieg der Wohnbevölkerung Bozens bewirkte eine lebhaft bauliche Entwicklung, insbesondere in der Zone „Don Bosco“. Allmählich verlor das Viertel sein „halbländliches“ Aussehen und die kleinen Häuser wurden Schritt für Schritt von Wohngebäuden umzingelt. Immer mehr Menschen ließen sich im Viertel nieder und bezogen die Wohnungen in den Kondominien, welche um die kleinen Häuser herum gebaut wurden. Diese Tatsache und die sich abzeichnende neue

sozioökonomische Lage bedingten eine Änderung des Lebensstils. Ohne, dass es zur Kenntnis genommen wurde, ging langsam jene besondere Atmosphäre unter, die das Leben im „Don Bosco“-Viertel bis zu jenem Zeitpunkt gekennzeichnet hatte. Hier hatte bisher jeder gewusst, dass alle die Erfahrung der Auswanderung, und ein Leben der Mühen und Opfer hinter sich hatten.

In den ausgehenden 50er Jahren begann die Umstrukturierung des Viertels. Man sagte, dass man mit den Maschinen und den modernen Techniken dem Viertel binnen weniger Jahre ein neues Aussehen verleihen könne. 1958 wurden in der Palermostraße die ersten kleinen Häuser abgerissen, um ein 5-stöckiges Wohnhaus zu errichten.

Die Arbeiter fuhren auch weiterhin auf ihren zwei Rädern über die Reschenbrücke. Gleich nach der Brücke drang der von den Fabriken kommende beißende Rauch bis in ihre Bronchien und nahm ihnen fast den Atem. Mit großer Geduld radelten sie seit fast 20 Jahren durch dieselben Straßen. Immer derselbe Anfahrtsweg, hin zum wohl bekannten, aber mutig ertragenen Kampf, der Arbeit. Die einzige Hoffnung war, für die Kinder bessere Lebensbedingungen schaffen zu können. Als das Zeitalter der Technik anbrach, veränderte sich auch das Leben. Es war von Mechanisierung und von Arbeitsmaschinen die Rede, welche die körperliche Anstrengung erleichtern sollten, aber auch davon, die Leistungsfähigkeit der Arbeiter aufs Höchste zu nutzen. Langsam wurden die alten Arbeiter, die imstande waren körperliche Schwerarbeit unter äußerst schlechten Bedingungen zu leisten, von Arbeitern ersetzt, die Maschinen bedienten und sich an den Rhythmus dieser anpassen mussten.

Die massive Verbreitung der Haushaltsgeräte in den „Semirurali“ war das erste Anzeichen des Wirtschaftswunders. Diese Geräte trugen zu einer beachtlichen Verbesserung der Lebensstandards bei. Als das Auto kam wurden Teile der Umschließungsmauern abgebrochen bzw. Gitter abmontiert oder verbreitert, damit die Fahrzeuge im Garten abgestellt werden konnten. Es wurden Vordächer und manchmal sogar richtige Garagen gebaut.

Nach außen hin schien es, als würde im Viertel alles beim Alten bleiben. In Wirklichkeit begann in jenen Jahren der langsame, aber sichere Untergang der „Semirurali“ [Abb. 107]. Die Wohnbevölkerung alterte und viele hatten inzwischen große Kinder, die selbst eine Familie gründeten. Für junge Paare gab es in den kleinen Häusern allerdings keinen Platz und die Jugendlichen waren gezwungen in andere Stadtteile zu ziehen oder sich in den Kondominien niederzulassen, die das Viertel umschlossen.

Um die Abbrucharbeiten fortsetzen zu können, mussten den Ansässigen neue Wohnungen zur Verfügung gestellt werden. So begann die Zerstreuung des Volkes der „Semirurali“ [Abb. 108]. Zahlreiche Familien bekamen eine Wohnung in den Volkswohnhäusern in der Turinstraße. Andere wurden in den übrigen Stadtteilen untergebracht. Wegen der großen Wohnungsnot wurden die im „Don Bosco“-Viertel errichteten Wohnungen nach den städtischen Rangordnungen vergeben und nicht auf der Grundlage eines systematischen Programms zur Umsiedlung der aus den „Semirurali“ stammenden Familien in die neuen Wohnhäuser.

Dieser Schritt hatte umfassende Auswirkungen. Zunächst bedeutete er die Zerstörung der gefestigten zwischenmenschlichen Beziehungen und des sozialen Gefüges des Viertels. In den neuen Kondominien zogen zahlreiche Familien ein, die aus unterschiedlichen Gebieten stammten und meist vor schwierigen Situationen geflüchtet waren. Da das Viertel mit so vielen neuen, bunt zusammengewürfelten Menschen bevölkert wurde, verlor es seine Eigenart und auch das Bewusstsein der Menschen, Teil dieses Viertels zu sein, wurde immer schwächer. Der historische Kern der „Semirurali“ erfuhr eine rapide Abwertung und wurde zu einem immer weniger bedeutender Teil des Stadtviertels „Don Bosco“.

Die Räumung der kleinen Häuser ging äußerst langsam voran, sodass binnen kurzer Zeit weite Teile des Viertels völlig verwaahlerten. Das sich selbst überlassene Gebiet wurde bald zu einer Heide voller Ge-

strüpp, wo Ratten und steuende Tiere umherirrten, Nomaden ihre Karawanen abstellten und so manches unerlaubte Geschäft getrieben wurde.

Nach der illegalen Besetzung einiger leer stehender „Semirurali“, führte das Institut die Regelung ein, wonach die Türen und gegebenenfalls auch die Fenster der leer stehenden „Semirurali“ zugemauert werden mussten. Nach der endgültigen Räumung wurden die Häuschen abgerissen oder zumindest durchbrochen, um sie unbewohnbar zu machen. Viele Jahre lang waren weite Teile des Viertels in einem desolaten Zustand. Zugemauerte und verfallene Häuser wechselten sich mit Trümmerhaufen in einer Wildnis voller Gestrüpp ab.

Da kein allgemeiner Wiedergewinnungsplan vorlag, wurde das Viertel zonenweise, wie die Bewohner von den kleinen Häusern auszogen, umstrukturiert. Noch im Jahr 1976 wurde das Gebiet zwischen der Aosta- und der Bresciastraße und der Mailandstraße entlang, neu errichtet.

Anfang der 70er Jahre überschneidet sich das vom Institut durchgeführte Wiedergewinnungsprogramm der „Semirurali“ mit dem Bau der so genannten zweiten Erweiterungszone. In wenigen Jahren entstand das „Europa“-Viertel [Abb. 109]. In dieser Zeit wurden die Umstrukturierungsarbeiten praktisch unterbrochen. Die Körperschaft, welcher die Häuschen gehörten, unterließ jegliche Instandhaltung und auch die Bewohner selbst, größtenteils Rentner, hatten keine Interesse mehr zu renovieren oder Geld zu investieren, weshalb sich der Zustand dieses Gebietes merklich verschlechterte.

Im neuen „Europa“-Viertel ließen sich viele deutsche und auch ladinische Familien nieder, und das war die eigentliche Neuheit. Es waren Arbeiter, die von der Stadt, aber auch aus den Nachbarorten und den Tälern nach Bozen zogen, weil sie dort eine Stelle in der öffentlichen Verwaltung bekommen hatten. Ab den ersten 70er Jahren wuchs die Südtiroler Gemeinschaft im Viertel, und zählte unter ihren Mit-

gliedern nicht nur mehr Bauern aus der Umgebung, sondern auch viele andere Menschen, die verschiedene Lebenserfahrungen mit sich brachten und aus verschiedenen Orten kamen.

Die deutschsprachige Gemeinschaft des Viertels Don Bosco entwickelte sich auf Initiative des Weihbischofs Heinrich Forer. 1957 beauftragte er einen Kaplan, die in den Landhöfen lebenden Menschen zu betreuen. Ihr erster Bezugspunkt war das Altersheim „Don Bosco“, dem 1966 der auf Veranlassung des Kindergartenvereins „Maria Heim“ gegründete Kindergarten im Neubruchweg folgte.

1978 gestand man es der deutschen Gemeinschaft zu, in der Pfarrkirche die Sonntagsmesse zu feiern. Später wurde dann für eine zweite Messfeier auch der Theatersaal des Hauses für Gemeinschaftsaktivitäten zur Verfügung gestellt. Im gleichen Jahr stellte die Pfarrei Don Bosco einen großen Raum der Freizeitjugendstätte bereit. Dieser wurde als Mehrzwecksaal eingerichtet und dann für Freizeitaktivitäten und kulturelle Tätigkeiten verwendet.

Solange der Kindergarten „Maria Heim“ und die Schulen „J. H. Pestalozzi“ und „A. Schweitzer“ in Bau waren, wurden die deutschen Kinder vorübergehend in separaten Gruppen bzw. Klassenzügen im Kindergarten „ONMI.“ in der Mailandstraße und in der Grundschule „M. Luther King“ in der Parmastraße aufgenommen.

Im Rahmen des Durchführungsplans der „Semirurali“ wurde vereinbart, dass die Bevölkerung deutscher Muttersprache ein religiöses Zentrum im Viertel erhalten würde. Die Verwirklichung dieses Projektes war ein langer Weg, nicht zuletzt, weil 1986 in der Alessandriastraße Überreste des Augustiner Chorherrenstiftes St. Maria zum Vorschein gekommen sind. Die im Gebiet des Viertels entdeckten Reste des alten Klosters wurden für die deutsche Gemeinschaft zu einem bedeutenden historisch-kulturellen Anhaltspunkt. Das neue Zentrum wurde zwischen 1997 und 2000 errichtet und trägt den Namen „Pfarrzentrum Maria in der Au“ **[Abb. 110]**.

Um die Umstrukturierung des Gebietes der „Semirurali“ entfachte eine lebhaftere kulturelle Diskussion, die sich dann durch eine Reihe von Ereignissen politischer, administrativer und technischer Natur noch mehr verstrickte. Letztendlich war das der Grund, weshalb die Arbeiten so langsam vorangingen und es zur Verwahrlosung des Gebietes kam.

Der neue Bauleitplan der Gemeinde Bozen aus dem Jahre 1976 sah vor, dass für das gesamte, von der Umstrukturierung der „Semirurali“ betroffene Gebiet, ein Durchführungsplan vorliegen musste. 1978 genehmigte die Landesregierung den Plan und im selben Jahr beauftragte das IPEAA (heutiges Wohnbauinstitut) den aus Rom stammenden Architekten Carlo Aymonino mit der Projektausarbeitung für das erste Baulos, das im Viereck zwischen der Udine-, der Mailand-, der Brescia- und Cagliaristraße entstehen sollte [Abb. 111].

Die im Durchführungsplan vorgesehenen Lösungen wurden heftig kritisiert, sodass das IPEAA 1979 beschloss, für die Planung des zweiten Bauloses, jenes zwischen der Cagliari- und der Genuastraße, einen Wettbewerb auszuschreiben. Den Wettbewerb gewann das englische Büro Darbourne & Darke. 1981 wurde ihnen der Auftrag für die technische Ausarbeitung erteilt [Abb. 112].

Endlich wurden die Baustellen eingerichtet und bald schon standen die Gebäude. Auf der rechten Seite der Cagliaristraße wurden die von Aymonino geplanten Wohnhäuser errichtet. 1987 lebten darin etwa 390 Familien. Auf der linken Seite, genau gegenüber, wurden die englischen Häuser gebaut. Zwischen 1987 und 1990 brachte man hier etwa 360 Familien unter. Es waren zwei verschiedene Welten, die sich derselben Straße entlang gegenüberstanden.

Die Umstrukturierung ging weiter und andere Baulose wurden verbaut. Die Arbeiten dürften mit den Gebäuden zwischen der Alessandria- und der Parmastraße bald abgeschlossen werden. Noch zu lösen ist die Frage des zentralen Teils des Viertels. Hier wurde ein Projekt realisiert, ohne die Geschichte und die Gefühle der Einwohner zu berücksichtigen: Gegenüber von der Schule steht ein Gebäude, welches den Don-Bosco-Platz de facto „beseitigt“ hat [Abb. 113].

1980 hat ein Gewerkschaftsverband eine Studie über die „Semirurali“ durchgeführt. Zum Zeitpunkt der Untersuchung war der Anteil an Bürgern mit über 60 Jahren im Viertel etwa doppelt so hoch wie der in der Stadtgemeinde Bozen verzeichnete Durchschnittswert. Die Familienoberhäupter, 1/4 davon Frauen, waren praktisch alle Rentner. Ein Großteil der Frauen, die die Rolle des Familienoberhauptes innehatten, waren verwitwet.

Die Untersuchung zeigte, dass die Einwohner aufgrund des hohen Prozentsatzes an älteren Menschen und Witwen eine sozial schwache Komponente darstellten. Die Studie hatte außerdem eine Vielzahl von Alleinstehenden oder älteren Ehepaaren belegt, was als Hinweis auf eine zunehmende Entvölkerung der Zone interpretiert wurde.

Aus der Untersuchung ging des weiteren hervor, dass die Bewohner der „Semirurali“ ein sehr positives Verhältnis zu ihrem Lebensumfeld pflegten. Die meisten der Befragten erklärten, eine Beziehung zum Viertel zu haben; entweder durch den Freundeskreis, durch die Siedlungsform oder wegen des dort geführten gesellschaftlichen Leben. Sie fanden nicht einen einzigen Nachteil im Viertel und lehnten es kategorisch ab, in ein anderes Stadtviertel zu ziehen. Und das, obgleich allgemein bekannt war, dass es in den kleinen Häusern an Einigem mangelte. So beklagten die Bewohner z. B. das Fehlen einer Isolierung, wodurch es in den Häusern sehr kalt war.

1992 plante das IPEAA die Räumung eines Häuserblocks in der Sassaristraße. Da man keine Wohnungen in der Nähe des Viertels bereitstellen konnte, schlug das IPEAA den Betroffenen die zeitweise Übersiedlung in andere Zonen der Stadt vor. Der Plan stieß auf harten und unerwarteten Widerstand, denn die Bürger weigerten sich – auch nur vorübergehend – umzuziehen. Es waren dies ältere Menschen, die seit der Entstehung des Viertels hier gewohnt hatten. Erst als man ihnen zusicherte, nachher wieder in die neuen Gebäude der Sassaristraße einziehen zu können und bei der Vergabe der Wohnungen der Kondominien so vorzugehen, dass der in vielen Jahren gemeinsamer

Geschichte aufgebaute Bekannten- und Freundeskreis erhalten blieb, erklärten sie sich bereit, den Umzug auf sich zu nehmen.

Der letzte Block der „Semirurali“ in der Palermostraße wurde in den ersten Monaten des Jahres 1996 abgerissen. Da und dort, in halb verfallenen Häusern und umgeben von Überresten und Gestrüpp, gab es noch einzelne Familien, die auf die Zuweisung einer neuen Wohnung warteten.

Am Montag, den 30 Juni 1997 hat der letzte Bewohner der „Semirurali“ den Schlüssel seiner Wohnung in der Vercellistraße abgegeben. Insgesamt siedelten 1146 Familien um. Damit wurde ein endgültiger Schlussstrich unter dem Kapitel der „Semirurali“ gezogen, die in der kurzen Zeit ihres Bestehens (60 Jahre sind für ein Stadtviertel sicherlich keine lange Zeit) einen wichtigen Platz in der Geschichte der Stadt Bozen eingenommen haben⁶.

⁶ Vom Institut für geförderten Wohnbau herausgegebenes Flugblatt über die Einweihung des Semirurali-Häuschens in der Piacenzastraße 39 (12.09.1997).

LITERATUR

- Alto Adige un tempo e oggi. Ritratti del territorio, Firenze 1992.
- Bolzano Anno XIV , S.I.T.E., Bolzano 1936.
- Bolzano 1948–1952. Una città risorge, hg. von Gemeinde Bozen, Bolzano 1952.
- Bolzano 1956. Consuntivo, relazioni, statistiche, hg. von Istituto Autonomo per le Case Popolari, Bolzano 1956.
- Bolzano/Bozen 1945–1985. Stadt im Wandel. Una città che cresce, a cura dell'Assessorato all'Urbanistica del Comune di Bolzano, Bolzano 1985.
- Bolzano 1987-1988-1990. I Quaderni del PUC, hg. vom Urbanistikassessorat, Bozen 1985.
- CORSINI U., LILL R., Alto Adige 1918–1946, Bolzano 1988.
- DAL PIAI G., Sognavo il tram. Storia vera di un periodo travagliato delle Semirurali di Bolzano, che i più hanno dimenticato, Calliano 1991.
- DAL PIAI G., Teatro che passione!, Bolzano 1988.
- FAUSTINI G., L'economia dell'Alto Adige tra le due guerre, Trento 1983.
- FERRANDI M., PACHER G., SARDI L., Gli anni delle bombe. Trento, Bolzano: 1943–1945, Bolzano 1973.
- FIORENTINO W., Industrie e Industriali in Alto Adige, Bolzano 1996.
- FORRER F., FRANCHINI S., ROSSIN I., Le semirurali: un'occasione per Bolzano. Gli abitanti, il patrimonio edilizio, la partecipazione della utenza. Un'indagine, Bolzano 1982.
- GATTERER C., Im Kampf gegen Rom. Bürger, Minderheiten und Autonomien in Italien, Wien-Frankfurt–Zürich 1968.
- GRUBER A., Südtirol unter dem Faschismus, Bozen 1978.
- HAPPACHER L., Il Lager di Bolzano, Trento 1979.
- Incontri sulla storia dell'Alto Adige, hg. von G. Delle Donne, Bolzano 1994.
- Schatten, die das Dunkel wirft, Ausstellungskatalog, hg. von C. Giacomozzi, Bozen 1995.

PETRI R., Storia di Bolzano, Padova 1989.

SALVATORELLI L., MIRA G., Storia d'Italia nel periodo fascista, Torino 1964.

TENGLER G., Le Tranvie di Bolzano, hg. vom Heimatschutzverein, Bozen 1984.

ZOEGGELER O., IPPOLITO L., L'architettura per una Bolzano italiana, Lana 1992.

Benutzte Quellen

Archiv der Pfarrei „S. Giovanni Bosco“

Archiv ONARMO

Lokale Tageszeitung „La Provincia di Bolzano“

Lokale Tageszeitung „Alto Adige“

Stadtarchiv Bozen

Carla Giacomozzi

Bilder der „Semirurali“ aus dem ATER-Fotobestand von Venedig

Die Schenkung des Fotobestandes

Mit einer kulturell sehr bedeutungsvollen Geste hat die ATER der Provinz Venedig im Jahr 2002 in der Person des ehrenamtlichen Präsidenten Luciano Falcier einen umfangreichen fotografischen Bestand über die in Südtirol zwischen 1928 und 1943 vom Autonomen Fascistischen Institut für Volkswohnbauten (Istituto Fascista Autonomo Case Popolari – IFACP) errichteten Bauwerke der Stadt Bozen geschenkt, deren Bürgermeister RA Giovanni Salghetti Drioli ihn entgegengenommen hat.

Die der Stadt Bozen geschenkten fotografischen Unterlagen sind noch unveröffentlicht und setzen sich aus einem Album und weiteren 38 Einzelfotos zusammen.

Alle Fotos sind schwarz-weiß und haben unterschiedliche Formate. Zum Teil enthalten sie Angaben über das Fotostudio, das sie angefertigt hat (in Bozen: Foto Ambrosi, in Trient: Foto Perdomi, in Venedig: Studio Giacomelli und Studio Ferruzzi), zum Teil fehlt jegliche Angabe.

Diese Materialien werden derzeit im Bozner Stadtarchiv aufbewahrt.

Welche Beziehung besteht zwischen ATER und IFACP?

Die Territoriale Wohnbauagentur (Agenzia Territoriale per l'Edilizia Residenziale - ATER) ist eine öffentlich-wirtschaftliche Körperschaft, die vorwiegend im Ankauf und in der Verwirklichung von zu günstigen Preisen zu vermietenden oder verkaufenden Wohngebäuden tätig ist. Die ATER der Provinz Venedig wurde 1995 anhand eines Regionalgesetzes eingerichtet und ging aus der Umwandlung des IFACP Venedig hervor.

Das IFACP Venedig wurde 1913 mit der ursprünglichen Bezeichnung „Regio Istituto Autonomo per le Case Popolari della Provincia di Venezia“ gegründet. Das IFACP Venedig hat für Bozen ein Wohnbauprogramm ausgearbeitet, das ab 1928 im Quireiner Gebiet verwirklicht wurde und eine neue Straße eröffnete, die nicht von ungefähr „Venediger Straße“ genannt wurde.

Das Bozner IFACP

1934 wurde auch in Bozen ein IFACP gegründet, womit man den Zweck verfolgte, in Südtirol die Wohnungen für die aus anderen italienischen Provinzen stammenden Industriearbeiter zu bauen; das IFACP Bozen errichtete diese Gebäude im Gebiet zwischen der Turinstraße und der Palermostraße („case intensive e semintensive“), in der Weggensteiner Straße (Gruppe „S. Giovanni“) und im Gebiet der „Semirurali“-Häuser.

Die 38 Fotos: Bauwerke des IFACP Venedig in Bozen

Die 38 Fotos beziehen sich auf den Bau von Wohnhäusern in Bozen von Seiten des IFACP Venedig und betreffen zum Großteil das Quireiner Viertel und andere Straßen wie die Trient-, die Rosmini- und die Sparkassenstraße; sie sind auf das Jahr 1928 und folgende zurückzuführen. Es liegen auch Fotos von Gebäudeskizzen (Fassaden) vor.

Das Fotoalbum: Bauwerke des IFACP Bozen in Bozen und Umgebung

Das Album trägt die Überschrift „Istituto Fascista Autonomo per le Case Popolari della Provincia di Bolzano 1935 – 1943“ und enthält 280 Fotos, die sich zum Großteil auf Bozen beziehen.

Was die Stadt Bozen angeht, so wurden insbesondere die Phasen des Baus und der Einweihung folgender Wohngebäude bebildert, die vom IFACP Bozen zwischen 1935 und 1943 errichtet wurden:

- die 8 Baulose der „case intensive e semintensive“, welche zwischen 1935 und 1943 errichtet wurden und sich in der heutigen Turin-, Dalmatien-, Rodi-, Rovigo- und Palermostraße sowie auf dem Matteotti-Platz befinden;
- die Gruppe „S. Giovanni“, welche in den Jahren 1936 und 1937 errichtet wurde und sich in der derzeitigen Weggensteiner Straße befindet;
- die 4 Baulose der „Semirurali“-Häuser, die zwischen 1938 und 1940 errichtet wurden und sich in der heutigen Palermo-, Mailand-, Cagliari-, Brescia-, Genua-, Vercelli-, Bari-, Alessandria-, Piacenza-, Udine-, Montecassino- und Sassaristraße sowie auf dem Don-Bosco-Platz befanden.

Außerdem enthält das Album einige Bilder über das 1. Baulos der „Semirurali“-Häuser in den Städten Meran (1938–1939), Sterzing (1938–1939), Brixen (1939–1940) und auf dem Brennerpass.

Die hier wiedergegebenen 26 Bilder und Bildbeschriftungen stammen aus dem Album des IFACP Bozen und beziehen sich auf den Bau und die Einweihung von Baulosen der „case intensive e semintensive“, der Gruppe „S. Giovanni“ und der Baulose der „Semirurali“-Häuser.

